ARS ET AMOR





Lith. u. Druck v. F. M. Strassberger, Leipzig.

Manner und Frauentracht von Tunis

Sittenbilder

aus

Tunis und Algerien.

Von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Nebst einer Tafel Abbildungen.

Leipzig.

Dyk'sche Buchhandlung.

1869.

I.

Tunis und Algier.

Skizze eines Vergleichs ihrer Cultur und Sitten.

Vor wenig mehr, als einem Menschenalter, hätte ein Sittenvergleich zwischen den beiden obengenannten Städten nur für diejenigen Europäer ein Interesse geboten, in welchen durch ein langjähriges, tieferes Eingehen in die inneren Verhältnisse des orientalischen Lebens und Treibens ein Sinn für die mannichfachen Einzelheiten, für die oft kaum bemerkbaren, aber dennoch bedeutungsvollen Schattirungen und Nüancirungen, welche ein moslimisches Land vom andern unterscheiden, geweckt worden wäre. Als noch beide Länder unter einheimischen Fürsten, auf etwa gleicher Culturstufe standen, als man in Algier noch nichts von Franzosenherrschaft und in Tunis noch nichts von der sogenannten Reform wußte, welche Sultan Mahmud der Zweite im ganzen Gebiet des Halbmonds zur Mode machen sollte, da hätte der Europäer, welcher zum erstenmal nach diesen Städten gekommen wäre, in der einen nur einen auf den ersten Blick anscheinend getreuen Abklatsch der andern wiederzufinden glauben dürfen. Jetzt ist dies Alles anders geworden; jetzt drängt sich dem Ankömmling die Verschiedenheit in der äußern Physiognomie dieser zwei Mittelpunkte moslimischer Volksstämme gewaltsam auf. Algier ist seit 38 Jahren französisch und Tunis zwar arabisch geblieben, aber von der sogenannten Reform umgemodelt.

Im Aeußern der ersteren Stadt glaubt der Landende ein Stück des ebenverlassenen Marseille wiederzufinden, so ganz hat hier jene Parole der französischen Architekten sich zur Geltung gebracht, welche „Alignement“ heißt, und welche alle Häuser, wie die Fronte eines Linienregiments, in Reih und Glied zu stehen zwingt, ihnen eine gleiche Stockwerkshöhe, eine gleiche Façade vorschreibt, und schnurgrade Straßen sowie rechtwinklige Plätze an Stelle des früheren bunten Chaos der phantastischen, vielgewundenen Gäßchen und der oft sehr unebenen Lichtungen zwischen dem unregelmäßigen Häusermeer gesetzt hat. Auch durch die äußere Erscheinung des bei Weitem größten Theils der Bevölkerung wird der Reisende an gewohnte europäische Bilder erinnert. Aber neben den im modernen Culturgewand sich darbietenden Franzosen, Spaniern, Maltesern und andern Abkömmlingen romanischer Nationen, welche wohl zwei Drittheile der Seelenzahl des heutigen Algier ausmachen, wird ihm ein anderer Theil der Bevölkerung als durchaus heterogen auffallen, ein Volkselement, welches zwar, ähnlich wie ein Oeltropfen vom Wasser, rings von dem französischen umfluthet werden konnte, das sich aber, eben so wenig wie jene Flüssigkeit mit der andern, mit diesem vermischt hat. Dieses Volkselement bilden die Mauren, wie man die Stadtaraber vorzugsweise zu nennen liebt, und die in Algier ansässig gewordenen einheimischen Landleute. Mit diesen allein können wir es hier natürlich zu thun haben, denn sie allein sind es, welche dasjenige Algier, welches wir mit Tunis vergleichen wollen, d. h. das maurische Algier, constituiren.

Dieser Ausdruck „das maurische Algier“ läßt sich nicht nur in ethnologischer, sondern auch in topographischer Beziehung anwenden, denn noch giebt es in Algier einen maurischen Stadttheil, eine kleine moslimische Oase mitten

in der Wüste des Franzosenthums, wo der Islam sich noch lebensfähig und zäh bewährt und jedem fremden eindringengenden Element einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzt. In Sprache, Sitte, Religion, Rechtsanschauung, in Kleidung und in Ernährungsweise, in Allem, nur nicht an politischer Bedeutung, an Größe, an Reichthum und Gewicht, ist das maurische Algier noch heute dasselbe, was es vor 40 Jahren war, und das „civilisirteste Volk der Erde", wie die Franzosen sich zu nennen belieben, hat in demselben noch äußerst wenige Ideentriumphe gefeiert. Die hohe Aufgabe, die ganze Welt zu civilisiren, die Culturidee, für welche sie ihre Kriege führt, diese völkerbeglückenden Abstracta, welche die große Nation nach dem Wortlaut ihrer Proclamationen beseelen, wurden in diesem unverbesserlichen maurischen Algier nie begriffen. Es beugt zwar gezwungener Maßen seinen Nacken unter das Joch des französischen Schwertes, aber die französischen Ideen wollen seinen Bewohnern nicht in den Kopf, ja selbst ihr Körper scheint einen strafbaren Widerwillen gegen die elegante Pariser Umhüllung zu empfinden. Grade der Umstand, daß sie von einem civilisirten Volk beherrscht werden, hat die Mauren Algiers verhindert, jene sogenannte Reform oder Europäisirung anzunehmen, welche in andern moslimischen Ländern sich Eingang zu verschaffen wußte. Denn hier konnte jene Reform nicht durch das Beispiel eines gläubigen Fürsten eingeführt und vorgeschrieben werden, da ein solcher nicht mehr existirte; und die Franzosen zeigten sich so vernünftig, daß sie dieselbe nicht mit Gewalt aufdrangen und einsichtiger Weise sehr wenig Werth auf eine solche, doch nur rein äußerliche Metamorphosirung legten. Nie hat aber ein Moslem die vermeintliche Reform anders, als auf gezwungene Weise, angenommen. Da nun ein solcher Zwang in Algier nicht stattfand, so unterblieb auch die Ummodelung

seiner einheimischen Bewohner nach dem französischen Modejournal. So erscheint also das arabische Culturelement unter der einheimischen Bevölkerung des von Franzosen beherrschten Landes so ungeschwächt und verhältnißmäßig rein, wie wir es in andern Gebieten des Islam, das halbbarbarischen Marokko und natürlich auch Arabien selbst ausgenommen, kaum irgendwo mehr zu entdecken vermögen.

Grade entgegengesetzt verhält es sich in dieser Beziehung mit Tunis. Hier tritt dem Ankömmling auf den ersten Blick durchaus nichts Europäisches entgegen. Das labyrinthische Wirrsal der unregelmäßigen, alle möglichen Curven beschreibenden Straßen, abwechselnd mit finsteren, gewölbten, fast unterirdischen Gängen, die man für Vorhallen düsterer Kerker zu halten versucht ist, welche aber Verbindungsgassen bilden, die langen dunkeln Basars mit ihren die Straße überhängenden Schirmdächern, die niederen würfelförmigen Häuser, von Terassen gekrönt, das kleine Heer der schöngerundeten, majestätischen Moscheenkuppeln, die ächt maurischen, viereckigen Minarete, und daneben der Mangel an Pflaster, Straßenbeleuchtung und Verdeckung der Kloaken, die halbzerfallenen mittelalterlichen Stadtmauern mit ihren sieben alterthümlichen Thoren, Alles dieß trägt noch so unverfälscht den einheimischen Stempel, wie wir dergleichen in der Türkei und Aegypten jetzt umsonst suchen. Dieses ächtorientalische Bild, welches uns Malerisches dicht neben dem Unschönsten und oft in inniger Vereinigung mit ihm darbietet, wird uns so lange im Wesentlichen nicht zerstört, als wir uns in den Straßen und Basars der eigentlichen Maurenstadt herumtreiben. Einen grellen Contrast gewährt freilich das europäische Viertel, in welchem die Consuln, die fremden Kaufleute und jener Auswurf Europa's, welcher nur in Afrika geduldet wird, wohnen, aber dieses hat doch eigentlich mit einer wirklichen

europäischen Stadt nur äußerst wenig gemein; alles Europäische scheint auch hier jener eigenthümlichen Modification zu unterliegen, welche ihm in allen moslimischen Ländern zu Theil zu werden pflegt.

In all' diesen Ländern empfindet das anständigere europäische Element, welches durch die Consuln, Kaufleute und reellen Handwerker vertreten erscheint, das Bedürfniß, sich zurückzuziehen und beinahe hermetisch abzuschließen, zum Theil wohl gegen eine mögliche Reibung mit dem muselmännischen Fanatismus, zum größeren Theile aber gewiß gegen die Berührung mit dem Janhagel der eigenen Landsleute, dem Heer von Spitzbuben aus allen Gegenden Südeuropa's, welche die Pest aller afrikanischen Küstenstädte bilden. Dieses Bedürfniß spricht sich, ebensogut wie in den andern Städten, auch in Tunis in der Bauart der Häuser selbst aus. Unnahbarkeit oder wenigstens mögliche Erschwerung der Zugänglichkeit scheint bei ihrer Anlage das Wünschenswertheste gewesen zu sein, welches erreicht werden mußte, insofern es mit der europäischen Bauart, in welcher die meisten Häuser der Consuln und reicheren Kaufleute errichtet sind, vereinigt werden konnte; und es wurde auch erreicht, denn fast immer trennt ein massiver Vorbau und hinter diesem ein oft geräumiger Vorhof das Hauptgebäude von der Straße weit ab und, damit ja die so errungene Erschwerung der Zugänglichkeit nicht verloren gehe, so sitzen an jeder Consulatspforte zwei oder drei bewaffnete Araber, Amtsdiener oder, wenn man will, Polizisten, welche hier noch den alttürkischen Titel Janitscharen bewahren, und diese erweisen sich ihrer Aufgabe, den Zugang in's Haus Jedermann zu erschweren und Vielen sogar ganz unmöglich zu machen, vollkommen gewachsen. Solche officiellen Cerberi besitzen freilich nur die Consuln,

Viceconsuln oder die Agenten europäischer Staatsanstalten, wie des französischen Telegraphen, der italienischen Post u. s. w. Bei den andern angesehenen Europäern müssen Privatdiener dieselben Dienste leisten und so erscheint fast jedes Haus bewacht, ein Umstand, welcher diesem europäischen Viertel eine ganz eigenthümliche Physiognomie verleiht. Die Bewohner der Consulate erblickt man nur selten auf der Straße und dann auch immer im officiellen Pomp, mit ihren goldbebordeten Uniformsmützen auf dem Kopfe, um ja nicht allenfalls mit den übrigen Europäern von Tunis verwechselt zu werden. Dagegen finden sich die Straßen dieses Stadttheils fast ausschließlich im Besitz jenes unberechenbaren Lumpengesindels, welches neun Zehntel der europäischen Bevölkerung von Tunis bildet und das der zärtlichen Vatersorge der Consuln empfohlen ist, deren Hauptschrecken es ausmacht. Namentlich der italienische Consul hat viel von seinen theuren Landsleuten zu leiden, welche ihm manchmal im buchstäblichen Sinne des Wortes theuer werden, denn die Meisten wollen unterstützt, möchten auch wohl ganz und gar vom Consul freigehalten werden und verstehen ihre Ansprüche oft auf tumultuarische Weise an der Consulatspforte geltend zu machen, wo dann die Götter wüßten, was aus dem armen Consul werden sollte, wenn er nicht seine drei handfesten, bis an die Zähne bewaffneten Janitscharen besäße. Wovon diese Leute eigentlich leben, wenn es nicht vom Diebstahl ist, scheint schwer zu ergründen, geht mich übrigens auch nichts an, da ich es hier nur mit der einheimischen Bevölkerung zu thun habe. Sie verleihen übrigens dem von ihnen durchschwärmten Stadttheil nur eine sehr modificirte europäische Physiognomie, da es ihnen nicht selten beliebt, ihr Haupt mit orientalischen Fesmützen, ihren Leib mit Seidenschärpen zu schmücken, welche Zuthaten zwar die Banditenhaftigkeit ihres Aeußern

nicht wenig erhöhen, ihnen aber zugleich ein keineswegs mehr europäisch zu nennendes Aussehen gewähren.

So sehen wir also auch in dem äußern Auftreten der Europäer in den beiden Nachbarstädten, Tunis und Algier, einen ebenso auffallenden Contrast, wie in ihren moslimischen Bevölkerungen. In letzterer macht sich das vornehmere Europäerthum officiell breit, glänzt im vollen Strahlenglanze seines Militärdünkels und seines bureaukratischen Stolzes, paradirt auf Gassen und Plätzen, sonnt sich in den am Meisten den Blicken ausgesetzten öffentlichen Vergnügungsorten, und tritt überhaupt herausfordernd und in jeder Beziehung unverschämt auf. In Tunis dagegen verkriecht es sich wie ein Dachs in seinem Bau, wo es in würdevoller Zurückgezogenheit seines Fettwanstes pflegt, und, wenn es sich ja einmal hinauswagen muß, so geschieht es nicht ohne den schützenden Winterpelz polizeilicher Bedeckung. Aber auch auf das gemeinere, und namentlich das allergemeinste Europäerthum, die in beiden Städten zahlreich vertretene Spitzbubencolonie, dehnt sich die auffallende Unterscheidbarkeit beider Bevölkerungsmittelpunkte aus und zwar zeigt hier die Bilanz eine entschiedene Schwankung zu Gunsten von Algier. Denn in letzterem werden wenigstens die Schurken von Polizei bewacht und vom Militär in Schrecken gehalten, und, wenn sie, was oft geschieht, ihr gewohntes Handwerk des Stehlens ausüben, eingesperrt und bestraft. Leider geschieht dieses in Tunis nicht, da diese Biedermänner hier lediglich unter der Justiz der Consuln ihrer Nation stehen und letztere, sei es der Kosten und Beschwerden wegen, sei es um nicht den Moslims gegenüber ihre Landsleute in ein allzuschlechtes Licht zu setzen, einen großen Widerwillen gegen energische Polizei- und Justiz-Maßregeln an den Tag legen.

Indeß um zur moslimischen Bevölkerung zurückzukehren,

welche uns doch in einer arabischen Stadt vorzugsweise interessiren muß, so zeigt sich auch in dieser ein nicht weniger greller Contrast zwischen der äußern Erscheinung der von Frankreich beherrschten Araber und derjenigen, welche sich einer nationalen Unabhängigkeit erfreuen und zwar bietet sich uns hier die fast wie ein Paradoxon klingende Thatsache, daß die freigebliebenen Araber Nachäffer französischer Moden geworden und die geknechteten Verächter derselben geblieben sind. Während wir gesehen haben, daß die Mauren von Algier sich streng von jeder Anbequemung an europäische Cultur, Sitte, Tracht und Rechtsanschauung fern halten, so erblicken wir bei den Tunisern, wenigstens bei allen denjenigen, welche mit Regierung und Behörden in näherer Verbindung stehen, gerade das Gegentheil, oder um mich ganz der Wirklichkeit gemäß auszudrücken, das Abbild des Gegentheils, denn tief ist die Europäisirung doch eigentlich nicht in das Wesen irgend eines Theils dieses Volkes eingedrungen. Aber dieses Simulacrum genügt, um der äußeren Physiognomie vieler Sammelplätze Tunisischer Eingebornen einen höchst fremdartigen Stempel aufzudrücken, einen Stempel, welchen man insofern europäisch nennen könnte, als er ursprünglich nach einem europäischen Vorbild entworfen und gemodelt erscheint

Dieses Vorbild wurde vor etwa dreißig Jahren von dem vorletzten Bey, Ahmed Pascha, officiell für alle Bürger von Tunis als nachahmungswürdig aufgestellt und für Beamten und Militär, sowie für den Hof und den Haushalt aller Großen sogar als unumgänglich nothwendige Richtschnur vorgeschrieben. Darin hauptsächlich bestand die sogenannte Reform, jene von Sultan Mahmud in Anregung gebrachte und, einer ansteckenden Epidemie gleich, bald durch den ganzen Orient verbreitete Umwandlungsmanie. Diese Umwandlung erstreckte sich freilich mehr auf die Annahme rein äußerlicher

Aenderungen, welche man, in Ermangelung eines tieferen Verständnisses, als ersten und hauptsächlichsten Schritt zur Civilisation ansah. Das Erste war, daß der Turban heruntergerissen, der Kaftan abgelegt, die weiten, bequemen, türkischen Beinkleider ausgezogen und an ihrer Stelle der Körper in die ungewohnte europäische Zwangsjacke eines steifen, engzugeknöpften Uniformrockes und knappanliegender Pantalons gesteckt und der Hals in eine hohe, steife, zu Erdrosselungszwecken trefflich geeignete Roßhaarbinde eingeschnürt werden mußte. Blieb noch die Schwierigkeit, welche Kopfbedeckung man an Stelle des verschmähten Turbans setzen solle? Einen Schako, Federhut oder Mütze anzunehmen, das konnte das moslimische Vorurtheil denn doch nicht über sich gewinnen. Jede leichtabnehmbare Kopfbedeckung deutete ja auf die gottlose europäische Sitte, das Haupt zuweilen zu entblößen, und ein gläubiger Moslem durfte selbst nicht in den leisesten Verdacht kommen, jemals so etwas Ketzerisches thun zu wollen. Nach langer Berathung entschloß man sich, in dem einzigen Punkte der Hauptumhüllung schließlich doch von dem sonst so malerischen und nachahmungswürdigen europäischen Vorbild abzuweichen, zwar nicht den mit der steifen Uniform und der erstickenden Commiscravatte unverträglich scheinenden Turban wieder in's Leben zu rufen, aber doch diejenige Kopfbedeckung, welche früher nur den Mittelpunkt dieser bauschigen Umhüllung gebildet hatte, das rothe Fes, beizubehalten. Dieses rothe Fes ist nämlich keineswegs, wie manche naive Europäer vermeinen, erst durch die Reform eingeführt worden, sondern bildete seit undenklicher Zeit die Grundlage der arabischen und türkischen Kopfbedeckung, um welche der Turban nur zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen herumgewickelt erschien. Da letzterer aber das rothe Fes oft ganz verhüllte, so scheint der Irrthum vieler Touristen erklärlich,

welche, weil sie dieß Fes unter dem Turban nicht sahen, auf die Idee geriethen, dieses sei früher nicht getragen und erst durch Sultan Mahmuds Machtbefehl eingeführt worden. Dieser Machtbefehl, von welchem derjenige des Bey von Tunis, Ahmed Pascha, eine verkleinerte Ausgabe bildete, erstreckte sich aber in Wirklichkeit, was die Hauptumhüllung betraf, nur auf Ablegung des um das Fes gewickelten Muslinstückes, so daß das rothe Mützchen nun in seinem vollen Strahlenglanze zum Vorschein kam, während es bisher in bescheidenem Versteck geschlummert hatte. Der Machtbefehl mußte sowohl in diesem Stück, als im übrigen Costümwechsel, von Allen, welche das Brod der Regierung aßen, befolgt werden und so trat auf einmal jene Metamorphose ein, welche macht, daß alle officiellen Personen in Tunis, ebensogut wie in Constantinopel selbst, wie Caricaturen von Europäern aussehen.

Denn, obgleich die Regierung den Wunsch zu hegen schien, ihre Unterthanen in vollkommene Europäer umzuwandeln, so vermochte sie es doch nicht, zu bewerkstelligen, daß das neue Costüm diesen Unterthanen gut stand. Es stand ihnen vielmehr sehr schlecht, und bald fanden sie es auch schrecklich unbequem. Der orientalische Schlendrian kam allmählich wieder zur Geltung und, obgleich ihn das Machtgebot verhinderte, zur alten bequemen Tracht zurückzukehren, so verstand er es doch, in die neue alle möglichen Varianten und Modificationen hineinzubringen, welche aus der officiellen Kleidung aller Vornehmen in Tunis jenes monströse Unding gemacht haben, als welches sie heute erscheint.

Tiefer als bis zur Annahme europäischer Uniformen erstreckte sich in Tunis die Europäisirung nicht. Aber nach dem Grundsatz „Kleider machen Leute", so erweisen sich seitdem auch Alle, welche das Costüm der Reform angenommen

haben, gleichsam als Wesen neuer Art und sind auch in Wirklichkeit zu andern Erscheinungen umgemodelt. Sie verleihen so den von ihnen bewohnten Palästen, Kasernen, ja selbst ganzen Stadttheilen eine eigenthümliche, halbeuropäische, halborientalische Physiognomie, deren hervorragendster Zug das Komische zu bilden scheint.

Man denke sich jedoch die äußere Erscheinung der modernen Tuniser, selbst derjenigen, welche die sogenannte Reform angenommen haben, nicht als eine einförmige. Sie erweist sich vielmehr voll von launenhafter Abwechselung und reich an Modificationen, welche theils aus dem eigenthümlichen Beruf des Individuums, theils nur in Folge von Faulheit und Bequemlichkeit, theils auch auf Grund einer verkehrten individuellen Geschmacksrichtung entstanden sind. Diese Verwirrung sollte unter dem jetzigen Pascha noch eine Vermehrung erhalten und zwar durch die Anwendung eines neuen Princips, welches man die Reaction der Kleiderreform nennen könnte, wenn es nicht gleichfalls wieder im Sinne eines Fortschritts aufgefaßt würde. Dieses neue Princip, dieser civilisatorische Factor war ebenfalls wieder eine Costümregel, die aber dießmal eine Rückkehr zu der arabischen Tracht, wenigstens für das Militär, vorschrieb. Aber eine solche Vorschrift beruhte nicht etwa auf der vernünftigen Einsicht, daß das Nationale für jedes Volk die größte Zweckmäßigkeit besitze, sondern lediglich auch wieder auf einer Nachahmung Europa's und zwar Frankreichs, welches, beiläufig gesagt, im ganzen Orient als einzig nachahmungswürdig unter allen europäischen Staaten angesehen zu werden pflegt. Da Frankreich nun seit der Eroberung von Algier die arabische Tracht bei der von ihm neugeschaffenen unregelmäßigen Fußtruppe der sogenannten Zuaven eingeführt hatte, so erschien diese auf einmal mit dem ganzen Nimbus der Civilisation umgeben.

Dasselbe Costüm, welches früher als ein Symbol der Barbarei verachtungsvoll bei Seite geschoben worden war, offenbarte sich plötzlich in einer neuen Glorie auf dem Rücken der Söhne der „civilisirtesten Nation der Erde". Die Moslems erblickten kaum die neue Sonne, welche am Costümhimmel aufgegangen war, als sie sich auch anbetend vor ihr niederwarfen. Wie Tunis früher auf den Rath eines französischen Consuls seine Soldaten in steife europäische Uniformen gesteckt hatte, so zog es nun auf das Gutachten eines französischen Unteroffiziers diesen tapfern Kriegern den engen Rock wieder aus und die Zuaventracht an. Aber bis auf die Vornehmen hat sich diese Costümänderung nicht erstreckt und zwar aus dem Grunde, weil der Zuavenanzug ursprünglich nur die Tracht niederer Volksclassen zum Modell gehabt hatte, und die höheren im Orient sich in einer mehr umhüllenden, bauschigeren und nach ihrer Ansicht würdevolleren Kleidung, in weiten, wallenden Talaren, in langen schleppenden Kaftans zu gefallen pflegten. Deßhalb beliebten alle höheren Personagen, sowie die Hofdiener und der Haushalt der Großen die sogenannte Reform beizubehalten; sie scheinen aber zu warten, bis es einmal der liebenswürdigen und aufgeklärten Laune eines französischen Monarchen gefallen werde, den höchsteigenen Frack durch einen Kaftan zu ersetzen, um dann auch für sich die Reaction, als einen vom Centrum aller Cultur, von dem nicht genug zu preisenden Eldorado, Paris, ausgegangenen Fortschritt, annehmen zu können.

Treten wir in die Vorzimmer eines Tunisischen Großen, um uns von der Buntheit, welche obige Costümänderungen zur Folge hatten, ein Bild zu verschaffen. Da sitzt zuerst der Thürhüter, eine sehr vornehme Personage, nicht selten mit dem Orden vom Nischan Iftichar geschmückt, in einem schweren blautuchenen Ueberrock mit engen Aermeln, einem

Monstrum von Kragen und großen metallenen Knöpfen daran, ein Prachtstück, welches vielleicht einmal in den Zwanziger Jahren in irgend einer Vorstadt von Paris Mode gewesen ist. An den Beinen trägt er enge gelbe Pantalons, die viel zu kurz sind, aber doch bis an die Füße reichen müssen, ein Kunststück, welches durch ein Paar ellenlanger Strupfen, so gut es gehen will, bewerkstelligt wird. Neben ihm kauert gewöhnlich, wenn die Mahlzeitsstunde vorüber, eine nicht weniger wichtige Persönlichkeit, der Leibkoch, in sogenanntes europäisches Civil gekleidet, das heißt mit einem fettigen schwarzen Leibrock an, der eng zugeknöpft erscheint und den fürchterlichen Schmerbauch des großen Künstlers ganz nach unten drängt, wo er eine knappe violette Hose schon fast aus den Näthen getrieben hat. In diesem äußersten Vorzimmer pflegen sich auch mit Vorliebe die Eunuchen aufzuhalten, um von hier auf jeden Ton der Haremsklingel herbeieilen zu können. Der erste dieser schätzbaren Diener besteht gewöhnlich aus einer halb im Fett erstickten Masse von Negerfleisch, vom Kopf bis zu den Füßen in jungfräuliches Weiß gehüllt, eine Farbe, welche sich zur orientalischen Tracht zwar sehr gut schicken würde, da aber das Costüm des Negers aus einem Pariser Paletot und ähnlichem Unaussprechlichen besteht, so sieht er nicht anders aus, als ein Schornsteinfeger, der sich, ohne sein Gesicht zu waschen, in einen Müller verkleidet hätte. Sehr eigenthümlich nimmt sich auch der jüngere Eunuche in einem Schwalbenschwanz von altmodischem Frack aus, gewöhnlich viel zu weit, und mit ein Paar Nankinhosen, auf die ein ganzer Topf von Kaffeesatz ausgeschüttet erscheint. Einige andere Diener, sogenannte Valets de pieds, deren Hauptgeschäft im Gähnen und Nichtsthun zu bestehen scheint, fehlen auch selten in diesem Vestibul. Da sie lediglich zur Parade gehalten werden, so glänzen sie in den elegantesten

Pariser Trachten, d. h. elegant in der Erinnerung. Diese Kleidungsstücke stammen sämmtlich aus dem Depositum ihres Herrn, welcher einmal vor zehn oder zwanzig Jahren eine ganze Garderobe Pariser Anzüge angeschafft hat, in der Meinung, daß europäische Moden sich ebensowenig ändern, wie arabische. Bei diesem Geschäft ist er natürlich, wie jeder Araber, der mit Franzosen zu thun hat, fürchterlich betrogen worden; man hat ihm die ältesten Rückstände aller Kleiderläden dritten Ranges aufgekauft und nur ungefähr um das Doppelte berechnet, was die neuesten und elegantesten Artikel kosten würden. Doch darum kümmert sich der Tunisische Große nicht. Die Anzüge stammen einmal aus Paris, sie haben schrecklich viel gekostet, folglich müssen sie auch etwas vorstellen. Er glaubt deßhalb, wenn er hie und da seine Bedienten aus diesem Depositum kleidet, diesen wirklich das allerschönste Gewand anzuziehen, welches nur je aus der „Hauptstadt der Civilisation“ gekommen ist. In ihrer Art sind diese Meisterwerke der geschätztesten Künstler Frankreichs nun freilich schön, das heißt, sie glänzen gewöhnlich in den unglaublichsten Farben, zeigen sich nicht selten mit wohlfeilem Baumwollsammt prächtig verbrämt, mit Trobdeln, Schnürchen und Quästchen geschmückt, kurz, sie sehen so abenteuerlich aus, daß selbst der ärmste Europäer sich geniren würde, sie anzuziehen. Namentlich jenes Kleidungsstück, welches auf Französisch „Polonaise“ heißt, das aus einem langen, engen, mit Schnüren und Quasten besetzten Ueberrock besteht und welches, glaube ich, vor vierzig Jahren einmal Mode war, findet hier in Tunis einen trefflichen Abgang für diejenigen Exemplare desselben, welche dem Mottenfraß entgangen sind.

Neben diesem in das Flitterwerk eines Pariser Trödelmarkts gekleideten Gefolge des großen Mannes füllen seine Vorzimmer fast täglich auch noch einige tapfere Tunisische

Krieger, welche die wichtige Aufgabe, einen Brief oder ein Packetchen zu überbringen, hiehergeführt hat und die man oft tagelang auf Antwort warten läßt, um ihnen dann schließlich zu sagen, es wäre gar keine nöthig und sie hätten eigentlich schon längst gehen können. Wehe ihnen aber, wenn die armen Teufel, welche von großen wie kleinen Würdenträgern auf's Fürchterlichste tyrannisirt zu werden pflegen, wirklich gegangen wären. Warten müssen sie und zwar stehend warten, denn der Thürsteher, Koch, Eunuchen und Bediente sind viel zu vornehme Persönlichkeiten, als daß es einem gemeinen Soldaten gestattet sein könnte, sich in ihrer Gegenwart oder gar neben ihnen auf eine Bank niederzulassen. Da wandern denn die Unglücklichen den ganzen lieben langen Tag in dem Vorzimmer auf und ab, schleichen um dessen Thüre herum, oder stehen kerzengerade aufgerichtet vor dessen Fenster, wobei es ein Wunder scheint, wie sie bei ihrer schlechten Kost noch so viel Kraft besitzen, um sich einen ganzen Tag auf den Beinen halten zu können.

Ihre Kleidung bildet das oben schon flüchtig erwähnte Zuavencostüm, aber mit was für häßlichen Modificationen! Jacken und Weste zeigen sich so knapp, der Turban so elend schwindsüchtig, daß man gleich merkt, nur Sparsamkeit könne jene Modificationen ins Leben gerufen zu haben. Am meisten scheint jedoch an den Unaussprechlichen dieser armen Teufel gespart worden zu sein. Während das Beinkleid der französischen Zuaven ohnehin schon enger ausgefallen ist, als jenes der eigentlichen arabischen Tracht, so hat man das der Tuniser Infanterie, wahrscheinlich um ihr womöglich ein noch civilisirteres Aussehen zu verleihen, noch knapper zugestutzt, so daß es den Arabern nicht anders vorkommen kann, als wie ein längst ausgewachsenes Kindergewand, welches ein Erwachsener aus bitterer Armuth hätte beibehalten müssen. Die Füße,

bis auf ein Paar schlechte Schlappen, welche eigentlich nur die Sohlen decken, hat man vernünftiger Weise nackt gelassen, (wenn sie nur zuweilen gewaschen würden!) dagegen die Waden in ein Paar den französischen nachgeahmte lederne Beinschienen eingepreßt, die vielleicht ursprünglich bestimmt waren, gelb auszusehen, aber jetzt sich wenig von der Mutter Erde an Farbe unterscheiden. In diesem Geizhalscostüme stecken wahre Lazarusgestalten, durch schlechte Kost zu Skeletten heruntergemagerte, greisenhafte Jünglinge, meistens von einer abschreckenden Häßlichkeit, aber gewiß in keiner andern Weise schreckhaft für einen etwaigen Feind.

Schreiten wir nun durch das zweite Vorzimmer, in welchem wir eine vornehmere Auflage der ersten, aber sonst ganz nach demselben Schnitte zugestutzt, erblicken, in das Staatsgemach des großen Mannes selbst. Dieser ist immer ein General; wenn er auch nie einen Säbel geführt hat und vor dem Anblick eines Gewehres schon die Flucht ergreift, wenn seine Beschäftigung oder sein Nichtsthun auch das friedlichste von der Welt, so schmückt ihn doch jener militärische Titel, welchen hier in Tunis Civilisten, ja selbst zur Vornehmheit beförderte Kinder Israels eben so gut führen, wie der tapfere General Saruk, welcher bei Gelegenheit des letzten Aufstandes, wie Flaccus, „so kühn davon gelaufen". Aber, obgleich dieser Titel das Recht mit sich bringt, eine pomphafte Generalsuniform zu tragen, so gefällt sich der große Mann doch gewöhnlich in einem sogenannten europäischen Civilanzuge, das heißt er trägt in Haus und Harem die obenbeschriebene „Polonaise" mit schrecklich viel schlechtem Sammt und lumpigen Trodbeln, Schnürchen und Quästchen verziert, ein kunstreiches Ganze, welches ihm von einem Pariser Schwindler der Scheere und des Bügeleisens als das neueste Erzeugniß des aufgeklärten Erfindungsgeistes der großen

Nation um schrecklich viel Geld verkauft worden ist. Auf diesem Civilrock läßt er es sich aber nicht nehmen, seine verschiedenen Orden, worunter immer der große Stern des Nischan Iftichar, welchen jeder General von Amtswegen als selbstverständlich, und selbst ohne den Vorwand eines sogenannten Verdienstes, zu bekommen scheint, zur Schau zu tragen. Da aber die orientalische Würde durch zwei Röcke besser, als durch einen repräsentirt erscheint, so überdeckt die ganze Herrlichkeit nicht selten ein altmodischer Pariser Winterpaletot, der jedoch vorn offen stehen muß, damit ja die Ordensblendung nicht verloren gehe. Da sitzt der Würdenträger auf einem altmodischen europäischen Sopha (denn die Reform hat sich auch auf die Möbel erstreckt) mit ausgezogenen Schuhen, was die komische Einzelheit zum Vorschein bringt, daß nun die nie fehlenden Strupfen der Hosen auf dem bloßen Fuß anliegen und bei ihrer starken Anspannung oft tief in die nackte Sohle einzuschneiden scheinen. Um ihn herum stehen seine sogenannten Adjutanten oder Ordonnanzoffiziere, in enge europäische Uniformen eingeknöpft und seine Secretäre, in seltsame schwarze Leibröcke gekleidet. Alle, selbst der Würdenträger schnüren ihren Hals in die hohe altväterische Commiscravatte ein, ganz derjenigen ähnlich, welche in Deutschland vor vierzig Jahren beim Militär vorschriftsmäßig war.

Bieten auf diese Weise alle im Sold der Regierung stehenden Personen in Tunis mehr oder weniger ein lächerliches Zerrbild veralteter europäischer Moden dar, so erscheint dagegen das eigentliche Volk, der wohlhabende, sowie der arme Bürgerstand und das allerdings fast allein von allen Ständen zahlreich vertretene Proletariat noch unverfälscht arabisch und urwüchsig national. In der Kleidung unterscheidet es sich von dem der Nachbarstadt Algier nur in

Einzelheiten, hauptsächlich in zwei Dingen, nämlich in der Form seiner mantelartigen Umhüllung und in der Fußbekleidung. Erstere bildet bei den Algierern gewöhnlich der Capuzenmantel, Burnus oder Bernus genannt, und oft auch, freilich nur bei Städtern, der Capote, Caban oder Capuzenoberrock. Bei den Tunisern dagegen erscheinen diese Gewande mit Vorliebe durch die Dschebba oder Dschubba ersetzt, eine Art von weitem Ueberhemd mit offenen, sehr kurzen Aermeln, aus Seide, Halbseide, oder feiner Wolle verfertigt, ein für Winter, wie Sommer gleich zweckmäßiges Kleidungsstück, indem man unter ihm sich so warm, wie es nur immer die Jahreszeit erheischen mag, kleiden kann, ohne zu fürchten, daß dann die Dschubba sich zu eng zeigen könne, aber, wenn man will, auch nicht mehr als ein einfaches Hemd zu tragen braucht, da die Dschubba durch ihre verhüllende Eigenschaft allein schon dem Anstande genügt. Die Fußbekleidung dagegen bildet in Tunis das einzige Costümstück, in welchem die Reform sich auch bei dem Volke geltend zu machen wußte. Diese ist durchweg europäisch und zwar erst in den letzten zehn Jahren an Stelle der früheren einheimischen getreten. Nicht so bei den allem Französischen so sehr abgeneigten Algierern. Letztere würden es fast für einen Verrath ihrer Nationalität ansehen, wenn ein Maure französische Schuhe anzöge. Statt deren tragen sie allgemein noch die weit ausgeschnittenen, vorn abgerundeten arabischen Sabat.

Im Uebrigen zeigt sich die Männertracht in Tunis aus denselben Gegenständen, wie die der Algierer, zusammengesetzt, aus Costümstücken, welche sich eigentlich nur durch die Namen unterscheiden. Denn, obgleich der Dialect beider Städte sich fast als derselbe erweist, so finden wir doch seltsamer Weise grade für die gleichen Costümstücke in beiden Orten verschiedene Benennungen. Die enganliegende, vorn mit Stickerei

versehene Unterweste, und die darüber offen stehende Oberweste bemerken wir an den beiderseitigen Costümen, aber in Tunis unter dem Namen Kbaya, in Algier unter demjenigen von Bdaya. Die kleine zierliche Jacke, welche auch ins Zuavencostüm überging, heißt in Tunis Mentan, in Algier Rulila. Letzteren Namen giebt man dagegen in Tunis einem andern halbeuropäischen Kleidungsstück, welches zwischen Jacke und Röckchen die Mitte hält, und von den Algierern nur sehr selten getragen, dann aber seinem Ursprung gemäß mit dem französischen Wort „Paletot", woraus man „Balato" gemacht hat, bezeichnet wird. Sogar für den Turban belieben beide Städte verschiedene Namen, die eine Turbanti, Tunis dagegen Kaschgat. In letzterer Stadt heißen die Strümpfe Klaset, in Algier Skatscher. Nur das rothe Fes führt in beiden die gleiche Bezeichnung mit dem aus dem Kabylischen entlehnten Worte Schaschiya, während das Arabische dafür Tarbusch und die türkisch-griechische Bezeichnung Fes lautet.

Ein viel auffallenderer Unterschied findet zwischen der äußeren Erscheinung der Frauen in beiden Städten Statt. In der Kleidung der Algiererinnen erblicken wir eigentlich nur eine verfeinerte und verschönerte Auflage der Männertracht. Dieselbe zierliche kleine Jacke, dieselben weiten, wallenden Beinkleider, derselbe reiche Gürtel schmücken diese Schönen, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihnen Goldbrocat und schwere Seide an die Stelle des bei ihren Eheherrn üblichen Tuches treten. Dem Europäer, dessen Auge durch Crinolinen und Schleppkleider verwöhnt ist, mag ein solches Costüm unweiblich vorkommen und in der That gehört eine gewisse Gewöhnung dazu, ehe man es dahin bringt, diese etwas knabenhaft aussehenden Schönen als Repräsentantinnen ihres Geschlechts zu erkennen. Aber unter allen orientalischen Frauen-

trachten kenne ich keine geschmackvollere, graciösere und dem eigenthümlichen Typus dieser Weiber mehr angemessene, als die der Algiererinnen. Was für ein monströses Unding dagegen erblicken wir in dem weiblichen Costüm von Tunis? Es scheint fast, als ob diese Schönen sich das Unvortheilhafteste ausgesucht hätten, um ihren sonst gar nicht häßlichen Gestalten aus irgend einem unbegreiflichen Grunde etwas Abschreckendes zu verleihen. Ihre Weise, sich zu kleiden, bildet grade das Gegentheil von derjenigen der Europäerinnen, welche den untern Theil des Körpers in weite, wallende Gewänder einhüllen, dagegen den oberen durch knappanliegende Taillen oder Büsten mit all' seiner natürlichen Formenschönheit zur vollen Geltung bringen. Hier aber geht grade der graciöseste Theil der weiblichen Gestalt, Brust, Nacken und Taille für das Auge gänzlich verloren und erscheint von einem weiten, wallenden Oberhemd verdeckt, welches zwar im Grunde genommen sich wenig verschieden von der bei den Männern beschriebenen Dschubba erweist, aber doch anders, nämlich mit der Bezeichnung „Suriya" benannt zu werden pflegt. Leider reicht es nicht so tief hinab, wie die Dschubba, sondern nur wenig über die Hüften, und giebt so Gelegenheit, die größte Geschmacksverkehrtheit dieses Frauencostüms recht augenfällig zu gewahren. Diese Geschmacksverkehrtheit besteht in der überaus unmalerischen und unvortheilhaften Bekleidung der Beine. Dieselben erscheinen nämlich in eine abscheuliche, knappanliegende Hose eingeschlossen und da sie bei der Mehrzahl dieser Damen sich von einer ganz außerordentlichen Fülle, aber ohne jegliches Anzeichen von Wade, Knöchel, Kniee u. s. w. darbieten, so erblicken wir nichts, als zwei enorme Fleischsäulen oder Fettpilaster, von einem enganliegenden Beinkleid überzogen. Auch die Stellung, welche diese Damen vorzugsweise belieben, ist eher geeignet, diese Geschmacksver-

kehrtheit noch abstoßender erscheinen zu lassen, als sie zu mildern. Sie pflegen sich nämlich außerordentlich darin zu gefallen, das eine Bein auf das Knie des andern zu stützen und da durch solche Lage die Fettmassen noch angespannter und gedunsener hervortreten, so macht sich die Hippopotamusform ihres Untergestells in ihrer vollen Unschönheit geltend. Von ihrer Hauptumhüllung kann man gleichfalls wenig Vortheilhaftes sagen. Während die jungen Algierinnen ein niedliches, goldgesticktes Fes auf dem aufgelösten Haar schief hängend, kokett und zierlich schaukeln, erblicken wir bei den Tuniserinnen das Haupt von einem schwerfälligen Wollenshawl eingerahmt, der die Haare ganz verdeckt und tief auf die Brust niedersinkend, die Bauschigkeit der diesen Körpertheil bedeckenden Verhüllung noch unvortheilhaft vermehrt.

Bei festlichen Anlässen erhält die Liebe zum Luxus, welche sowohl Algierinnen, wie Tuniserinnen inne wohnt, Gelegenheit, diesem Costüm die Ausschmückung mit Juwelen, Ohr- und Finger-Ringen, goldenen Ketten, Arm- und Bein-Spangen, und ähnlichen Zierrathen hinzuzufügen. Namentlich die Diamanten erfreuen sich bei diesen Schönen einer ebenso hervorragenden Beliebtheit, wie bei unsern elegantesten Salondamen, und in Tunis, ebenso gut wie in Europa, bildet es das eifrigste Bestreben der Frauen, ihren Mann durch den Ankauf eines Diamantschmuckes zu ruiniren. Freilich geschieht Letzteres in viel geringerem Grade als in Europa, da man hier auf Façon außerordentlich wenig zu geben und nur den Baarwerth des Schmuckes zu berücksichtigen pflegt, welcher der Kaufsumme wenig nachstehen darf und so ein zwar todtes, aber doch sicheres, gespartes Capital bildet, das in der größten Noth, aber auch nur in der allergrößten, als letzte Hülfe von der Familie in Anspruch genommen wird. Ich möchte die kühne Vermuthung wagen, daß die Maurinnen die brillantirten

Diamanten, welche bekanntlich das geschätzteste Schmuckwerk und die höchste Stufe der Eitelkeitsbefriedigung jeder Europäerin bilden, bis jetzt deßhalb verschmähen, weil ihre Feste sie nur mit ihrem eignen Geschlecht, nie aber mit Männern in Berührung bringen und sie folglich keine Gelegenheit besitzen, die Gesichtswerkzeuge dieser Letzteren zu blenden. Wenn einmal das Unerhörte geschehen sollte und moslimische Damen auf Bällen und Gesellschaften zu glänzen Gelegenheit bekämen, dann, fürchte ich, werden sie gleichfalls sehr bald zu den zierlichen, funkelnden Brillanten greifen und durch deren Ankauf ihre Männer wirklich ruiniren. Einstweilen aber begnügen sie sich mit rohen, oder nur sehr einfach geschliffenen Diamanten. Solche bilden aber auch den Ehrgeiz selbst der ärmsten Frau, und wenn sogar durchaus kein Vermögen vorhanden ist, wenn der Mann selbst kaum das tägliche Brod besitzt, so wird ihm doch keine Ruhe gelassen, bis er, und sei es auch auf Borg, den er mit monatlichen Wucherzinsen abtragen muß, das theure Spielzeug für die geliebte Ehehälfte angeschafft hat. Auf diese Weise finden sich in Tunis, wie in Algier, Frauen im Besitz von Diamanten, deren Vermögensstand und sociale Stellung sich nicht über die einer ärmeren Handwerkersgattin in Europa erheben.

Wenn die Schönen nur wenigstens oft Gelegenheit besäßen, diese so mühevoll dem Gemahl abgerungenen Schmuckgegenstände zu tragen! Aber leider herrscht ein großer Mangel an solchen Gelegenheiten. Fast den einzigen Anlaß hiezu bieten die Hochzeiten, weil diese Festlichkeiten nur im Frauenkreise glänzend gefeiert zu werden pflegen und die Damen dabei allein den vollen Glanz ihres Costüms und Schmuckes entwickeln können, während sie bei den andern auch Männern offenstehenden Vergnügungen nur als tiefverschleierte Zuschauerinnen von der Höhe eines Gitterbalcons herab zugegen sein

dürfen. Bei der Hochzeit aber pflegt die Braut acht Tage lang für alle Damen, bekannte wie unbekannte, offenes Haus zu halten und sie mit Backwerk und Erfrischungen zu erquicken, sowie mit dem Ohrenschmaus bezahlten Gesanges und mit der Augenweide gemietheter Tänzerinnen zu laben. Bei solchen Anlässen läßt es sich auch keine Frau und kein erwachsenes Mädchen nehmen, zu erscheinen und möglichst viel Glanz zu entwickeln, und sei dieser selbst, wie es oft vorkommt, nur ein erborgter. Manchmal genügt jedoch der ganze Familienreichthum nur dazu, um ein einziges Mitglied des Harems festesgemäß aufzustutzen. Da werden denn alle Kostbarkeiten des Hauses, und nicht selten noch einige geborgte dazu, auf diese Glückliche gehäuft und sie darf einen ganzen Tag lang die Würde und Ehre ihrer Familie im Festesjubel repräsentiren, sich an den schmachtenden Bewegungen der Tänzerinnen, sowie an den hohen Nasentönen der Sängerinnen ergötzen und sich an den ungeheuren Massen von Süßigkeiten, welche dabei gereicht zu werden pflegen, den Magen gründlich verderben. Da jedoch diese Hochzeitsfreude acht Tage zu dauern pflegt, so bekommt jedes Mitglied des Harems, eines nach dem andern, Gelegenheit, in demselben Schmuck und oft in denselben Kleidern zu prangen und einen Tag der Eitelkeitsbefriedigung und des Genusses zu verleben.

Die andern festlichen Gelegenheiten vereinigen nur die Männer, deren Hauptvergnügen in einem Festschmaus und in einem sehr verlängerten nächtlichen Beisammensitzen besteht, dessen oft höchst lahme Conversation durch die Flöte und Tamburinen einiger Negermusikanten unterbrochen wird. In allen diesen Festen unterscheiden sich Algier, wie Tunis, wenig von einander, und nur im Reichthum und Glanz mag es letztere Stadt etwas der ersteren zuvorthun. Von den eigentlichen

Hoffesten spreche ich hier natürlich nicht, da sie ein Ding sui generis bilden und nichts mit Volkssitten gemein haben.

Dehnen wir nun, nachdem wir uns vielleicht etwas zu lange bei Aeußerlichkeiten aufgehalten haben, unsern Sittenvergleich zwischen Tunis und Algier auf ein ernsteres Gebiet, nämlich auf die religiösen Anschauungen, den öffentlichen Unterricht, die politischen Zustände, in so weit dieselben in unser Gebiet eingreifen, und endlich auf jenen kitzlichsten Punkt von allen, die Moralität dieser beiden Völkerschaften aus.

In gleich eisernen Banden hält in beiden Städten der Islam das Volk mit unerbittlicher Strenge gebunden, eine Strenge, welche keineswegs auf einem Zwang von Oben beruht, denn die französische Regierung in Algier sähe nichts lieber, als eine Entfesselung derselben und der tunisische Hof ist im Grunde genommen so lax, unmoralisch und irreligiös, daß, wenn er noch nicht ganz mit dem Islam gebrochen hat, dieses mehr einer Furcht vor Volksaufstand zuzuschreiben sein dürfte, als einer wirklichen Anhänglichkeit an den Glauben der Väter. Aber der Fanatismus steckt im Volke selbst und erscheint in Algier noch ganz ebenso lebenskräftig, wie in Tunis. Freilich müssen sich die Moslems der erstern Stadt mancherlei gefallen lassen, was mit ihren religiösen Anschauungen im Widerspruche steht, zum Beispiel den Besuch ihrer Gotteshäuser von Seiten der neugierigen Europäer, eine Kränkung moslimischen Selbstgefühls, welche vor der Eroberung dort ebenso streng untersagt war, wie in allen andern Gebieten des Islam, das entartete Aegypten allein ausgenommen. Aber in Tunis bleibt der Europäer nach wie vor von jedem solchen Besuche ausgeschlossen, ja er muß sich sogar sehr hüten, an einer Moschee stehen zu bleiben oder etwas zu scharf in dieselbe hineinzusehen, sonst könnte es ihm

leicht gehen, wie meinem ehrwürdigen Freunde, dem Canonicus Spano in Cagliari, welcher während seiner Anwesenheit in Tunis der Versuchung nicht widerstehen konnte, eine kufische Inschrift am Thor der Dschema Saituna abzuschreiben und sich bald von einem fanatischen Janhagel umringt sah, der ihn mit Steinen bewarf und auch höchst wahrscheinlich vollkommen gesteinigt hätte, wäre nicht die Polizei hinzugekommen, die ihn in ihre schützenden Arme nahm. In dem sonst auch sehr fanatischen Constantinopel, wo es mir selbst, beiläufig gesagt, einmal ebenso erging, pflegt allerdings oft die Regierung für eine gewisse Geldsumme die Schwierigkeit, welche dem Besuch der Moscheen entgegensteht, durch einen Firman zu heben, aber in Tunis ist mir kein einziges Beispiel von der Verleihung eines solchen bekannt, und doch zeigt sich dessen Regierung gegen solche Europäer, welche die Consuln warm empfehlen, womöglich noch nachgiebiger, ich möchte fast sagen, kriechender, als die türkische.

Die Secte der Maleki, in Algier die bei Weitem verbreiteteste, zählt in Tunis zwar auch zahlreiche Anhänger, im Ganzen herrscht jedoch diejenige der Hanefi vor, zu welcher der Hof und alle Vornehmen gehören. Beide Secten unterscheiden sich übrigens im Glaubensbekenntniß durchaus nicht, sondern nur durch rituelle Einzelheiten. Beide bilden nur Unterabtheilungen der großen Hauptsecte der Sunniten und besitzen ganz dieselbe abergläubische Verehrung für Marabuts, Heilige, Derwische und dergleichen religiöse Persönlichkeiten. Tunis ist übersät mit Heiligengräbern, an denen fromme Gläubige ihre Andacht zu bestimmten Zeiten verrichten. Früher war es Algier auch, aber die französischen Architekten haben diesen Mausoleen übel mitgespielt, so daß jetzt höchstens einige sechs sich noch in letzterer Stadt befinden. Der Ritus der Malekisecte zeigt sich etwas weniger um-

ständlich, als derjenige der Hanefi, die Gebete nicht so lang, selbst die Gebeteszeiten beschränken sich auf die gewöhnlichen, im Koran vorgeschriebenen fünf, während die Hanefi noch zwei Supplemente dazu eingeführt haben. In einzelnen Aeußerlichkeiten, welche zwar nicht streng dogmatisch bedingt, aber doch durch religiöse Anschauungen beeinflußt erscheinen, erweisen sich aber die Maleki ungleich strenger, als die andere Secte. So gelten ihnen manche Dinge für unmoralisch oder wenigstens für unwürdig eines frommen Moslems, und unter diesen Gräueln steht das Tabakrauchen oben an. Freilich gehen sie in ihrem Abscheu dagegen nicht so weit, wie die Wahabi von Arabien und die Beni Mesab von Algerien, denen Tabakrauchen für Todsünde gilt, aber kein frommer Maleki wird selbst sich dieser für unheilig geltenden Gewohnheit hingeben, noch auch seinen Kindern dergleichen gestatten. Daher finden wir in dem fast durchweg malekitischen Algier ungleich mehr Verächter des Tabaks, als in dem fast ganz hanefitischen Tunis.

Auch der öffentliche Unterricht steht in beiden Ländern noch ganz auf der gleichen Stufe. Was man auch von den von der französischen Regierung in Algerien gegründeten Lehranstalten gesagt haben mag, so ist ihr Einfluß doch bis jetzt ein nur sehr geringer geblieben. Diejenigen Araber, welche im Dienst dieser Regierung stehen, müssen nun freilich ihre Kinder in die Regierungsschulen schicken. Aber die Aeltern geben sich alle Mühe, um die aus der Schule Befreiten später einem andern Ideenkreise wieder zuzuwenden und sie womöglich das Gelernte vergessen zu machen. Kein selbstständiger Mann wird jedoch jemals seinen Sohn in eine solche Schule schicken, seine Tochter noch weniger, denn die französisch-arabische Mädchenschule in Algier steht so sehr bei den fanatischen Moslems in Verruf, daß diejenigen, welche dort

ihre Erziehung genossen, als der Auswurf der Menschheit angesehen zu werden pflegen. Nach moslimischen Begriffen soll nämlich ein weibliches Wesen nichts lernen, als Kochen und Nähen; Lesen gilt schon für eine verdächtige Kenntniß, Schreiben ist aber vollends verpönt, denn die Schönen könnten ja diese verderbliche Wissenschaft zum Verfassen von Liebesbriefen benutzen. So duldet denn der strenggläubige Moslem für Mädchen eigentlich gar keine, für Knaben nur die gewöhnliche Koranschule, deren ganzer Zweck einzig und allein darauf gerichtet erscheint, dem jungen Menschen das heilige Buch in's Gedächtniß einzuprägen. Hat er dieses nach zehn- bis zwölfjähriger Schulzeit glücklich auswendig gelernt, so ist er gewöhnlich durch diese mechanische Einbläuungsmethode, bei welcher der Stock in Form einer Bastonade auf die Fußsohlen sehr wirksam nachzuhelfen pflegt, schon so gänzlich verdummt, daß ihm jede Lust, wie Fähigkeit abgeht, noch etwas Weiteres zu lernen. Sollte ihm dennoch etwas Wissensdurst geblieben sein, so kann er diesen in einer sogenannten Sauja (Universität) befriedigen, indem er dort etwas von den achtzig Bänden der Sunna (der orthodoxen kirchengeschichtlichen Tradition und Auslegung des Korans) gleichfalls memorirt. Der vorige Großmufti von Tunis soll ein solches Kirchenlicht gewesen sein, daß er sogar alle achtzig Bände der Sunna auswendig wußte. Aber die Meisten beschränken sich auf zwei oder drei, die geläufigsten Commentare des Koran enthaltend. Diese werden schon als Gelehrte angesehen und mit dem Titel „Alem“ geschmückt, die große Mehrzahl begnügt sich jedoch mit der bescheidenen Bezeichnung „Thaleb“, d. h. etwa Schriftkenner, den man Jedem beilegt, welcher den Koran auswendig weiß. In Algier gilt noch in jeder anständigen maurischen Familie der Grundsatz, daß kein junger Mann unterlassen soll, es bis

zum Range eines solchen Thaleb zu bringen. In Tunis ist man merkwürdiger Weise hierin viel laxer geworden, was wohl dem lockeren Beispiel der regierenden Familie zuzuschreiben sein dürfte. Denn diese vornehmen Herren werden schon in der Kindheit so sehr verwöhnt, daß, hätten sie selbst die besten Lehrer von der Welt, diese sich doch ohnmächtig zeigen, den Prinzchen mehr, als etwa eine einzige Sure des heiligen Buches, beizubringen, indem nämlich nur durch große Strenge von Seiten des Lehrers bei jungen Arabern etwas erreicht werden kann und eine solche bei so hochgestellten Personen außer Frage steht. Zudem erhalten sowohl die Prinzen, als auch die Söhne der vornehmen Beamten und Hofleute meistentheils jetzt eine sogenannte europäische Erziehung, das heißt irgend ein französischer Vagabund, der gewöhnlich selbst nichts gelernt hat, bringt ihnen einige Brocken seiner Muttersprache und höchstens schließlich noch einzelne vermeintliche praktische Lebenskenntnisse bei, indem er dem jungen Mann erklärt, was eine Pariser Lorette und wie deren Gunst zu erlangen sei. Dann ist die hochgebildete Erziehung vollendet und der „civilisirte" Jüngling bildet sich nicht wenig auf seine Vorzüge vor andern jungen Arabern, die mit dem Memoriren des Korans so viel Zeit verlieren, ein und blickt von der Höhe seines gebildeten Standpunkts verachtend auf diese „Barbaren" herab.

Ein Volk, welches auf diese Weise erzogen wird, kann natürlich nicht auf einer vorgerückten politischen Stufe stehen. Die despotische Regierung, welcher die Tuniser, und die militärische Fremdherrschaft, welcher die Algierer unterliegen, erschwert allerdings die Entwickelung politischer Ideen, aber man besitzt doch anderwärts Beispiele, daß Völker, selbst unter dem Joche einer tyrannischen Regierung schmachtend, dennoch durch allgemeine Bildung eine gewisse Reife erlangt

haben, welche sie fähig machte, freiere Zustände ohne Mißbrauch ertragen zu können. Nicht so jedoch in Tunis und Algier. In letzterer Stadt erscheinen die Bürger ganz ergeben in's Ertragen der Fremdherrschaft, welche sie zwar aus religiösen Gründen mißbilligen müssen, die sie aber vom rein politischen Standpunkt aus eher für eine Wohlthat ansehen, als für das Gegentheil. Denn ihr Zwingherr hat doch wenigstens geregelte Zustände, Sicherheit des Eigenthums, prompte und ziemlich unpartheiische Justiz eingeführt, so daß sie sich noch glücklich schätzen, wenn sie ihre Vaterstadt mit dem benachbarten Tunis vergleichen. Dort herrscht in allen Zweigen der Verwaltung die größte und unbeschränkteste Willkür. Die Justiz ist käuflich, und zwar in einem solchen Grade, daß der Titel „Kadi" (Richter) beinahe mit dem eines Räubers gleichbedeutend geworden ist. Worin sich jedoch die Willkürlichkeit am Schlagendsten offenbart, ist in der Vertheilung und Erhebung der Steuern. Der Arme und Schwache wird hier bis auf's Hemd ausgeraubt, der Reiche und Hochgestellte weiß gewöhnlich fast allen Abgaben, sei es durch Bestechung, sei es durch Einfluß bei Hofe zu entgehen. Ueber Alle übt dann die Regierung einen ungerechten Druck aus und diese wird ihrerseits wieder von Frankreich tyrannisirt, welches in neuester Zeit für die Zinszahlung der betrügerischen und schwindelhaften Anleihen, mit denen der Bey von französischen Unterthanen angeführt wurde, fast die Gesammtheit aller Staatseinkünfte in Anspruch nimmt. Uebermäßige und vom nationalökonomischen Standpunkt wahrhaft lächerliche Steuern, z. B. die Auflage von 50 Procent des Bruttowerths auf die Ausfuhr, haben Handel und Gewerbe vernichtet und der Tuniser, wenn er jetzt noch seine Producte vortheilhaft anbringen will, sieht sich genöthigt, dieselben nach Algerien hinüberzuschmuggeln.

Die Araber des Innern haben allerdings ein gewisses politisches Selbstständigkeitsgefühl bewahrt, wovon die von Zeit zu Zeit ausbrechenden Aufstände ganzer Stämme und Provinzen Zeugniß ablegen. Doch nur in Algerien besitzen diese Erhebungen wirklich eine politische Bedeutung. In diesem Lande zeigt nämlich die Bevölkerung des Westens, wie sie sich durchweg kräftiger, männlicher, kriegerischer, aber auch zugleich barbarischer, als diejenige des Ostens bewährt, einen unbändigen, freiheitsglühenden Sinn, welcher zwar gezwungen werden kann, sich der erdrückenden Uebermacht Frankreichs äußerlich zu unterwerfen, der aber jede Gelegenheit wahrnimmt, um das verhaßte Joch abzuschütteln. Vom Westen und zwar von dessen südlichen, mit dem fanatischen Marokko in naher Verbindung stehenden Stämmen sind im letzten Jahrzehnt alle Erhebungen ausgegangen, welche mitunter Jahre lang fortdauerten und nur mit großer Anstrengung und übermächtigem Truppenaufwand unterdrückt werden konnten. Je weiter wir aber in Nordwestafrika von Westen nach Osten vorrücken, desto mehr sehen wir bei der Bevölkerung Kraft, Energie, Freiheitsmuth und patriotischen Sinn abnehmen, aber desto civilisationsfähiger, klüger, betriebsamer und industrieller erscheint dieselbe. Wie schon zur Römerzeit sich das eigentliche Numidien ungleich leichter zu unterjochen und zugänglicher für die Cultur, als die verschiedenen Mauritanien, erwies, so setzt auch noch heute die Provinz Constantine den Plänen Frankreichs am allerwenigsten Hindernisse in den Weg. Noch leichter würde die Aufgabe, welche sich jene Großmacht gestellt zu haben scheint, in Tunis sein, dessen Volk die guten und schlechten Eigenschaften der Einwohner des östlichen Algeriens in noch hervorragenderem Grade an den Tag legt. Es giebt vielleicht kein moslimisches Volk, welches leichter von einer civilisirten Nation zu beherr-

schen und zugleich auch leichter zu civilisiren wäre, als die Tuniser. An kriegerischem Muth zeigen sie einen großen Mangel, an Klugheit und Schlauheit thun sie es aber vielleicht allen verwandten Stämmen zuvor. Daß bei einem solchen Volke überhaupt Aufstände in's Leben treten konnten, beruht lediglich auf der unglaublichen Schwäche und Erbärmlichkeit der Regierung, auf der Kleinheit und Schlechtigkeit ihrer Armee und auf der Bestechlichkeit aller Beamten, Militärs, ja selbst der am Höchsten gestellten Personen, die Prinzen nicht ausgenommen. Man kann sagen, daß die beiden letzten Aufstände, der vom Jahre 1864 und die Parodie desselben, die Rebellion vom Jahre 1867, lediglich in der Speculation wurzelten; von Erlangung von Freiheiten oder auch nur Abschwächung der Tyrannei und Willkühr konnte dabei nicht die Rede sein. Der erstere Aufstand soll nach Allem, was man in Tunis hört, von Frankreich angezettelt worden sein, welches sich am ersten Minister für dessen Widerstand gegen seine Pläne rächen und zugleich ihn zum Nachgeben zwingen wollte. Wie dem auch sein mochte, Thatsache ist es, daß die Rebellen auf die Hülfe jener Großmacht rechneten. Außerdem speculirten sie auf den Abfall der übrigen noch unterworfenen Stämme und auf den der Armee, welchen sie sich durch Bestechung gesichert zu haben glaubten. Die Armee erwies sich in der That so erbärmlich, daß dem Aufstand die schönste Aussicht auf's Gelingen blühte. Aber wie er durch Verrath begonnen hatte, so sollte er auch durch Verrath fallen. Einige Zugeständnisse und noch mehr Versprechungen des Bey machten die Stämme in der Treue an ihre Führer wankend und letztere sahen sich plötzlich von Allen verlassen, fielen als Gefangene in die Hände der Regierung und endeten bald darauf auf jene mysteriöse Weise, wie in tunisischen Kerkern Leute zu verschwinden pflegen. Ganz ähnlich erging es dem

Aufstand im vorigen Jahr, an dessen Spitze sich sogar ein irregeleiteter Bruder des Souveräns, der Prinz Sidi el Adel Bey, gestellt hatte und der von dem gewichtigsten Stammeshäuptling des Westens, Mohamed el Latarsch, veranstaltet worden war. Auch sie sahen sich plötzlich von Allen verrathen. Mohamed, sowie zwei seiner Helfershelfer, Sidi Raschid aus Susa und Smail es Sunni, ein Schwager des Bey, wurden im Gefängniß erdrosselt und der unglückliche Prinz starb bald darauf in engem Gewahrsam im Serail des Bardo, wie die Regierungsbeamten sagen, aus Kummer, an Gift, wie das Volk behauptet. Daß solche Aufstände gegen eine so schwache und erbärmliche Regierung, wie diejenige von Tunis, nicht gelingen konnten, bildet das größte politische Armuthszeugniß für diese Bevölkerung. Sehr zu bezweifeln ist es übrigens auch, ob ihr Gelingen etwas Besseres an die Stelle der jetzigen Regierung gesetzt haben würde. Die armen Unterthanen wären sicher nur von Scylla in Charibdis gerathen und hätten eine noch größere Tyrannei und wahrscheinlich eine noch barbarischere, von den rohen Stämmen des Innern ausgeübte despotische Willkür statt der abgeschüttelten gewonnen.

Der Verschiedenheit in der politischen Verwaltung beider Länder muß auch gewiß ein großer Einfluß auf die Verschiedenheit in der Moralität beider Völkerschaften zugestanden werden. Manche meiner Leser werden sich wundern, wie ich überhaupt eine solche Verschiedenheit annehmen könne. Denn gewöhnlich pflegt der Europäer, in Beziehung auf Sittlichkeit oder vielmehr Unsittlichkeit, alle orientalischen Nationen als auf gleicher Stufe stehend anzusehen und sie alle einer gleichen bodenlosen Verworfenheit anzuklagen. Jedoch der Reisende, dem es vergönnt ist, in das Leben und Treiben orientalischer Stämme tiefere Einblicke zu thun, kann unmög-

lich auf dieser vorurtheilsvollen Stufe einseitiger Beurtheilung stehen bleiben. Wer mit den Orientalen wirklich genau bekannt wird, und das sind nicht immer diejenigen, welche den Orient lange bewohnt haben, denn unter vielen daselbst ansässigen Kaufleuten und selbst Consuln findet man die krasseste Unwissenheit und eine völlige Unkenntniß des Volks, unter dem sie leben, sondern diejenigen, welche sich ernstlich Mühe geben, in die Einzelheiten des öffentlichen wie Privatlebens einzudringen, wer dieses Volk zu seinem eingehenden Studium macht, dem kann es nicht entgehen, daß es auch unter ihm, ebensogut wie in Europa, sittlich tadellose und vollkommen ehrbare Männer giebt. Dies mag Manchem vielleicht als eine Ketzerei erscheinen und nach den gewöhnlichen Begriffen, welche die Europäer über den Orient hegen, würde es sich auch als eine solche erweisen. Im Orient herrscht Unsittlichkeit, das ist keineswegs zu leugnen, vielleicht, ja wahrscheinlich sogar mehr Unsittlichkeit, als in Europa, aber dennoch muß ich die allgemein herrschende Ansicht für falsch erklären, wonach alle Orientalen durch die Bank unmoralisch sein sollen. Dieses so vielfach gefällte harte Urtheil beruht einestheils darauf, daß der Maßstab europäischer Sittengesetze bei den Handlungen eines Volkes angelegt wird, welches unter einem völlig verschiedenen Sittencodex steht. Wenn dieser Sittencodex auch Manches gestattet, ja empfiehlt, was nach unsern Begriffen schweres Unrecht ist, wenn er Anderes zwar verbietet, aber doch milder beurtheilt, als unsre sittliche Anschauung es gestattet, so können wir doch denjenigen, welche unter jenem Sittencodex stehen, kein Verbrechen daraus machen, wenn sie ihre Lebensweise von dessen Grundsätzen leiten lassen. Die Vielweiberei ist uns ein Gräuel, aber es wäre hirnloser Unsinn, einen Moslim tadeln zu wollen, weil er in Vielweiberei lebt. Weniger

leicht ist es, sich bei andern moralischen Erscheinungen eines falschen Urtheils zu enthalten. Es giebt gewisse Dinge, welche Christen, wie Juden, als die himmelschreiendsten Sünden ansehen, welche die katholische Kirche sogar ausdrücklich peccata in coelum clamantia nennt, welche aber im Koran sehr milde beurtheilt erscheinen, welche sogar die Allerstrengsten unter den Moslems, die Wahabiten, nach des berühmten Palgrave Mittheilung, nur als peccata venalia anzusehen pflegen. Es wäre deßhalb eine sehr mißverstandene moralische Strenge, wenn wir einen Moslem derentwegen ebenso hart tadeln wollten, wie es ein Europäer verdienen würde. Anderntheils stammen unsere falschen Begriffe über die Immoralität der Orientalen aus den Berichten der Reisenden, von denen die bei Weitem größere Mehrzahl nur mit officiellen Personen zu thun bekommt, und die Vornehmen erscheinen im Orient noch in weit höherem Grade, als dies anderswo der Fall ist, unmoralischer, als das Volk. Namentlich die Höfe haben sich in unserm Jahrhundert fast durchweg als eine Quelle der Entsittlichung erwiesen. Alles, was mit ihnen in nächster oder näherer Verbindung steht, zeigt sich von dem Strome der Entsittlichung mit fortgerissen und sehr oft sehen wir eine ganze Stadt, in welcher ein unmoralischer Fürst sein Hoflager aufgeschlagen hat, von diesem Ansteckungsheerde der Immoralität durchgehends vergiftet. Aber in denjenigen Volksklassen, wohin der Einfluß eines Hofes nicht reicht, finden wir nicht selten ebenso viel Ehrbarkeit der Sitten, Enthaltsamkeit, männliche Würde, aufrichtige Frömmigkeit und oft weit mehr Ehrlichkeit, als bei vielen Europäern.

Namentlich Algier bietet in dieser Beziehung eine höchst erfreuliche Erscheinung dar. Um nicht mißverstanden zu werden, wenn ich eine solche Behauptung, so verschieden von derjenigen der meisten oberflächlichen Reisenden, aufstelle, sei

bemerkt, daß ich hier nur von den wirklichen Algierern, das heißt den Nachkommen derjenigen, welche die Franzosen bei Eroberung der Stadt vorfanden, nicht aber von jenem eingewanderten arabischen und kabylischen Janhagel rede, welcher alle Untugenden eines Vagabundenpacks besitzt und vor dem naiven Touristen zur Schau trägt, denn mit Leuten solchen Schlages pflegt der Fremde, der sich einbildet, etwas vom arabischen Leben durch Hülfe der Lohnbedienten sehen zu können, fast ausschließlich zusammenzukommen; auf all den Festen und bei den Belustigungen, zu denen ihn der Lohnbediente hinschleppt, sieht er kaum jemals einen wirklichen Algierer, alle Nbita's (Tänze), die Msama (Gesänge), die Derdeba's (Negerfeste), die Saturnalien der Aissaua, Alles dies wird von eingewanderten arabischen oder kabylischen Vagabunden veranstaltet und zu diesen gehört auch das kleine Heer von Lohnbedienten, Packträgern, Händlern, ja selbst die meisten Budenbesitzer des Basars und schließlich sämmtliche Stiefelputzer, mit welchen der naive Tourist zu thun bekommt und aus deren Benehmen er Schlüsse auf die vermeintliche Immoralität der wahren Algierer zieht. Der ächte Maure Algiers lebt dagegen in einer würdevollen Zurückgezogenheit und der Fremde muß sich viel mehr Mühe geben, wenn er mit ihm bekannt werden will, als dies die meisten oberflächlichen Touristen zu belieben pflegen.

Mir gelang es durch Ausdauer, begünstigt von einem glücklichen Zufall, in nähere Berührung zu vielen von dieser Classe zu treten und je mehr ich mit ihnen bekannt wurde, desto mehr wuchs mein Staunen über eine patriarchalische moralische Würde, wie ich sie hier fand und wie ich sie früher nur im Gebiet der Fabel gesucht hatte. Nicht nur herrscht in ihren Familienverhältnissen, namentlich in allen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht, die exemplarischste Sittenrein-

heit nach moslimischen Begriffen, nein, selbst nach Europa's strengem Sittencodex können sie als untadelhaft dastehen. Denn die durch den Koran gestattete Vielweiberei findet in der Stadt Algier selbst niemals ihre Anwendung. Diese Erscheinung ist in der moslimischen Welt vielleicht einzig in ihrer Art, sie beruht nämlich weder auf Gesetz, noch auch auf solchen äußerlichen Gründen, wie Armuth, Mangel an Räumlichkeit, welche den Mann aus lediglich ökonomischem Anlaß verhindern würden, eine zweite Gattin zu nehmen, sondern auf einem stillschweigenden, traditionellen Einverständniß, welches macht, daß jeder Maure von Algier bei seiner Verheirathung sich feierlichst verpflichtet, auf sein Recht, eine zweite, dritte und vierte Gattin der ersten beizufügen, zu verzichten; und obgleich nach dem heute gültigen, französischen Gesetz kein Maure verhindert werden kann, ein solches Versprechen zu brechen, wenn es ihm immer belieben mag, so kennt man doch kein einziges Beispiel, daß dieses wirklich geschehen sei. Durch die so de facto, wenn auch nicht de jure allgemein (freilich nur in der Stadt) bestehende Monogamie fallen viele jener Mißstände hier ganz weg, welche in andern moslimischen Ländern den Familienfrieden zu stören pflegen. Die Folge davon ist, daß die eheliche und kindliche Pietät ungetrübt ihre wohlthuenden Strahlen verbreitet, ja dieselbe offenbart sich nicht selten auf eine viel innigere und rührendere Weise, als bei Europäern. Alle verwandtschaftlichen Bande, selbst die entfernteren, erscheinen hier enger und brüderlicher. Wenn es auch dem oberflächlichen Beobachter oft vorkommen will, als fehle es denselben an Herzlichkeit, so beruht dies doch nur auf dem äußern Schein. Jene zärtlichen Kundgebungen verwandtschaftlicher Liebe, welche wir bei Europäern gewohnt sind, vermissen wir allerdings hier gänzlich. An deren Stelle tritt vielmehr ein ehrerbietiges, tief respectvolles Betragen der

jüngern Familienglieder gegenüber den ältern, der Sohn küßt seinem Vater, seinen Oheimen ehrfurchtsvoll die Hand, thut den Mund nicht auf in ihrer Gegenwart, außer, wenn angeredet; Tabak zu rauchen oder Kaffee zu trinken und andere Dinge, welche man mehr im Licht von Luxus und Vergnügungen, als von Bedürfnissen auffaßt, erlaubt sich kein junger Algierer vor seinen ältern Verwandten. Aber selbst solche Familienglieder, welche auf gleicher Stufe stehen, lassen es an gegenseitigem Respect nicht fehlen. Ein Bruder pflegt den andern mit der größten Ehrerbietung zu behandeln, nennt ihn „Herr" und dieser giebt ihm den ceremoniösen Titel zurück. Ein solches Verhalten der Familienglieder beruht auf der patriarchalischen Auffassungsweise der Würde und Ehre eines jeden Einzelnen, und auf dem Gedanken, daß die Gesammtheit dadurch mehr geehrt erscheint, keineswegs aber auf Mangel an verwandtschaftlicher Liebe. Von letzterer pflegen diese Leute bessere Beweise, als mit bloßen Worten zu geben, sie zeigen es durch die That, daß sie ihre Verwandten lieben, indem der Reichere den Aermeren unterstützt, sich seiner Wittwen und Waisen annimmt, es ist sogar nicht beispiellos, daß ein Bruder sein erworbenes Vermögen freiwillig mit den andern, armgebliebenen Brüdern getheilt hätte.

Einen andern wesentlichen Vorzug der ächten Algierer bildet ihre große Ehrlichkeit, eine Ehrlichkeit, welche so weltbekannt ist, daß sie wohl kaum eines Beleges bedarf, eine Tugend, welche leider in einer von so viel anderen grundverdorbenen Elementen erfüllten Stadt, wie Algier, ihnen oft zum Schaden gereicht und macht, daß sie das Spielzeug unwürdiger Speculanten und Schwindler werden. Da sie nämlich nicht nur selbst ehrlich sind, sondern, wie alle kindlich einfachen Menschen, auch Andere dafür halten, so konnten sie dem Schicksal alles Guten auf dieser Erde nicht entgehen,

dem Schicksal, sich an Gut und Blut dem Untergange geweiht zu sehen. Denn ihrer Besitzthümer sind sie fast durchweg theils durch Betrug, theils durch Gewalt beraubt worden. Armuth und Elend zeigen sich aber auch bei ihnen, wie bei vielen andern Nationen, als die vorwaltenden Ursachen der Entvölkerung und des allmähligen Aussterbens ihrer Rasse, dieser edlen trefflichen Rasse der ächten Mauren von Algier. Schon ist ihr Häuflein bedeutend zusammengeschmolzen und unter den noch Uebrigen erscheint die Zahl der Ehelosen auffallend groß, so daß wohl mit der jetzigen Generation der Hauptkern dieses Volkes verschwinden dürfte.

Die Erwähnung der großen Armuth und des namenlosen Elends der Mauren Algiers führt mich zu den leider vorhandenen, ja selbst stark hervortretenden Schattenseiten in dem ethischen Gemälde, in welchem wir bisher nur Licht erblickt haben. Bei allen ungebildeten Völkern pflegt nämlich das Elend fast immer den Wunsch hervorzurufen, den Gedanken an dasselbe, sei es selbst nur für wenige Stunden, durch den Genuß narkotischer oder berauschender Pflanzensäfte zu verdrängen und selbst von den algierischen Mauren sollte leider ein nicht eben kleiner Theil diese so vielfach gemachte Erfahrung bestätigen. Man hat gut sagen, daß die Moslems in ihrem stoischen Fatalismus eine hinreichende Waffe gegen alle Schläge des Schicksals besitzen; die Thatsache ist aber, daß diese moralische Waffe nicht bei Allen genügt und daß sie bei ganz andern Mitteln Trost für ihre Sorgen zu suchen pflegen. Sie nehmen jedoch ihre Zuflucht in solchen Fällen seltner zu den geistigen Getränken, welche man in Europa als Sorgenbrecher nennen hört, obgleich auch diesen eine gewisse Anzahl fröhnt, sondern mit Vorliebe zu dem betäubenden Genusse des narkotischen Krautes Cannabis indica, Haschisch genannt, in Deutschland gewöhnlich mit

Opium verwechselt. Die verschiedenen Phasen dieser Betäubungsart, die Ursachen, welche sie aufzusuchen treiben, sowie denjenigen Schlag von Leuten, welcher sich ihr hinzugeben pflegt, habe ich weiter unten zu einem eignen Abschnitt betitelt „der Haschischraucher von Algier" in Form einer Erzählung zusammengestellt, halte mich also hier nicht weiter bei dieser traurigen Nachtseite des Charakters eines sonst in vieler Beziehung edlen und ehrenwerthen Volks auf.

In Tunis dagegen erweisen sich die moralischen Erscheinungen viel unerfreulicher, als in Algier, wo wir neben einigem Schatten doch auch Licht entdecken konnten. Daß dessen Bürger der allgemein moslimischen Sitte der Vielweiberei anhängen, also sich nicht des ausnahmsweisen sittlichen Vorzugs der Algierer theilhaftig zeigen, das können wir ihnen freilich nicht übelnehmen. Aber selbst nach dem Maßstab des moslimischen Sittencodex erscheinen sie fast in jeder Beziehung tiefer stehend, als die Algierer. Die Hauptschuld davon trägt wohl, wie schon oben angedeutet, der Hof, welcher nicht nur durch böses Beispiel ansteckt, sondern sehr oft in unmittelbarer Weise die Unterthanen in den Bereich seines unmoralischen Einflusses hineinzieht. Da im nächsten Abschnitt von diesem Centrum der Regierung und zugleich der Entsittlichung die Rede sein wird, so beschränke ich mich hier nur auf das Resultat, welches ein so skandalöses Leben, an höchster Stelle geführt, auf die verschiedenen Schichten der Bevölkerung gehabt hat. Von diesen erscheint ohne Zweifel die vornehmste als die verderbteste. Die Offiziere und Beamten, namentlich die höheren, erweisen sich fast durchweg zugleich als Tyrannen und geradezu als Räuber dem Volke gegenüber, und als gemeine Spitzbuben und niedrige Betrüger in ihrem Verhältniß zur Regierung. Von moralischer Würde ist keine Rede, die Ehre der Familie scheint unbe-

kannt; wenn die Wollust von Oben es verlangt, so wird das geliebtetste Kind der Schande preisgegeben. Auch der höhere Bürgerstand, welcher übrigens vielfach mit dem Beamtenstande verschmolzen erscheint, giebt diesem nicht viel an unwürdiger Gesinnung nach. Dagegen zeigt sich der eigentliche Mittelstand ungleich weniger von der vom Hofe ausgehenden Unmoralität angesteckt. In einem Punkte, in der Ehrlichkeit, wie sie sich namentlich bei kleineren Kaufleuten und Krämern offenbart, steht er sogar auf gleicher Stufe mit den algierischen Mauren.

Man hat darin einen Vorzug der Tuniser vor den Algierern erblicken wollen, daß bei ihnen ungleich weniger leichtfertige Frauen vorkommen, als bei ihren Nachbarn. Doch das scheint mir lediglich auf der moslimischen Gesetzgebung zu beruhen, welche stets dergleichen zu verhindern oder doch zu erschweren strebt. Vor der französischen Eroberung zählte man in Algier kaum zehn Araberinnen solchen Schlages, jetzt hat die Fremdherrschaft die Prostitution durch ihre polizeilichen Grundsätze, welche in jeder französischen Stadt das Institut der sogenannten geduldeten Mädchen (filles soumises) in's Leben rufen, wesentlich, wenn auch natürlich nicht absichtlich, gefördert und so erscheint nun die Zahl der von solchem Gewerbe lebenden Maurinnen eine größere in Algier als in Tunis. Aber die Prostitution im Ganzen möchte wohl in einer Stadt ebensoviel Vertreterinnen aufweisen, wie in der andern. Denn in Tunis müssen dem Mangel an Maurinnen, denen die dort noch geltende moslimische väterliche Gewalt die Ausübung eines solchen Erwerbszweigs meistentheils unmöglich macht, die zahllosen Jüdinnen ersetzen, welche ebensowohl von Mauren, wie Juden und auch vielfach von Europäern besucht zu werden pflegen.

Die Judenschaft von Tunis bietet nämlich einen ebenso

auffallenden Contrast gegen die von Algier, wie so viele andere Elemente in beiden Städten. Während letztere seit der Franzosenherrschaft zu Reichthum, Ansehen, ja zum Theil schon zu einer gewissen europäischen Bildung gelangt ist, schmachtet die erstere noch in dem elenden Zustand, und steht auf der verachteten Stufe, welche sie fast in allen moslimischen Ländern einnimmt. Für einen Wohlhabenden, oft freilich auch Reichen, giebt es neun bettelarme, welche ihr Brod auf jede nur mögliche Weise verdienen und vor keinem noch so anrüchigen Gewerbe zurückzuschrecken pflegen. Ich habe überhaupt noch in wenig Ländern das Judenthum so unvortheilhaft vertreten gesehen wie in Tunis.

Der Leser mag aus dem Gesagten, in welchem ich mir keiner Uebertreibung bewußt bin, selbst die Schlüsse ziehen, welcher von beiden Bevölkerungen, der tunisischen oder der algierischen, der Vorzug zu geben sei. Das Resultat, zu welchem er ohne Zweifel kommen wird, scheint einem im ganzen nördlichen, moslimischen Afrika gültigen Grundsatz zu entsprechen, einem Grundsatz, von welchem schon oben eine Andeutung gegeben wurde, dem nämlich, daß sich die Rasse verschlechtert, je mehr wir von Westen nach Osten vorschreiten. Das äußerste westliche Land von Nordafrika, Marokko, kann man als das Palladium moslimischer Urwüchsigkeit, nationalen Freiheitssinnes, religiöser Strenge und in einem gewissen Sinne auch der Moralität bezeichnen. Das östlichste Gebiet von Afrika dagegen, Aegypten, bietet uns in der Entartung und schändlichen Entsittlichung seiner Bewohner die tiefste Stufe dar. Algier nähert sich moralisch eben so gut, wie geographisch, mehr dem ersteren, Tunis mehr dem letzteren und so entsprechen die sittlichen Erscheinungen, welche wir in beiden Ländern beobachtet haben, jenem allgemeinen ethnologischen Gesetz, einem Gesetz, welches man

hoffentlich nicht mir als eine paradoxe Erfindung zum Vorwurf machen wird. Ich bin übrigens keineswegs der erste, welcher es ausgesprochen hat, da wir es in seinen Hauptgrundzügen bereits in den Werken des größten Kenners von Afrika, des berühmten Reisenden Barth, finden.

II.

Drei Höfe in Tunis.

Tunis hatte das Glück, im Laufe der letzten sechzehn Jahre drei in jeder Beziehung auffallend gegen einander abstechende Herrscher auf dem Thron zu sehen und bekam dadurch die schönste Gelegenheit, sich in der Wandelbarkeit sowohl auf politischem, socialem, wie moralischem Gebiet zu üben. Denn jeder dieser drei Herrscher inaugurirte ein neues System, brachte andere Grundsätze zur Geltung, führte ein von seinem Vorgänger abweichendes Regiment und besaß andere Eigenschaften, Tugenden und Laster, so daß der Hof unter jedem der drei letzten Bey's eine veränderte Physiognomie darbot, andere Personen in Gunst und andere Vergnügungen in die Mode kamen und die armen Unterthanen, wenn sie die Strahlen der allerhöchsten Gnadensonne auf sich lenken wollten, sich gezwungen sahen, ihre Ansichten, ihre moralischen Begriffe, und was vielleicht das Schwierigste von Allem sein mochte, selbst ihre Geschmacksrichtung in sechzehn Jahren dreimal zu ändern.

Der erste dieser drei Herrscher, Ahmed Bey, welcher noch lebte, als ich Tunis zum ersten Male im Jahre 1852 besuchte, war ohne Zweifel einer der bedeutendsten Männer, welche in unserm Jahrhundert orientalische Throne inne ge-

habt haben, und verdient gewiß, seinen beiden vielgerühmten Zeitgenossen, Sultan Mahmud dem Zweiten und Mohammed Ali von Aegypten, als würdiger Gefährte an die Seite gestellt zu werden. Er war der letzte Bey von Tunis, von welchem man sagen kann, daß er wirklich regierte, denn sein Nachfolger sollte die Verwaltung ganz den Händen des ersten Ministers überlassen, und der jetzige Fürst kümmert sich, wo möglich, noch weniger um dieselbe. Aber Ahmed Bey bewährte sich bis zu seinem Ende als ein wahrer Selbstherrscher; selbst in seinen letzten Lebensjahren, als ein Schlagfluß ihn physisch gelähmt hatte, und Prinzen, Minister, sowie hochgestellte Beamte anfingen, sich allzu selbstständig zu gebärden und sich Manches zu erlauben, was sie früher nicht gewagt haben würden, da pflegte sich der alte Fürst, so oft er von willkürlichen Eingriffen in seine Rechte hörte, wie ein verwundeter Löwe emporzuraffen, die alte Energie flammte wieder auf und warf ihre letzten Blitzstrahlen auf das Haupt der Uebertreter. Ein Fürst, der selbst regiert, ist aber das höchste Glück, welches einem orientalischen Staat zu Theil werden kann, denn ein uneigennütziger und zugleich fähiger Minister erscheint in diesen Ländern als eine solche Seltenheit, daß man sehr weit in der Geschichte zurückgehen muß, um den letzten dieser Wundervögel zu finden. Der selbstregierende Fürst dagegen, selbst wenn er nicht viel taugt, pflegt dennoch fast immer Land und Unterthanen besser zu behandeln, als ein schlechter Minister, aus demselben Grunde, aus welchem der Besitzer besser mit seinem Gut umgeht, als der Pächter. Ahmed Bey war jedoch weit entfernt davon, ein schlechter Verwalter seines Eigenthums zu sein, denn in diesem Lichte können wir die orientalische Souveränetät ansehen. Er kannte dessen Hülfsmittel vortrefflich und verstand sie auszubeuten, ohne die Unterthanen zu hart zu bedrücken. Unter

ihm erschienen die Steuern mäßig, der Zoll auf die Einfuhr gering, der auf die Ausfuhr existirte nicht, und dennoch erwiesen sich die Kassen stets gefüllt, der Staat besaß keine Schulden, kurz Tunis genoß eine Periode der Blüthe und des Glückes, in so weit dieß überhaupt bei den im Allgemeinen verrotteten Zuständen moslimischer Länder in unserm Jahrhundert erreichbar sein konnte. Bei Ahmed's geregelten Finanzen war es ihm möglich, eine stehende Armee von 40,000 Mann zu halten, alle gut montirt, verköstigt und wirklich bezahlt, ein Ding, welches unter seinen Nachfolgern bald zur Fabel werden sollte. Aber nicht nur diese nützlichen Ausgaben wußte Ahmed zu bestreiten, nicht nur alle Beamten und die im Dienste der Regierung stehenden Europäer, die französischen Aerzte und italienischen Apotheker erhielten regelmäßiges Honorar und die Spitäler waren in trefflichem Zustande, sondern er verwendete außerdem auch noch bedeutende Summen auf seinen glänzenden Hofhalt, auf Bauten und Ausstattung von Palästen, auf die prachtvolle Uniformirung seiner Umgebung und leider auch auf seine etwas unwürdigen Günstlinge, ohne deßhalb zu außerordentlichen Steuermaßregeln seine Zuflucht zu nehmen, ein praktischer Beweis, wie groß die Ressourcen dieses Landes und wie ausreichend für seine Bedürfnisse sie sind.

Nie hatte Tunis einen so glänzenden Hof gesehen, als unter Ahmed Bey. Daß er der verkehrten Geschmacksrichtung huldigte, welche zu seiner Zeit in die Mode gekommen war und die sogenannte Reform einführte, welche sich leider fast ausschließlich auf eine Costümreform beschränkte, dürfen wir ihm kaum verargen. Er folgte darin dem Beispiel seiner beiden berühmten Zeitgenossen in Constantinopel und in Aegypten und wich dem Einflusse Europa's, welches damals diese sogenannte Reform als den großartigsten Fortschritt

auspofaunte und geneigt schien, jeden moslimischen Fürsten, welcher ihr nicht huldigen wollte, als einen unverbesserlichen Barbaren in Verruf zu bringen. Ahmed Bey lag aber etwas daran, daß man in Europa nicht schlecht von ihm denke. Er war nach unsern Begriffen gebildeter, als irgend ein moslimischer Fürst Afrika's vor und nach ihm, sprach geläufig Italienisch, soll sogar Zeitungen gelesen und muß sie jedenfalls gekannt haben, so daß er dem europäischen Gesichtskreise näher stand, als selbst jene seine Vorgänger in der Reform.

Ahmed Bey führte also auch die Reform ein. Der ganze Hof erhielt eines schönen Morgens Befehl, sich vollkommen zu metamorphosiren. Die Uniformen, im damaligen europäisch-militärischen Geschmack, nur insofern orientalisirt, als sie mit überreichen Goldstickereien überladen erschienen, waren aus Paris verschrieben worden, da natürlich in Tunis kein Schneider andere, als arabische Kleidungsstücke zu verfertigen verstand. Bei dieser Gelegenheit sollen die französischen Bekleidungskünstler mitunter doch ein wenig gar zu hyperbolische Rechnungen ausgestellt haben. In einem Falle wurde der arme Bey sogar auf eine haarsträubende Weise von einem dieser „Künstler" betrogen. Es handelte sich um seine eigene Uniform. Zu dieser hatte man alles kostbare Material, Brillanten und Gold dem Schneider geliefert, demselben blieb nichts übrig, als das Tuch zu liefern, den Rock machen und sticken zu lassen und dennoch verstand es dieser ebenso große Rechnungskünstler, als Bekleidungsgelehrter eine Rechnung von zwanzigtausend Francs zu Wege zu bringen. Dieselbe wurde ohne Widerrede bezahlt, so groß war die Unwissenheit des Hofes in Bezug auf den Werth europäischer Handwerksarbeit, so groß der Respect vor der Pariser „Kunst" und zugleich auch die Furcht vor Einmischung der Consuln,

welche im Rufe stehen, jede, selbst die ungerechteste Forderung ihrer Nationalen durch eine Bombardementsdrohung unterstützen zu wollen. Die Uniform soll nun freilich auch ein Prachtstück gewesen sein und der Bey nahm sich sehr glänzend in ihr aus, als er am anberaumten Tage die Reform durch ein Fest inmitten seines ebenfalls europäisch uniformirten Hofes inaugurirte.

Die Form dieses Hofes war eine ausschließlich militärische und insofern einigen modernen europäischen Höfen nachgeahmt, an welchen die alten Hofchargen à la Louis XIV. fast durchweg durch Generaladjutanten, Flügeladjutanten und andere Offiziere ersetzt erscheinen, welche in Wirklichkeit nicht mehr einen militärischen, sondern einen reinen Hofdienst verrichten. Aber das Wesen des Hofs erwies sich durchaus nicht verschieden von demjenigen der alten Höfe aus der Zopfzeit. Alle Oberhofchargen und Hofämter waren vorhanden, aber statt der Bezeichnungen „Hofmarschall, Oberstkammerherr, Obersthofmeister" u. s. w., führten die Inhaber die Titel von Generallieutenants, Generalmajoren, statt Kammerherrn hatte man Obersten, statt Kammerjunker Majore, statt Hofjunker Hauptleute, statt Pagen Lieutenants und so durch alle Abstufungen hinab. Daher stammt die Unzahl von militärischen Titeln in Tunis, welche oft von Leuten geführt werden, die nie eine Waffe zu handhaben lernten und vor jedem Schuß Pulver die Flucht ergreifen würden. Auch schien man nur eine sehr unvollkommene Idee von der Würde dieser Hofbeamten zu besitzen, indem man sie zu allerlei Dienstleistungen heranzog, welche in Europa nur die untersten Lakaien zu verrichten pflegen. Ein Major wichste die allerhöchsten Stiefeln, ein Hauptmann machte das Bett zurecht, ein Lieutenant kehrte das Zimmer, Obersten stopften die Pfeife und bereiteten den Kaffee und Generäle überreich-

ten sie. Es schien eine Parodie auf die alten Feudalhöfe, bei welchen die Lehnsträger als Mundschenken, Speisenaufträger und in ähnlicher Weise noch mehr figurirten, aber wir lesen nichts in den mittelalterlichen Chroniken davon, daß jemals einer dieser Würdenträger die Funktionen eines Stiefelwichsers oder Stubenkehrers übernommen hätte.

Alle diese Hofbeamten strotzten von Goldstickerei und nicht selten von Juwelen, und alle besaßen Ehrenzeichen, denn der Bey hatte auch plötzlich zwei Orden eingeführt, den einen nur für Prinzen und Höchstgestellte, den andern, den sogenannten Nischan Iftichar, für alle Beamte und Offiziere. Letzterer war in soviel Classen eingetheilt, als es militärische Hauptabstufungen gab und jeder ohne Unterschied bekam diejenige Classe, welche seinem Range entsprach, die Generäle das Großkreuz, die Obersten den Stern, die Majore das Comthurkreuz um den Hals, die Hauptleute das Offizierskreuz mit der Rosette, und die Lieutenants das einfache Ritterkreuz. Dieser Orden war noch in viel buchstäblicherem Sinne unvermeidlich, als gewisse europäische, seine Verleihung erfolgte von selbst, ohne andres Verdienst, als das des Vorrückens in der Rangstufe.

Nun hatte man einen Hof und wollte auch eine Hofetiquette einführen. Für die gewöhnlichen Bedürfnisse genügte freilich die orientalische, welche ziemlich streng die zwischen Höhergestellten und Untergebenen zu befolgenden Ceremonien regelt. Was sollte man aber thun, wenn Europäer an den Hof kamen? Schon den in Tunis Ansässigen, den Consuln und ihren Beamteten gegenüber, schien man in einiger Verlegenheit und es kostete manche diplomatische Note, ehe das bei Audienzen und andern Gelegenheiten zu befolgende Ceremoniel endlich definitiv festgestellt wurde. Aber völlig verlor man das Bewußtsein, wenn andere Europäer

von Rang sich in Tunis einfanden. Dieselben standen nicht selten auf viel höherer Würdestufe, als die Consuln, sie mußten also mit mehr Ehrenbezeugungen empfangen werden. Worin sollten aber diese bestehen? Zu weit durfte doch auch nicht gegangen und der eignen Würde nichts vergeben werden. Während man noch über diese schwierige Etiquettenfrage nachdachte, wollte es der Zufall, daß grade ein vornehmer deutscher Herr auf seiner afrikanischen Reise auch Tunis berühren und eine Audienz beim Bey verlangen sollte. Dieser Reisende war Niemand anders, als der berühmte Fürst Pückler-Muskau, dessen Anwesenheit in Tunis Anlaß zu einem Vorfalle geben sollte, welcher diesen ganzen Hof in ein höchst lächerliches Licht setzte. Derselbe ist, glaube ich, vom Fürsten in einem seiner Werke beschrieben worden, ich gebe jedoch hier die tunisische Version davon, wie sie die Tradition dieser Hauptstadt aufbewahrt hat.

Eine Schwierigkeit ergab sich gleich von Anfang an in der Definition des Ranges des berühmten Reisenden. Derselbe war zwar preußischer General, aber er war zugleich auch Fürst. Sollte er nun als General oder als Fürst empfangen werden? Und wenn in letzterer Eigenschaft, was bedeutete der Fürstentitel? Nichtsouveräne Fürsten kennt man im Orient nicht, und Niemand gab sich die Mühe, dem Hofe von Tunis den Rangunterschied zwischen einem Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt und einem Fürsten Pückler-Muskau zu erklären. Man dachte sich daher gar nichts Anderes, als daß dieser letztere denn doch ein kleiner Sultan sein müsse und entschloß sich endlich, ihn auch als solchen zu empfangen. Das sämmtliche Militär wurde demgemäß in Bewegung gesetzt und bildete Spalier zu beiden Seiten des Weges, auf welchem die Carrosse der hohen Persönlichkeit einherrollen sollte. Dieses Militär muß für die Augen eines

an Ordnung, Nettigkeit und streng ordonnanzgemäße Uniformirung gewöhnten preußischen Generals nicht eben ein sehr erbauliches Schauspiel dargeboten haben. Ich sah es einige zehn Jahre später, als es für Pückler in Parade ausgerückt war, und kann versichern, daß ihm das Costüm der sogenannten Reform ganz ausnehmend schlecht stand. Die rothen französischen Beinkleider nahmen sich besonders lächerlich aus, sie sollten zwar europäischen Schnitt tragen, zeigten sich aber meist viel zu weit und zugleich viel zu kurz, dabei um den Bauch herum in sehr kindisch aussehende kleine Fältchen genäht. Dabei ein schrecklicher altmodischer Militärfrack, der auf der Brust zu weit und am Rücken zu eng, vorne große Buckel machte und hinten fast die Nähte sprengte. Seitengewehr und Carabine waren zwar vorhanden, aber die Soldaten schienen, nach ihrer Art mit denselben umzugehen, nur einen sehr oberflächlichen Begriff von ihrem Gebrauch zu haben, wie ich mich einmal bei einem sogenannten Scheibenschießen überzeugte, wobei die Scheibe nur dazu vorhanden schien, um verfehlt zu werden; dasselbe konnte man vom Bein des Majors nicht sagen, dieses sollte vielmehr den Treffpunkt eines unfreiwilligen Schusses bilden, obgleich der tapfere Offizier himmelweit von der Scheibe entfernt stand. Wenn man hiezu noch rechnet, daß viele Gewehre sich zerbrochen und mit Strick zusammen gebunden zeigten, daß die Uniformen nicht selten zerlumpt und daß die Schuhe vielfach zerrissen oder mit weißlichen Lumpen geflickt und die Fersen nach Art der Schleppen niedergetreten waren, so kann man eben keine sehr imposante Vorstellung von einer solchen Truppenschau gewinnen. Es ist wahr, Ahmed Bey lag damals, als ich seine Truppen sah, vom Schlagfluß gelähmt darnieder und es ist deßhalb möglich, daß zu Pückler's Zeit die Soldaten, welche das strenge Auge des Gebieters noch überwachen konnte, ein

regelmäßigeres und reinlicheres Aussehen dargeboten haben mögen.

Endlich nahte der ersehnte Augenblick und der fürstliche Wagen rollte zwischen den Reihen der salutirenden Soldaten hindurch und langte am Thore des Bardo an. In diesem Palast war alles geschäftig und sah in gehobener Stimmung dem Augenblick entgegen, da die neue tunisische Hofpracht ihre Triumphe feiern und der Bewunderung des ersten Europäers preisgegeben werden sollte, des ersten Europäers, welchen sie mit ihrem vollen Strahlenglanz zu blenden bestimmt war, denn für die bisher stattgefundenen Audienzen anderer Civilisations-Menschen, wie Consuln, Viceconsuln u. s. w. hatte man noch nicht den ganzen Prunk, dessen sich dieser Hof für fähig hielt, zu entfalten geruht. Heute waren aber sämmtliche Würdenträger in Parade ausgerückt, die Minister strahlten in der mit Goldstickerei überladenen Generalsuniform, denn auch sie erscheinen hier militärisch organisirt, neben ihnen einige dreißig andere Generäle, oft mit ebenso friedlichen Funktionen, alle geschmückt mit dem großen Band und dem Diamantstern des Nischan. Diese Sterne erster Größe umgab eine kleine Wolke von Würdenträgern zweiten Ranges, die zahlreichen sogenannten Obersten, ebenfalls in goldgestickten Uniformen und mit Diamantsternen auf der Brust, jedoch ohne das Band der Großkreuze. Ein Theil der übrigen Offiziere und der als Lieutenants verkleideten Pagen bildete den Nimbus um diese vorzüglichsten Herrlichkeiten, welche im Thronsaal aufgestellt waren.

Dieser Thronsaal erwies sich ganz nach dem Muster eines europäischen angelegt und ausgeschmückt, Letzteres nur noch prunkvoller, als an dem glänzendsten unserer Höfe. Die Möbel erschienen allerdings streng nach Pariser Muster und zwar denjenigen getreu nachgeahmt, welche den Thronsaal

des damals regierenden Königs Ludwig Philipp schmückten, aber die etwas nüchterne Einfachheit dieses guten bürgerlichen Königs, welche sich selbst bis auf die Wahl der Ausstattung seiner Prunkgemächer erstreckte, konnte einem orientalischen Hofe unmöglich genügen. Deshalb hatten alle jene Pariser Möbelfabrikanten, Decorateure, Tapeziere, welche mit Herstellung des Innern dieses Thronsaals beauftragt waren, Befehl erhalten, zu den bereits vorhandenen Zierrathen noch so viel Gold hinzuzufügen, als diese Möbel nur immer tragen konnten. Auf diese Weise war denn in der That ein Prachtwerk von einem Thronsaal entstanden, welches, wenn es auch vielleicht in Bezug auf guten Geschmack Manches zu wünschen übrig ließ, dennoch an Glanz, Prunk und Pomphaftigkeit von keinem ähnlichen der Erde übertroffen wurde.

Unter dem goldgeschmückten Baldachin dieses Thronsaals hatte der Bey bereits Platz genommen. Er erschien heute natürlich in der kostbaren Pariser Uniform, welche, wie oben erwähnt, die Kleinigkeit von 20,000 Francs gekostet hatte, und mit Juwelen bedeckt, welche einen kleinen Kronschatz repräsentirten. Alles dieß zur Ehre der hochgestellten Person, welche man erwartete. Dieselbe war bereits am Thore abgestiegen, und wurde nun von einem General durch die mit Offizieren und Pagen gefüllten Vorzimmer nach dem Thronsaal geführt. Der vornehme deutsche Herr trug eine prächtige und sehr geschmackvolle Uniform, nur daß Epaulette und Zierrathe eigenthümlicher Weise nicht von Gold, sondern von Silber waren. Die Farbe der Kleidungsstücke bildete ein schönes Grün, gegen welches die silbernen Troddeln der Epaulette und großen silbernen Fangschnüre, ähnlich denen, welche königliche Generaladjutanten und Flügeladjutanten zu tragen pflegen, sehr schön abstach. An der Seite führte er eine sehr geschmackvolle Waffe, nicht einen gewöhnlichen Degen, sondern

etwas ungleich Kunstvolleres, das eine gewisse Aehnlichkeit mit einem eleganten Hirschfänger darbot. Was jedoch am meisten die Bewunderung der Moslems erregte, war der große dreieckige Hut und die prachtvollen, hohen grünen, weißen und rothen Federn, welche an demselben emporragten. Die Haltung des vornehmen Mannes konnte eine streng militärische, in jeder Beziehung imponirende genannt werden. Er selbst war von mehr als mittlerer Größe, gut gebaut, mit kräftigen männlichen Zügen, von einem dichten, röthlichen Bart beschattet, und allem Anschein nach noch ziemlich jung, kaum an den Dreißigen.

Von dem General, welcher die Functionen eines Obercerermonienmeisters versah, empfangen, bewegte sich die vornehme Persönlichkeit langsam und gravitätisch und nicht ohne viel Complimente zu machen, gleichsam als sträube sie sich gegen die Ehre eines so ausgezeichneten Empfanges und als müsse sie sich erst nöthigen lassen, den Gegenstand hoher Ehrenbezeugungen zu bilden, nach dem Innern des Palastes zu. Dort im Thronsaal angelangt, und in die unmittelbare Nähe des Fürsten gebracht, tauschte sie einige sehr ceremoniöse Bücklinge mit diesem aus und schien dann, auffallender Weise, gleich den Rückzug antreten zu wollen.

Aber, da der Hof von Tunis sich dem Fremden zu Ehren in Gala geworfen hatte, so konnte er sich unmöglich damit begnügen, von diesem nur so oberflächlich inspicirt zu werden. Ein solcher Triumph wäre doch gar zu vorübergehender Natur gewesen. Man gab sich deßhalb alle Mühe, die hohe Persönlichkeit festzuhalten, was denn auch endlich gelang. Dieselbe wurde auf einen Divan in der Nähe des Bey installirt, mit Sorbet und Kaffee bewirthet, mit Rosenessenz besprengt und mit einer prächtigen Pfeife, deren Mundstück ein riesiges Stück des schönsten, weißlichen Bernsteins, reich

mit Diamanten verziert bildete, versehen, was sich der vornehme Mann auch ganz gutwillig gefallen ließ.

Nun sollten die Wonnen der Conversation beginnen. Der erste Dolmetscher, ein genuesischer Jude, welcher geläufig Französisch sprach, näherte sich dem Fremden und übersetzte demselben eine Höflichkeitsfrage des Bey. Aber o Enttäuschung! Der Fremde verstand kein Französisch. Man versuchte es mit Italienisch; dasselbe Resultat. Der vornehme Mann sprach und verstand nur Deutsch! Da nun die Erlernung unserer Sprache leider noch nicht einen Theil der Erziehung eines orientalischen Dolmetschers bildet, so verstand auch der erste Dragoman des Bey von Tunis kein Wort von ihr. Man forschte nach, ob sich unter den übrigen Anwesenden nicht vielleicht durch Zufall einer finden möchte, welcher Deutsch wußte; aber umsonst, Niemand am ganzen Hof verstand eine Sylbe von dem unbekannten Idiom des beinahe ebenso unbekannten Volkes. Die ganze Unterhaltung mußte sich also auf ein beredtes Mienenspiel, auf zahlreiche Bücklinge, Zeichen gegenseitiger Verehrung, auf zustimmendes Kopfnicken und dergleichen beschränken. Einen Augenblick schien es freilich, als könne sich denn doch noch ein Gespräch entwickeln und zwar in italienischer Sprache, welche dem Bey geläufig war, dessen eigne Mutter eine Italienerin, aus Sant Antioco, an der Südküste Sardiniens im vorigen Jahrhundert als Sklavin entführt, gewesen sein soll. Von dieser Sprache verrieth nämlich der Fremde plötzlich eine gewisse Kenntniß, indem er auf die durch beredte Zeichen an ihn gestellte Frage, wie er den Rauchtabak seines Tschibuk fände, mit den Worten „Tabacco buono“ antwortete. Da diese zugleich der Lingua franca, dem in allen Hafenstädten des Orients zum Verkehr zwischen Europäern und Arabern dienenden Kauderwälsch angehörten, so wurden sie vom ganzen Hof verstanden, und auf

ein Zeichen des Bey hin lebhaft applaudirt. Man hoffte nun schon, weitere Brocken desselben Idioms aus dem berühmten Reisenden hervorzulocken, aber, o Enttäuschung, es war schlechterdings nichts Anderes aus ihm herauszubringen, seine ganze Kenntniß der italienischen Sprache beschränkte sich auf diese zwei Worte.

Was nun noch weiter mit dem vornehmen Gaste anfangen? Alles schien darob in Verlegenheit, bis endlich der erste Minister sich dem Bey näherte und diesem einige Worte in's Ohr flüsterte, welche dessen offenbaren Beifall zu erlangen schienen. Der Würdenträger hatte nämlich bemerkt, daß der vornehme Fremde auffallender Weise seine sämmtlichen Orden zu Hause gelassen und mit einer völlig kahlen Brustseite seiner Uniform erschienen war. Dieses, so meinte der erste Minister, könne nur eine Schmeichelei für den Bey enthalten, indem der hohe Gast, welcher ohne Zweifel erwartete, bei der Audienz vom Pascha eigenhändig mit dem Nischan Iftichar decorirt zu werden, keinen andern Ordensstern neben diesem unvergleichlichen, ausgezeichneten und „hochedlen" (im officiellen Styl) Ehrenzeichen erglänzen lassen wollte. Der Bey fand die Einflüsterung seines ersten Beamten höchst einladend und gab sogleich Befehl, den bereit gehaltenen Orden herbeizubringen. Der Fremde entwickelte freilich bei dieser Gelegenheit eine solche Bescheidenheit und anscheinende Abneigung gegen die hohe Auszeichnung, daß man große Mühe hatte, ihn zur Annahme derselben zu nöthigen. Aber endlich gelang dieses doch und er wurde vor den Thron geführt, von welchem herab ihm der Bey höchsteigenhändig den Orden umhängte.

Nun noch einige Bücklinge beim abermaligen Ueberreichen der Kaffeetassen und Besprengen mit Rossenessenz, dann noch zum Abschied einige schließliche Kratzfüße und die Audienz

war zu allseitiger Befriedigung und allgemeinem Wohlgefallen beendigt.

Nachdem der Fremde unter denselben Ceremonien, welche seinen Eintritt bezeichnet hatten, abgeführt worden war, und als der Pascha sich eben bereits anschickte, in seine inneren Gemächer zurückzukehren, da trat plötzlich der erste Minister vor die Stufen des Thrones und überreichte seinem Herrn ein versiegeltes Schreiben, mit französischer Adresse an den Souverän gerichtet. Dieser Brief, so erklärte er, sei von dem vornehmen Fremden bei seiner Ankunft am Thore abgegeben worden. Alle sahen sich erstaunt an und Niemand begriff, wozu ein solches Schreiben nöthig sein konnte. Aber der Bey gab seinem ersten Dolmetscher Befehl, dasselbe unverzüglich zu öffnen und dessen Inhalt zu verdolmetschen. Da der Brief in französischer Sprache abgefaßt war, so hätte dieses keine Schwierigkeit geboten. Dennoch gerieth der Dolmetscher beim Anblick der Schrift in große Verlegenheit, wurde roth und zitterte vor Scham und Beängstigung. Nur ein ausdrücklicher, scharf ausgesprochener Befehl des Herrschers konnte ihn dazu bringen, seine Verlegenheit zu bemeistern und den Inhalt des Schreibens mitzutheilen. Dieses lautete zum allgemeinen verblüfften Erstaunen dahin, daß der Fürst Pückler-Muskau außerordentlich bedauere, heute nicht die hohe Ehre genießen zu können, Seiner Hoheit, dem Bey, die Aufwartung zu machen, da ihn ein plötzlicher Fieberanfall an's Bett gefesselt halte. Er hoffe jedoch unverzüglich nach seiner Wiederherstellung sich diese ausgezeichnete Ehre schenken zu können.

Allgemeine sprachlose Ueberraschung folgte der Lesung dieses unerwarteten Schreibens. Am schnellsten jedoch erlangte der Pascha selbst die Fassung wieder.

„Wenn also nicht der Fürst derjenige war“, so fragte

er, „welchen wir soeben empfangen haben, wer war es denn? Wahrscheinlich ein naher Verwandter desselben, vielleicht sein Bruder, jedenfalls eine ihm an Rang sehr nahe stehende Persönlichkeit; denn offenbar gehörte der Fremde dem höchsten Stande an, wie sein vornehmer Anstand, seine prächtige Generalsuniform, seine großen schönen silbernen Epaulette, seine schmuckvolle Waffe und namentlich seine pomphafte Kopfbedeckung mit dem großen, prachtvollen Federbusch wohl zur Genüge andeuten dürften."

Der erste Minister wagte zwar eine sehr gesuchte Erklärung, indem er anzunehmen vorgab, der Fürst könne sich ja später, nachdem er schon das Schreiben abgefaßt hatte, besser gefühlt und zuletzt doch noch in Person herbegeben haben, so daß man schließlich dennoch den authentischen Fremden empfangen hätte. Aber der Bey wollte von dieser bei den Haaren herbeigezogenen Erklärung nichts wissen und gab dem, der sie gemacht hatte, den Auftrag, sich unverzüglich beim preußischen Consul zu erkundigen, wer der in Audienz statt des Fürsten empfangene Fremde denn eigentlich gewesen sei?

Die Antwort des Consuls ließ nicht auf sich warten. Der durch die Audienz geehrte, mit Auszeichnungen überhäufte und mit dem Nischan Iftichar vom Bey eigenhändig decorirte Fremde war Niemand anders gewesen, als der Leibjäger des Fürsten, welcher die gewöhnliche grüne Jägerlivree mit Silberepauletten, Federbusch und Hirschfänger trug, die man für eine Generalsuniform angesehen hatte. Dieser Jäger war nur zur Ueberbringung des Schreibens nach dem Bardo gefahren und hatte sich dort alle die seinem Herrn zugedachten Ehrenbezeugungen unschuldig und absichtslos gleichsam mit Gewalt aufnöthigen lassen, deren Bedeutung er übrigens kei-

neswegs verstand, sondern des Glaubens war, das sei die gewöhnliche Manier orientalischer Höfe.

Die tunisischen Großen geriethen in Consternation über diesen komischen Mißgriff und die europäische Colonie besaß für lange Zeit ein Thema, um sich über den Hof lustig zu machen. Aber der Herrscher selbst nahm diese Geschichte lange nicht so übel auf, wie seine Hofschranzen; er gab im Grunde genommen wenig auf Etiquette und hielt dieselbe nur für ein eitles Blendwerk für den Pöbel und für eine Nebensache. Bald fing er selbst an, über den Vorfall zu lachen und der Hof mußte sein Beispiel nachahmen. Aber den Orden mußte er denn doch zurückhaben. Der Leibjäger des Fürsten Pückler-Muskau soll auch diesem souveränen Wunsche des Bey keine Schwierigkeiten entgegengesetzt und den eitlen Tand bereitwillig gegen ein werthvolles Geldgeschenk ausgetauscht haben, welches für ihn ungleich brauchbarer erschien, als eine Decoration, die er doch wohl niemals in seinem Vaterlande, Schlesien, hätte tragen können, ohne ausgelacht zu werden.

Neben seinen ausgezeichneten Eigenschaften besaß Ahmed Bey leider einen Hauptfehler, welcher zu seinen Lebzeiten von den Consuln und von der europäischen Colonie in Tunis ausschließlich hervorgehoben zu werden pflegte, so daß man damals fast nur von dieser Nachtseite im Charakter des Fürsten sprach, bis man erst nach seinem Tode durch den Contrast seiner Regierung gegen die seiner unfähigen Nachfolger an seine wirklichen Vorzüge gemahnt werden sollte. Dieser Fehler bildete eine allzugroße Vorliebe für seine Günstlinge, oft ganz unwürdige Subjecte, welche sich durch nichts auszeichneten, als durch Jugend und ein vortheilhaftes Aeußere. Manche derselben waren im zartesten Knabenalter an seinen Hof gekommen und hatten daselbst noch in den jugendlichsten Jahren die fabelhafteste Carrière gemacht. Unter diesen be-

fand sich auch ein junger Grieche, welcher dem Pascha vom Großsultan nebst andern jungen Sklaven geschenkt worden war, der sich so sehr des souveränen Wohlwollens erfreute und eine so reißend schnelle Carrière machte, daß er schon mit zwanzig Jahren als Minister und natürlich auch als General figuriren sollte. Aber damit zeigte sich die Gunst des Bey's noch nicht erschöpft. Der Grieche, welcher inzwischen Moslem geworden war, erhielt die eigene Schwester des Souveräns zur Gemahlin und wurde durch ein Decret zu einem Mitglied der herrscherlichen Familie erklärt. Ich erwähne dieses Günstlings nur deshalb, weil er sich als schlauer Grieche, unter den beiden nachfolgenden Herrschern in Gunst und hoher Stellung zu erhalten gewußt hat und noch heut' zu Tage erhält, und weil er Niemand anders ist, als der schon seit fünfzehn Jahren die Geschicke dieser Regentschaft lenkende erste Minister, Mustapha el Chasnadar, der thatsächliche Beherrscher dieses Landes.

Aber wie groß auch immer die Schwachheit Ahmed Bey's seinen Günstlingen gegenüber gewesen sein mag, so weit ging diese doch nicht, denselben einen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu gestatten. Er schmückte sie mit Orden und eitlen Titeln, zu denen selbst der unter ihm ganz einflußlose Ministerrang gehörte, er überschüttete sie mit Reichthum, aber sie waren und blieben nichts, als seine Geschöpfe, willenlose Werkzeuge in der Hand des selbstregierenden Fürsten. Es würde heut' zu Tage besser um das unglückliche Tunis stehen, wenn Ahmeds Nachfolger hierin sein Beispiel nachgeahmt hätten. Unter seinen Günstlingen befanden sich leider nicht nur viele unwürdige, sondern oft auch schreiend undankbare, welche die Güte des Fürsten, der sie aus dem Nichts hervorgezogen hatte, auf die schändlichste Weise durch Mißbrauch des Vertrauens und Verrath vergalten. Die

Geschichte eines derselben hat ihrer Zeit in ganz Europa vieles Aufsehen erregt. Da sie dem Bereich der Zeitungen angehörte und manchem meiner Leser noch aus den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts erinnerlich sein dürfte, so erwähne ich ihrer nur in aller Kürze. Dieser Günstling, ein gewisser Ben Ayet, hatte vom Bey das Amt eines Obersteuerverwalters erhalten und auf die wucherischste Weise durch Erpressungen und Betrug aller Art ausgebeutet, bis er schließlich ein sehr reicher Mann, man sagt ein zehn- oder zwölffacher Millionär, geworden war. Aber mit Ahmed Bey schien ihm denn doch nicht zu spaßen und die Furcht, endlich überführt und seiner gestohlenen Reichthümer beraubt zu werden, führte ihn zu einem Schritt, bei welchem ihm eine europäische Regierung, die französische, zu ihrer ewigen Schmach mit Rath und That an die Hand gehen sollte. Er ließ sich nämlich, wie man sagt auf Anrathen des Consuls und durch dessen Vermittlung, in Frankreich naturalisiren, schaffte den größten Theil seiner disponiblen Reichthümer dorthin und folgte ihnen dann selbst eines schönen Tages nach, um nicht wieder in seine Vaterstadt zurückzukehren. Der Bey hatte ihn nun gut vor seinen Richterstuhl fordern, dessen Herausgabe von Frankreich zu verlangen, Alles half nichts. Ben Ayet war französischer Bürger und wurde von seinem neuen Vaterland geschützt. Dieser Schutz machte ihn sogar so kühn, daß er es wagte, seinem frühern Herrn einen Proceß anzuhängen, durch welchen er von diesem die Herausgabe seines noch in Tunis befindlichen Eigenthums verlangte. Aber damit sollte es ihm schlecht gehen. Er wurde von den französischen Advokaten so fürchterlich betrogen, daß er nicht nur seinen Proceß nicht gewann, sondern auch noch einen Theil seines Vermögens einbüßte. Schließlich erwachte auch das Schamgefühl der französischen Regierung, welche inzwischen die republika-

nische Form angenommen hatte, und diese ließ ihm den Rath ertheilen, sich ganz ruhig zu verhalten, oder lieber noch das Land zu verlassen, da man gar nicht recht wisse, ob seine Naturalisation nach den Gesetzen gültig sei. Ben Ayet ließ sich das nicht zweimal sagen, wanderte noch einmal und zwar jetzt nach Constantinopel aus, wo er ein sehr erbauliches Leben geführt und im Geruch der Heiligkeit gestorben sein soll.

Als Ahmed Pascha endete, hinterließ er seinem Vetter und Erben Mohammed Bey ein in jeder Hinsicht blühendes, wohlhabendes und in sichtbarem Fortschritte begriffenes Land. Dieser hätte nur auf dem betretenen Wege fortzuschreiten brauchen und Tunis wäre vor dem Abgrund bewahrt worden, in welchen es unter ihm und seinem Nachfolger sinken sollte. Aber Mohammed Bey verstand nicht selbst zu regieren, er besaß nicht die Charakterstärke seines Vorgängers, er war ein sogenannter „gütiger" Fürst, daß heißt nachsichtig gegen seine Großen, Beamten und Offiziere, das Schlimmste, was ein orientalischer Fürst sein kann. Diese vermeintliche Güte hatte auch hier wie überall zur Folge, daß das Volk nun statt eines selbstregierenden Despoten hundert kleine Tyrannen bekam, die sein Mark aussaugten und dabei doch die Staatskassen leer ließen, so daß jener finanzielle Ruin, welcher heut' zu Tage vollendet erscheint, damals eingeleitet wurde. Diesem Fürsten ging es grade entgegengesetzt, wie seinem Vorgänger. Bei Lebzeiten, wenigstens in den ersten Jahren, allgemein gerühmt und von den Europäern einiger nichtssagenden Reformen wegen gepriesen, ist er nun allgemein vergessen, oder, wenn man seiner erwähnt, so geschieht es nicht auf lobende Weise. Diejenigen Eigenschaften, welche man an ihm besonders rühmte, erschienen freilich mehr negativer Natur. Man rechnete es ihm sehr hoch an, daß er frei von jener Vorliebe für Günstlinge war, welche seinem Vorgänger

vorgeworfen wurde. Dies muß nun allerdings vom Standpunkt der Privatmoral als ein großer Vorzug erscheinen, aber vom politischen genügt eine solche rein negative Tugend nicht. Ahmed Pascha hatte, trotzdem daß er ein Heer von Günstlingen besaß, diese im Zaum gehalten, Mohammed dagegen, welcher frei von dieser Schwachheit war, ließ allen verderblichen Leidenschaften seiner Untergebenen freien Spielraum. Das ganze Heer von Mameluken, welches seines Vorgängers eiserne Energie in Schranken gehalten hatte, erhob nun sein vielköpfiges Haupt und dieses Ungeheuer schadete dem Lande mehr, als zehn noch so tyrannische Regierungen selbstherrschender Monarchen.

Aber selbst die Gunst der Europäer sollte Mohammed Bey in den letzten Jahren seiner Regierung verscherzen. Diesem schwachen, gutmüthigen Fürsten war es nämlich vorbehalten, in den Ruf des grausamsten, fanatischsten unter allen modernen orientalischen Herrschern zu kommen und zwar einzig in Folge seiner unglaublichen Schwachheit und Ungeschicklichkeit im Handhaben der souveränen Gewalt. Folgendes bedauerliche Ereigniß gab zu dieser Sinnesänderung der Europäer in Bezug auf den Pascha Anlaß. Ein betrunkener Jude hatte die Religion des Propheten gelästert und war deßhalb von der Polizei festgenommen worden. Diese brachte die Angelegenheit vor den Richterstuhl des Bey, welcher nach moslimischer Sitte von Zeit zu Zeit persönlich zu Gericht sitzt, und der Bey beging die Ungeschicklichkeit, die Sache dem geistlichen Tribunal, das heißt einem fanatischen Collegium ultraorthodoxer Ulema's, zuzuweisen. Nicht leicht war es möglich, eine größere Dummheit zu begehen, denn in seiner Absicht konnte unmöglich die grausame Hinrichtung des Juden liegen, da er sich durch eine solche Maßregel den drohenden Vorstellungen der europäischen Regierungen, namentlich Eng-

lands und Frankreichs, aussetzte, welche in neuerer Zeit überall in fremden Ländern Humanität predigen, nur nicht in ihren eigenen Colonien dieselbe ausüben. Zugleich hätte er bedenken sollen, daß, sowie die Sache einmal dem geistlichen Tribunal übergeben war, dieselbe nur im Sinne des Fanatismus entschieden werden konnte, und daß alle seine Macht nicht hinreichen würde, diesen Richterspruch zu ändern. Der kirchliche Gerichtshof verurtheilte natürlich den Lästerer zum Tode. Nun findet nach moslimischem Gesetz nach diesem Tribunal keine Appellation statt, ja dessen Aussprüche können nicht einmal im Gnadenwege gemildert werden. Dennoch versuchten die Consuln ihr Möglichstes, um den Bey zur Annullirung des Urtheils zu bewegen und dieser, nachgiebig wie er von Natur war, zeigte sich auch wirklich bereit dazu. Aber nun drohte ihm ein neues Unheil. Der gesammte geistliche Gerichtshof stellte seine Abdankung in Aussicht, wenn das Urtheil nicht vollstreckt würde. Bei dem allgemeinen Ansehen, welches dieser Gerichtshof von Seiten der fanatischen Moslems genießt, welche ihn als das letzte schützende Bollwerk ihrer Religion anzusehen lieben, hätte dessen Amtsniederlegung höchst wahrscheinlich zu einer Revolution geführt und jedenfalls dem Bey für immer die Herzen seiner Unterthanen entfremdet, denn ein Moslem verzeiht Alles, nur nicht Lauheit in der Religion. Der Fürst darf ihn schinden, bis auf's Hemd ausrauben, seine Kinder der Schande preisgeben, er darf in einem Sumpf des Lasters versinken, nur nicht gegen die Religion, das heißt gegen die grausamen Vorschriften eines blinden Fanatismus handeln. Aus diesem einzigen Grunde findet der Moslem eine Revolution gerechtfertigt. Der Bey befand sich nun zwischen Scylla und Charybdis, auf der einen Seite die Drohungen und die Feindschaft der Großmächte für den Fall, daß er den Juden hinrichten ließ,

auf der andern Seite Rebellion seines Volkes und möglicherweise seine Entthronung und sein Tod, wenn er den Juden nicht hinrichten ließ. Einem von beiden Uebeln mußte vorgebeugt werden; er zog deßhalb nur seine Schwachheit zu Rath und entschloß sich, die unmittelbar drohende Gefahr, welche doch von seinen eignen Unterthanen, ja von seiner eignen Armee herrührte, denn diese war ebensosehr fanatisirt, wie der Pöbel, zu beschwören; er unterzeichnete das Urtheil und der Jude wurde auf jene grausame Weise hingerichtet, wie sie bei Moslems üblich und deren Grausamkeit durch die Ungeschicklichkeit des Scharfrichters noch erhöht erscheint.

Nun hatte Mohammed Pascha zwar Ruhe vor seinem eignen Volke, sah sich aber den Vorstellungen der Großmächte desto offener preisgegeben, welche ihm den Rest seines Lebens mit Recriminationen aller Art verbitterten, das Versprechen von Gleichstellung aller Religionen und andern ähnlichen, im europäischen Sinne liberalen Reformen von ihm erpreßten, Reformen, welche ihn wieder mit seinem Volk entzweien mußten. Zuletzt zwangen sie ihn gar noch zu dem Unerhörtesten, nämlich dazu, seine Zustimmung zu einer in jeder Hinsicht für einen moslimischen Staat unpassenden, lächerlichen, sogenannten Constitution zu geben. Die Ausführung dieser verrückten Maßregel erlebte der gutmüthige Fürst nicht mehr. Er starb, kurz nachdem er seine Einwilligung zur sogenannten Verfassung gegeben hatte, und man schrieb seinen Tod allgemein dem Kummer und den Sorgen zu, welche ihm die Geschichte mit dem Juden und deren Folgen bereitet hatte.

Andere wollen freilich das frühe Ableben des Bey's den Haremsgenüssen zuschreiben, welchen dieser Fürst sich ganz besonders ergeben zeigte. Darin nämlich erwies sich Mohammed Pascha als ein ächter Nachfolger seines Propheten, und erfreute das Herz aller guten Moslems dadurch, daß er

die alten orientalischen Haremstraditionen, welche unter dem nur einmal vermählten Ahmed Bey beinahe in Vergessenheit gerathen waren, wieder mit all' ihrem Glanz und Pomp, mit einer vollständigen Vierzahl von Gattinnen, einem kleinen Heer von Sklavinnen und Odalisken in's Dasein rief. Dieser Fürst schien sogar in einem solchen Grade für weibliche Schönheit eingenommen, daß ihm sein gewöhnlicher Stab von Frauen und Nebengattinnen nicht genügte, und daß er, so oft er in den Straßen seiner Hauptstadt irgend eine Schönheit erblickte oder zu entdecken glaubte, denn bei der Verschleierung ist die Sache etwas schwierig, dieselbe für sein Harem reclamirte und mochte sie auch die Verlobte oder gar schon die Gattin eines Andern sein. Er zeigte sich auch so aufgeklärt und vorurtheilslos, daß selbst schöne Jüdinnen vor seinen Augen Gnade fanden und hierbei soll ihm die sprichwörtliche Verderbtheit der Israeliten von Tunis, welche im Rufe stehen, die Ehre ihrer Frauen und Töchter zu verkaufen, auf mehr als halbem Wege entgegen gekommen sein, so daß ein Wink genügte, um die Schöne in seine Arme zu liefern. Sogar auf hübsche Europäerinnen soll sich seine Gunst zuweilen ausgedehnt haben; die Frauen und Töchter der ärmeren Malteser und Italiener zeigten sich auch keineswegs als uneinnehmbare Festungen. Die Sache pflegte freilich fast immer mit jenem Geheimniß betrieben zu werden, welches von den eigenthümlichen Einrichtungen orientalischer Höfe und Harems so sehr begünstigt erscheint. Aber mancher kostbare Schmuck fand seinen Weg aus dem Serail in's europäische Viertel und offenbarte deutlich, welchen Verdiensten die Besitzerin ihn verdankte. Man munkelt sogar allerlei davon, daß nicht nur ärmere, sondern sogar oft ganz anständige Europäerinnen, deren Männer eine gewisse höhere Stellung einnahmen, auf solche Weise in den Besitz von Diamanten von hohem Werth gelangt seien.

Einmal soll es auch vorgekommen sein, daß eine vornehme Touristin, welche allem Anschein nach bei dieser ihrer Handlungsweise keinen andern Zweck verfolgte, als die Befriedigung einer auf moralische Abwege gerathenen Neugierde, die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich zu lenken und ihr erwünschtes Ziel zu erreichen wußte. Ich will diesen Fall, sowie er mir in Tunis erzählt wurde, was hinreichend andeutet, daß ich keineswegs für die Wahrheit aller Einzelheiten einstehe, hier mittheilen, einestheils weil er nicht ohne komische Seiten ist, anderntheils weil er einen kleinen Einblick in das sonst so undurchdringliche Haremsleben gewähren kann.

Die in Frage stehende Dame soll eine vornehme, reiche, etwas excentrische Engländerin gewesen sein. Sie stand zwar nicht mehr in der Blüthe der Jugend, aber sie besaß bei einem schönen, großen, regelmäßigen Gesicht, und einem reichen blonden Haarwuchs in hervorragendem Grade jenen im Orient geschätztesten körperlichen Vorzug, die Wohlbeleibtheit, so daß es nicht als eine unvernünftige Anmaßung von ihrer Seite erscheinen konnte, das Herz eines moslimischen Fürsten rühren zu wollen. Aber wie konnte sie sich demselben nähern? Dies sollte ihr durch die Empfehlungsbriefe, welche sie mitgebracht hatte, wesentlich erleichtert werden. Einer derselben war an den englischen Consul gerichtet und dieser Herr zeigte sich bereit, Alles für die Dame zu thun, was in seiner Macht stände. Die Erfüllung ihres Herzenswunsches konnte er ihr freilich nicht verbürgen, selbst wenn er ihn gekannt hätte, jedoch begreiflicher Weise hütete sich die Dame wohl, ihn zu verrathen. Aber er vermochte viel zur Erleichterung ihres Reisezweckes zu thun und zwar dadurch, daß er ihr eine Erlaubniß verschaffte, den fürstlichen Harem zu besuchen. Der Harem Mohammed Bey's bildete einen solchen Anziehungspunkt für alle Touristinnen, daß es sehr oft vorkam, daß

solche um Erlaubniß nachsuchten, ihn besuchen zu dürfen, eine Erlaubniß, welche jedoch nur in den seltensten Fällen, nur dann, wenn sie von besonders vornehmen und gutempfohlenen Damen verlangt wurde, ertheilt zu werden pflegte. Da aber unsre Engländerin zu diesen gutempfohlenen gehörte, so hatte die Sache keine Schwierigkeit.

Sie fand sich also eines schönen Tages in kostbarster Toilette, und zwar, da sie ja an einen Hof ging, mit einem decolletirten Kleide, mit Perlen und Diamanten auf ihrem weißen Alabasternacken, ihr blondes Haar auf's Künstlichste frisirt, im fürstlichen Harem ein. Dort wurde sie von den verschiedenen Gattinnen, Nebengattinnen und Sklavinnen auf die ausgezeichnetste Weise empfangen, mit Kaffee, Süßigkeiten aller Art tractirt, Alles wurde ihr gezeigt, was nur das Herz einer gewöhnlichen Touristin begehren konnte. Aber damit war der Dame nicht gedient. Die Conversation mit den Araberinnen, welche vermittelst einer jüdischen Dolmetscherin geführt wurde, besaß wenig Anziehungskraft für die gebildete Europäerin. Sie langweilte sich deßhalb bald entsetzlich und hatte große Mühe, das Gähnen zu unterdrücken, endlich aber schien sie alle Geduld verloren und einen Entschluß gefaßt zu haben, denn sie stellte nun gradezu die Frage, warum denn der Bey nicht käme?

„Der Bey, unser Herr", erwiderte eine der Gattinnen, „pflegt streng die moslimischen Sittenvorschriften in Bezug auf die Haremsgebräuche zu beobachten. Eine derselben und nicht die unwichtigste schreibt vor, daß kein Ehemann seinen eigenen Harem betreten darf, wenn er die Pantoffeln einer fremden Frau vor der Thüre stehen sieht, was hinreicht, ihm anzudeuten, daß Besuch im Frauengemache sei. In Deinem Falle muß freilich von den Pantoffeln abgesehen

werden, da Europäerinnen nicht die Sitte des Ablegens der Fußbekleidung theilen, aber wir haben statt dessen eine Sklavin an der Thüre aufgestellt, welche durch Worte dieselbe Warnung ertheilen soll, wie sonst die Pantoffeln durch ihre stumme, symbolische Sprache."

Der Engländerin erschien jedoch eine solche Skrupelhaftigkeit im Befolgen moslimischer Sitten, selbst dann wenn es sich um den Empfang einer Europäerin handele, übertrieben. Sie machte deßhalb die Bemerkung, daß in England der Anstand und die Höflichkeit grade das Gegentheil zu verlangen pflegten, daß der Mann nie abwesend bleibe, wenn man seiner Frau einen Besuch abstatte, sondern es vielmehr als seine Pflicht ansehe und sich zur höchsten Ehre rechne, die Gäste seiner Gemahlin persönlich zu empfangen und zu unterhalten.

Die armen Haremsgeschöpfe, gewöhnlich die gutmüthigsten Wesen von der Welt, wenigstens ihren spärlichen Besucherinnen gegenüber, schienen untröstlich über die Unzufriedenheit der fremden Dame. Sie waren gern erbötig, zur Beseitigung dieser Unzufriedenheit, Alles zu thun, was nur immer in ihrer Macht stand, aber leider vermochten sie nicht, den Herrn des Harems so plötzlich herzuzaubern, wie es die Engländerin gewünscht hätte. Denn nach orientalischen Begriffen erscheint es durchaus unstatthaft und unschicklich, daß eine Frau ihren Mann rufen läßt, oder auch nur unter einem Vorwande herbeizulocken sucht. Sie gaben dieses ihrer Besucherin zu verstehen und, da deren Unwille bei einer so unliebsamen Eröffnung nur noch mehr wuchs, ja in Zorn auszubrechen drohte, so wandten sie nun alle Künste der Ueberredung, alle ihnen zu Gebot stehenden Schmeicheleien an, um sie zu besänftigen. Alles schien jedoch umsonst, den Unwillen der Dame zu bemeistern, bis endlich eine der jüng-

sten und klügsten Favoritinnen hervortrat und durch folgende Worte das Wunder bewerkstelligte:

„O schöne und hochedle Rumiya! (Christin). Wie sehr fühlen wir uns geehrt dadurch, daß du es nicht verschmäht hast, die Strahlensonne deiner Schönheit über uns arme Geschöpfe leuchten zu lassen. Nie ist unserm Frauengemache ein solches Heil widerfahren, nie haben wir so viel Hoheit, so viele Huld, so fesselnde Reize und solche Pracht in einem weiblichen Wesen vereinigt gesehen, wie in Dir, o unvergleichliche Schönheit! Aber soll sich der hellstrahlende Tag, der uns beschien, nun in finstere Nacht verkehren? Soll die Strahlensonne deines Angesichts, jenes Licht der Welt, nun durch die Wolken des Zornes verfinstert und wir durch diese Sonnenfinsterniß in größte Angst, Beklemmung und Trostlosigkeit versetzt werden? Und das Alles ohne wirkliche Schuld von unsrer Seite? Blos weil wir schwache, ohnmächtige Wesen sind, die es nicht vermögen, deinen Herzenswunsch augenblicklich zu erfüllen? Glaube, daß, wenn es in unsrer Macht stände, wir dein Begehren augenblicklich befriedigen würden, indem wir dasselbe als im höchsten Grade gerechtfertigt, ja sehr ehrenvoll für uns selbst, für unsern Hof und für unser ganzes Volk ansehen müssen. Denn was kann es für uns Schmeichelhafteres geben, als wenn eine Europäerin sich danach sehnt, mit uns in Bewunderung der souveränen Person zu wetteifern, welche unsern höchsten Stolz und unsre größte Wonne bildet? Deßhalb beklagen wir es eben so tief, wie du selbst, daß heute dir dieses Glück nicht zu Theil werden konnte. Aber wenn deine unterthänige Sklavin dir einen demuthsvollen Rath ertheilen darf, so ist es der, die Hoffnung nicht aufzugeben, sondern vielmehr sicher darauf zu rechnen, daß bei deinem nächsten Besuche in unserm Frauengemache dein Wunsch durch Erfüllung gekrönt wer-

den soll. Alle meine Schwestern hier und ich selbst versprechen es dir, unserm Herrn begreiflich zu machen, daß einer Europäerin gegenüber jene Skrupel, welche den Ehemann in gewissen Fällen vom Betreten des eignen Harems abhalten, keine Anwendung finden. Ja ich glaube sogar, mich verbürgen zu können, daß derselbe unserm Zureden nachgeben wird, denn deine demüthige Sklavin besitzt das Glück, nicht ohne Einfluß auf ihren Gebieter zu sein."

Diese Worte, welche von allen übrigen Odalisken bekräftigt wurden, bewirkten das Wunder, die Engländerin einigermaßen zu besänftigen. Sie hatten auch den Vortheil, sie zur Einsicht zu bringen, daß die Haremsschönheiten ihr von wesentlichem Nutzen sein könnten und deßhalb gab sie sich nun alle Mühe, den üblen Eindruck zu verwischen, welchen ihr vorher gezeigter Unwille zurücklassen konnte; sie schmeichelte den arglosen Geschöpfen, daß es eine Freude war, und gewann vollkommen ihr Herz durch kleine Geschenke europäischer Toilettengegenstände, welche sie eigens zu dem Zwecke mitgenommen hatte und nach welchen sich die Orientalinnen sehr begehrlich zu zeigen pflegen, wenn sie auch keinen Gebrauch von ihnen zu machen verstehen.

Für dießmal mußte sich die vornehme Fremde also mit der unfruchtbaren Satisfaction begnügen, nur von weiblichen Wesen bewundert zu werden, sie verließ deßhalb auch bald den Harem, versprach jedoch in einigen Tagen wiederzukommen, was ihr gleichfalls wieder durch eine vom Consul erwirkte Erlaubniß möglich gemacht werden sollte.

Als sie sich einige Tage später wieder auf den Weg nach dem Serail begab, erschien sie womöglich noch schöner und prächtiger gekleidet, noch kunstvoller frisirt, noch reichlicher mit werthvollem Schmuck behangen, als das erste Mal. Ja die bösen Zungen von Tunis wollten sogar behaupten, ihre

zarten Wangen hätten an diesem Tage von einer erhöhten, sonst bei ihr ganz ungewöhnlichen Röthe gestrahlt und Einige wagten selbst die Vermuthung auszusprechen, daß diese Röthe aus dem Schminktopfe stamme. Doch dergleichen müssen wir natürlich als Verläumdung entrüstet von uns weisen. Kurz sie sah sehr reizend aus, so reizend als es nur immer bei einer Frau in ihrem Alter möglich war.

Im Palast des Bey angekommen, wurde sie sogleich in's Harem geführt und dort von denselben Odalisken, welche sie schon früher bewundert hatten, mit der höchsten Auszeichnung, wie im Triumphe empfangen. Aber leider suchten ihre lichtblauen Augen unter dem Meer von Musselin und Gaze, welches um sie her wogte, umsonst nach einem tuchenen Uniformsrock und ein Paar goldenen Epauletten. Der Herr des Harems war auch diesmal nicht zu erblicken. Abermals legten sich Wolken auf ihre weiße Stirne, abermals wurde ihr Unwille auf dem schönen, vollen Gesicht sichtbar. Aber die Araberinnen bemerkten das nahende Ungewitter kaum, als sie sich auch beeilten, es schleunigst zu zerstreuen. „Der Bey sitzt im Nebenzimmer!" Diese Worte bildeten den Talisman, welcher der Sonne ihres Angesichts wieder seinen vollen Strahlenglanz zurückgeben sollte.

Es dauerte auch in der That nicht lange, ehe die Thür des Nebenzimmers aufging und der Pascha im einfachen Hauscostüm vor der Engländerin stand. Mohammed Bey war damals nicht mehr die imposante Erscheinung, welche er in seiner Jugend gewesen sein soll. Ein schwarzer grauwerdender Bart beschattete die etwas erschlafften, frühgealterten Züge, seine Haltung schien gebückt und deutete auf Erschöpfung, sein Auge meist matt, nur zuweilen in einem sinnlichen Feuer aufleuchtend. Sein Benehmen verrieth übrigens den größten Anstand und die feinsten Manieren. Vor-

nehmen Europäerinnen gegenüber, deren er manchmal zu empfangen pflegte, zeigte er namentlich eine respectvolle und zugleich liebenswürdige Zuvorkommenheit, welche ihm das Herz aller Damen gewann. Nie hatte er übrigens vorher eine Fremde im Frauengemache empfangen und dieses Mal auch nur auf den ausdrücklichen Wunsch der Lady eine Ausnahme gemacht. Er schien jedoch durch den Umstand ihrer Anwesenheit im Harem keineswegs veranlaßt, den ungewöhnlichen Gast auf eine freiere und ungezwungenere Weise zu behandeln, als jene übrigen Damen, welche er in Staatsvisiten in seinem Thronsaal empfangen hatte. Die Engländerin, welche dies merkte und der es höchst unwillkommen sein mußte, wußte jedoch durch ihr beredtes Mienenspiel, durch die schmachtenden Blicke ihrer sanften Augen und schließlich sogar durch allerlei geschickte Anspielungen, welche die jüdische Dolmetscherin handwerksgemäß wortgetreu übersetzte, den Fürsten allmählich zu einer gewissen Vertraulichkeit herauszufordern. Zuletzt wurden die Andeutungen sogar so handgreiflich, daß der Pascha nicht mehr im Zweifel über die wahren Absichten der Dame bleiben konnte. Da der eigenthümliche Schönheitstypus der Engländerin glücklicherweise vollkommen dem orientalischen Geschmack entsprach, so hatte sie auch bald das leicht verwundbare Herz des für weibliche Schönheit nur zu empfänglichen Fürsten, wenigstens für den Augenblick und in vorübergehender Weise, gefesselt. Als vielerfahrene Kennerin merkte sie dieses sehr bald an tausenderlei Anzeichen im Mienenspiel und selbst verschleierten Worten und Anspielungen des hohen Herrn. Sie erwartete deßhalb jeden Augenblick, daß dieser nun ihre Glückseligkeit durch das Zuwerfen des berühmten Schnupftuchs krönen würde. Sie hatte nämlich in Reisebeschreibungen über den Orient gelesen, daß moslimische Fürsten auf solche Weise

anzudeuten pflegten, welche Haremsschönheit im Augenblick Gnade vor ihren Augen gefunden habe, und sie war naiv genug, diese abgedroschene Erzählung zu glauben. Aber sie harrte umsonst dieser Offenbarung der souveränen Gunst. Das Werfen des Schnupftuchs war im Harem Mohammed Bey's offenbar nicht Mode.

Indeß ihre Hoffnung sollte denn doch nicht betrogen, und deren Erfüllung, wenn auch nicht auf die erwartete, so doch auf andere Weise unzweifelhaft angedeutet werden. Der hohe Herr, eben schon im Begriff, sich zu erheben und Abschied von den Damen zu nehmen, richtete scheinbar gleichgültig und in ganz unbefangenem Tone die Frage an die Engländerin, ob sie vielleicht wünsche, seine Diamanten zu sehen? Da dieses natürlich bejaht wurde, so verabschiedete sich der Bey mit den Worten, daß er die Lady in dem Schatzzimmer seines Harems erwarte und ihr dort selbst die fraglichen Schmuckgegenstände zeigen würde.

Die Fremde wunderte sich höchlich, daß der Bey nun allein wegging und sie nicht gleich in das Schatzzimmer mitnahm, da er doch einmal nur deßhalb, um sie dort zu empfangen, dieses Gemach aufsuchte. Aber die Arme besaß vom orientalischen Haremsleben nur sehr oberflächliche Begriffe und sollte jetzt erst durch eigene Erfahrung ihre Kenntniß desselben ausbilden. Sie wußte nämlich nicht, daß jeder souveränen Gunstbezeugung einige ziemlich verwickelte Präliminarien vorhergehen, welchen sich die Dame, die den Gegenstand dieser Gunst bildet, nothwendiger Weise unterwerfen muß. Die wichtigste dieser Vorbereitungen bildet ein vollkommner orientalischer Badeproceß, welchen jede Odaliske vorher durchmachen muß, ehe sie den Gipfelpunkt des Glückes erreichen kann. Hiervon besaß die Arglose keine Ahnung und

wer weiß, ob sie bei ihrem Plane geblieben wäre, wenn sie Alles gekannt hätte, was ihr noch bevorstand?

In der Einfalt ihres Herzens saß sie ganz gemüthlich auf dem Divan und bildete sich wahrscheinlich ein, dort sitzen bleiben zu können, bis man sie zum Ansehen der Diamanten in's Schatzzimmer rufen würde. Einstweilen schien ihr auch nur Angenehmes und Schmeichelhaftes zu Theil werden zu sollen. Auf dem Divan, diesem ihrem Thron, empfing sie nämlich jetzt die Huldigung ihrer neuen Vasallinnen, das heißt sämmtlicher Frauen des Harem, welche sehr gut Alles verstanden hatten, was vorgegangen war und durchaus nicht über die Bedeutung der Einladung in's Schatzzimmer im Unklaren zu sein schienen. Mochten diese Frauen wirklich keine Eifersucht empfinden, was am Ende möglich war, da ja die Gunst der Neuangekommenen, dieser Sultanin eines Tages, nur eine sehr schnell vorübergehende zu werden versprach, denn längere Zeit hatte es noch keine Europäerin im Harem ausgehalten, oder hegten sie wirklich jene neidische Leidenschaft, wußten dieselbe aber mit der eingewurzelten orientalischen Verstellungskunst trefflich zu verbergen, jedenfalls zeigten sie in ihrem Benehmen nur die größte Verehrung und Bewunderung für den neuen Gegenstand der souveränen Gunst. Sie priesen die Lady in beredten Worten glücklich, daß sie das Herz eines so edlen Fürsten gerührt habe, sie nannten sie schon ihre Königin und Herrin und sich selbst ihre unterthänigen Sklavinnen. Ein junges Mädchen mit einer Quitra oder arabischen Guitarre in der Hand setzte sich zu ihren Füßen und stimmte eine begeisterte Ode auf die Reize der neuen Odaliske an. Dieselbe verstand freilich von diesem Loblied auch nicht ein Sterbenswörtchen, aber sie merkte denn doch, daß es etwas Schmeichelhaftes für sie selbst enthalte, und sie sog den Weihrauch sowohl aus diesem, wie aus allen

andern ihr dargebrachten Opfern der Huldigung mit vollen Zügen ein. Nie hatte ihre Eitelkeit eine solche Befriedigung genossen. Nie hatte sie sich so glücklich gefühlt.

Aber dieser glückseligen Gemüthsstimmung stand nun eine harte Prüfung bevor. Während sie noch den Tönen der jungen Muse lauschte, fühlte sie sich plötzlich von einigen kräftigen Negerinnen gepackt und mit starken Armen in ein Seitengemach gezogen. Erschreckt fragte sie, was das zu bedeuten habe. „Das Bad", war die einzige Antwort, welche sie auf ihre ängstliche Frage erhielt. Dieß berührte sie keineswegs angenehm. Sie sollte also ein Bad nehmen? Darauf schien sie offenbar nicht im Geringsten vorbereitet. Ganz abgesehen von dem Umstand, daß die türkischen oder arabischen Dampfbäder sich dem zarten Teint der Nordländerinnen keineswegs günstig zeigen, indem diese Schönen gewöhnlich so roth, wie gesottene Krebse, aus solchen Schwitzanstalten hervorzugehen pflegen, so hatte die Lady auch noch ernstliche Bedenken wegen ihrer Toilette, ihrer Frisur u. s. w. Dieß Alles war so künstlich, daß, einmal zerstört, es nicht ohne Hülfe von Kammerjungfer und Friseur in seiner Vollständigkeit wieder hergestellt werden konnte. Indeß sie hatte einmal A gesagt, mußte folglich auch B sagen und so entschloß sie sich denn, wenn auch mit Widerwillen, sich diesem unvermeidlichen Badeproceß zu unterwerfen.

Aber leider stand ihr noch etwas Unangenehmeres bevor. In jedem größeren orientalischen Harem befindet sich eine Person, deren Amt ungefähr demjenigen eines Barbiers und Chirurgen zugleich entspricht. Ein solcher weiblicher Chirurg hat die Aufgabe, Pflaster aufzulegen, die Nägel an Händen und Füßen nach arabischem Brauche ganz kurz abzuschneiden und seltsamerweise auch zu rasiren. Dieser hochwichtigen Person wurde die schöne Fremde zu Allererst übergeben und nun er-

fuhr sie zu ihrem Schreck, daß sie rasirt werden solle. Der Orientale sieht nämlich jenen zarten Haarflaum, welcher bei manchen Damen Kinn und Oberlippe ziert und welcher bei einigen Südländerinnen sogar geradezu in ein Schnurbärtchen ausartet, keineswegs für eine Schönheit an. Nur auf dem Haupte ist es einem weiblichen Wesen im Orient gestattet, Haare zu behalten. Alle andern, und sei es selbst nur ein kaum merklicher Flaum, müssen dem Rasirmesser zum Opfer fallen. Das Rasiren hat jedoch hier nicht die schreckliche Bedeutung, welche diese halsabschneiderische Kunst bei Männern annimmt. Das Messer dient nicht zum Abschneiden, sondern nur zum Abstreifen des Haarflaumes, da dieser schon vorher durch ein ätzendes Pflaster so erweicht worden ist, daß er bei der leisesten Berührung ausgeht. Arabische Chirurgen und Barbiere pflegen keineswegs sanft mit ihren Patienten umzugehen, weibliche, wie mir versichert wurde, ebensowenig, als männliche; und deßhalb kann ich mir wohl die Qualen vorstellen, welche der unglücklichen Lady durch Aetzpflaster und Rasirmesser bereitet wurden, aber dieselben zu beschreiben, dieser schwierigen Aufgabe möchte doch nur eine weibliche Feder gewachsen sein, da nur eine Frau sich so ganz in die Lage einer solchen Patientin hineindenken kann, um die volle Kraft ihrer peinlichen Gefühle auszudrücken.

Nachdem diese Strapaze überstanden war, begann das eigentliche Bad. Das maurische Bad, wenn es vollständig ist, besteht bekanntlich aus einer Reihe verschiedenartiger Operationen, deren hauptsächlichste folgende sind. In allen Fällen pflegt es damit anzufangen, daß der Badende dem Dampfe so lange ausgesetzt wird, bis sich eine reichliche Transpiration einstellt; dann treten die Badeknechte an ihn heran, legen ihn auf eine Marmorplatte und beginnen das Kneten, Drücken,

ziehen, Zerren und Ausrecken der Glieder, welche Operationen der Araber unter dem Gesammtnamen „Jedlek" begreift, ein Wort, welches buchstäblich übersetzt „Mit den Händen bearbeiten" bedeutet; darauf ziehen dieselben Diener die sehr harten, steifen und rauhen Roßhaarhandschuhe an und reiben mit diesen kleinen Folterinstrumenten den ganzen Körper so gründlich und kräftig ab, daß sie nicht nur die allenfalsige Unreinigkeit, sondern auch noch die oberste, dünne Hautumhüllung mit abschälen; zuweilen, jedoch selten, erscheint diese Striegelung noch mit einer förmlichen Abbürstung vermittels einer sehr harten Bürste verbunden; ist dieses vollendet, so folgt die eigentliche Waschung, welche stets mit grober Seife, die man lange und gründlich auf den Kopf, die Haare, und den ganzen Leib reibt, bis zuletzt der Mensch unter einer Masse weißen Schaumes zu verschwinden scheint; darauf findet eine sehr reichliche Begießung mit sehr heißem Wasser Statt, bis jedes Atom von Seifenschaum abgespült ist. Mit Trocknen pflegt man sich keine Mühe zu geben, sondern dieses lediglich der Natur zu überlassen. Auf diese Weise wird der menschliche Körper allerdings gründlich gereinigt, aber den meisten Europäern ist die Methode doch ein wenig zu gewaltsam, namentlich da die Badeknechte meistentheils sehr roh und unsanft beim Kneten, Abreiben u. s. w. zu Wege gehen. Früher dachte ich, daß die weiblichen Wesen, meist robuste Negerinnen, welche in Frauenbädern die Badeknechte ersetzen, vielleicht sanftere Bewegungen, mehr Rücksicht und Zartheit im Behandeln der Badenden an den Tag legen dürften, dieses wurde mir jedoch auf meine vielfachen und zu verschiedenen Epochen meiner Reisen oft wiederholten Fragen allgemein verneint und im Gegentheil versichert, daß es nichts Roheres, Plumperes und Barbarischeres gebe, als eben diese Negerinnen, und daß die Schönen wirklich oft beinahe geschunden

aus ihren Händen hervorzugehen pflegten, ein Umstand, der allerdings Keinen wundern wird, welcher den Orient kennt und weiß, daß man den Frauen im Allgemeinen eine viel härtere Behandlung zu Theil werden läßt, als dem männlichen Geschlecht.

So mag denn auch unsre Engländerin ihr gutes Theil von Leiden ausgestanden haben, während die rohen Negerinnen sie bürsteten, kneteten, abrieben und ihre Glieder verzogen. Was sie jedoch gewiß am Unangenehmsten berührt haben muß, war ohne Zweifel das gezwungene Waschen des Hauptbaares mit ordinärer Badeseife, welche sich gewöhnlich so fest in die natürliche Hauptbedeckung einsetzt, daß es kaum selbst der gründlichsten Waschung gelingt, sie gänzlich zu entfernen. Schließlich aber ging sie, wie Venus aus dem Schaum des Meeres, strahlend aus dem Bade und aus dieser harten Prüfung ihrer Geduld hervor, nur vielleicht ein wenig zu strahlend, denn sie soll so krebsroth ausgesehen haben, daß alle Damen im Harem erschraken, als sie sie wiedererblickten.

Nun stand jedoch der Besichtigung der Diamanten in Gesellschaft des Beherrschers von Tunis kein Hinderniß mehr im Wege. Ob die Lady dieselben sehr schön gefunden, weiß ich nicht zu sagen. Ueber den Verlauf der Audienz hat man natürlich auch nie das Geringste erfahren, da die Dame ein Staatsgeheimniß daraus machte. Für eine Verläumdung müssen wir jedoch das Gerücht erklären, welches einige unverschämte Europäer in Tunis, die dasselbe von der jüdischen Dolmetscherin gehört zu haben behaupteten, in Umlauf setzten, das Gerücht nämlich, Se. Hoheit habe die Dame nach dem Bade, als sie mit krebsrothem Gesicht, fliegenden, halb nassen und von Seife strotzenden Haaren und mit deprimirten Formen vor ihm erschien, gar nicht mehr wiedergekannt

und so entstellt, plötzlich gealtert und häßlich gefunden, daß er sie schleunigst verabschiedete, ohne ihr auch nur einen einzigen von seinen schönen Diamanten gezeigt zu haben. Nur die neidische Bosheit eifersüchtiger Odalisken konnte ein solches Gerücht erfunden haben. Wir besitzen freilich keine bestimmten Gegenbeweise gegen dieses unverschämte Gerücht, aber in Ermangelung derselben müssen wir uns mit dem eignen Ausspruch der Lady begnügen, dem einzigen, welchen sie über ihre Visite beim Bey zu machen geruhte, den Ausspruch nämlich, daß ihr bei dieser Audienz nur Ehrenvolles und in jeder Hinsicht Schmeichelhaftes widerfahren sei. Würde die Engländerin, deren Nation ja wegen ihrer Wahrheitsliebe gerühmt wird, so etwas ausgesagt haben, wenn ihr, nachdem sie sich allen Leiden, welche weibliche Chirurgen und Badedienerinnen über sie verhängten, ausgesetzt hatte, schließlich doch noch die Unbill widerfahren wäre, sich von der souveränen Gunst verschmäht zu sehen?

Woher aber, werden meine Leser fragen, kann unser Erzähler denn alle diese Einzelheiten wissen, welche das sonst so undurchdringliche Geheimniß orientalischer Haremsangelegenheiten enthüllen? Woher anders, antwortet dieser Erzähler darauf, als von der schon öfters genannten jüdischen Dolmetscherin, einer armen, jetzt zu ihrem größten pecuniären Nachtheil sehr unbeschäftigten Person, welche brodlos geworden ist, seit Mohammed Bey gestorben, und seit das Haremsleben bei Hofe wieder aufgehört hat. Diese sehr redselige Person zeigte sich bereit, nicht nur diese, sondern noch ganz andere, viel tiefer eingehende Schilderungen aus dem Haremsleben des letztverstorbenen Pascha von Tunis zu geben. Da dieselben jedoch meistentheils an das Schlüpfrige streifen und der Verfasser fast schon fürchtet, selbst in dem vorher Mitgetheilten diesem Element ein wenig zu nahe gekommen zu

sein, so wird sich derselbe wohl hüten, Alles das wiederzuerzählen, was die arme jüdische Dolmetscherin ihm für eine kleine Geldentschädigung zum Besten gab.

Mohammed Bey starb nach einer kaum siebenjährigen Regierung und ihm folgte sein gleichnamiger Bruder, der jetzt regierende Fürst, welcher, um sich doch auch im Namen von seinem Vorgänger zu unterscheiden, wie er sich in jeder andern Beziehung, nur nicht in der beiden gemeinsamen Unfähigkeit, von ihm unterschied, seinem Eigennamen noch das Prädicat „der Gerechte" beifügte und sich also „Mohammed es Sadik" nannte. Ob er diesen Titel verdient, oder nicht verdient, das zu beurtheilen giebt er Niemandem die Gelegenheit, da er bis jetzt, obgleich er doch schon ziemlich lange den Thron inne hat, noch keinerlei selbstständige Handlung, weder gerechte noch ungerechte, ausgeführt hat und auch wohl schwerlich jemals ausführen wird. Eine so vollkommene Null auf dem Throne ist wohl schwerlich jemals dagewesen. Alle Regierungsgewalt befindet sich in den Händen des schon oben erwähnten griechischen Renegaten, Mustapha, welcher bereits unter Ahmed Bey einen Ministerposten bekleidete, unter Mohammed denselben beizubehalten wußte, und der nun, unter Mohammed es Sadik Bey, wenn er auch sich mit den bescheidenen Titeln Finanzminister (arabisch Chasnadar), Minister des Aeußern und zugleich Ministerpräsident begnügt, doch in Wirklichkeit der einzige Regent des Landes geworden ist. Daß er mit dieser hohen Berufung nicht die zu derselben nöthigen Fähigkeiten überkommen hat, beweist der traurige Zustand, in welchen das Land unter seiner Verwaltung gerathen ist.

Der schlechte Zustand der Armee, die beständige Leere aller öffentlichen Kassen, die Nichtswürdigkeit der von Mustapha angestellten Beamten, seine eigene Raubsucht und un-

ersättliche Habgier und die gänzliche Unfähigkeit des nominellen Regenten, alle diese Umstände ließen die tunisische Regierung bald als so schwach und verächtlich erscheinen, daß sogar die feigen Unterthanen, welche unter Ahmed Bey auch nicht zu murren gewagt hatten, ihr Haupt erhoben, des Glaubens lebten, die Regierung stürzen zu können, und zu diesem Zweck in Rebellion ausbrachen. Den Grund, zum Theil freilich nur den Vorwand hierzu sollte das ominöse politische Geschenk abgeben, welches der sterbende Mohammed Bey seinem Nachfolger hinterlassen hatte, nämlich die von den Großmächten dem Pascha abgezwungene Constitution, deren Hauptgrundsatz eine vollkommene Gleichstellung von Juden und Christen mit den Anhängern der bisher herrschenden Religion bildete. Dieß war natürlich den frommen Moslems ebenso sehr ein Gräuel, wie die andere unsinnige Maßregel, welche Mustapha zugleich mit der sogenannten Verfassung erließ, und die gleichsam ein Anhängsel von ihr bilden sollte. Diese Maßregel, die blödsinnigste, welche schlechte Politiker und schlechtere Nationalökonomen in einem schwachen Staat in Anregung bringen konnten, bestand in nichts Geringerem, als in einer plötzlichen Verdoppelung der Steuern, so daß die armen Unterthanen, für welche die bisherige Kopfsteuer von 36 Piaster schon drückend genug erschien, nun auf einmal nicht weniger, als 72 Piaster jährlich für jeden Kopf ohne Ausnahme, zahlen sollten.

Das Resultat der Rebellion ist bekannt. Ihre Führer wurden zwar eingezogen, aber ihre beiden Hauptzwecke, Abschaffung der verhaßten sogenannten Constitution und der neuen Steuer, wurden erreicht. Einen weniger günstigen Erfolg hatte die dritte Forderung der Aufständischen, welche auf Absetzung des verhaßten Mustapha bestand. Der schlaue Grieche wußte sich, trotz all' seiner Feinde und selbst trotz des

Widerstands der französischen Regierung, welche er sich ungeschickter Weise gleichfalls zum Feind gemacht hatte, dennoch am Staatsruder zu halten und steht seitdem mehr als je in seiner Eigenschaft als thatsächlicher Regent des Landes befestigt. Kaum sah er sich wieder im unbestrittenen Besitz der Gewalt, als er daran dachte, für die fehlgeschlagene Finanzmaßregel ein anderes Substitut zu erfinden, um die gänzliche Ebbe der öffentlichen Kassen in eine momentane Fluth zu verwandeln. Er fand kein anderes, als das verhängnißvolle Mittel der Staatsanleihen, welche, da Tunis eine beinahe völlige Creditlosigkeit genoß, zu den wucherischsten Zinsen aufgenommen werden mußten und die das Paschalik an den Rand des Abgrundes gebracht haben, an welchem es heute steht.

Die Geschichte dieser Staatsanleihen bildet das tragikomische Element in der Chronik des modernen Tunis. Dem Leser dieser Chronik dürfte es freilich oft vorkommen, als ob das Tragische etwas stärker in der Mischung vertreten sei, als das Komische, denn ich zweifle, ob wohl jemals Geschäfte abgeschlossen worden sind, welche die Nichtswürdigkeit und Verderbtheit beider Partheien in ein schlagenderes Licht setzten. Der einzige Zweck dieser Anleihen schien derjenige, einen bereits der Insolvenz nahen Staat vollends bankrott zu machen. Diesen Staat zu betrügen und zwar auf die plumpeste Weise zu betrügen, das schien das passendste Mittel, um jenen Zweck zu erreichen. Von denjenigen Anleihen, welche von tunisischen Handelshäusern gemacht wurden, will ich hier ganz absehen, da ihre Geschichte so in's Dunkel gehüllt erscheint, daß man nicht recht weiß, ob überhaupt dabei wirklich dem Bey selbst Geld vorgeschossen wurde, oder ob das Ganze nur darin bestand, daß der Minister für eine Bestechungssumme bescheinigte, sein Herr habe so und so viel geliehen und verpflichte sich zur Zahlung von so und so ho-

hen Zinsen. Als einzigen aber recht schlagenden Beweis will ich das sogenannt ehrlichste Anlehn anführen, dasjenige, welches von einer französischen Gesellschaft, dem Comptoir d'Escompte, vermittelt wurde, und aus den außerordentlichen Verhältnissen, welche der Betrug bei dieser von den hervorragendsten Börsenmännern der „civilisirtesten Nation der Erde" vorgeschossenen Anleihe annahm, mag der Leser sich einen Begriff ableiten, was wohl bei den übrigen, mehr in Nacht und Geheimniß gehüllten Finanzoperationen gestohlen wurde. Die Sache war überaus einfach. Der Bey wollte ein Anlehn von dreißig Millionen aufnehmen und war folglich bereit, sich zur Zahlung der Wucherzinsen dieser Summe zu verpflichten. Aber das bildete natürlich einen viel zu geringen Profit für die Veranstalter der Anleihe. Der Bey mußte auch noch um zwei Drittheile des Capitals betrogen werden, sonst schien die ganze Operation eine gewinnlose. Dieß zeigte sich nicht so schwer auszuführen, als man vielleicht glauben möchte. Es giebt nämlich in den Portefeuilles tunisischer Bankiers und Kaufleute eine ganz außerordentliche Menge von solchen Wechseln, auf welche kein Mensch, der im Besitz seiner fünf Sinne ist, auch nur einen Kreuzer Werths legt. Diese Wechsel und Schuldpapiere stammen von jenen zahlreichen schwindelhaften sogenannten Geschäftshäusern, welche im Orient an der Tagesordnung sind. Was that nun die französische Gesellschaft? Sie verschaffte sich so viele von diesen hochgeschätzten Papierchen, bis die Gesammtziffer ihres nominellen Werthes die Summe von zwanzig Millionen Franken auf dem Papier repräsentirte, und zahlte dann dem Bey die Summe der Anleihe, zu einem Drittheil in Geld, und zu zwei Drittheilen in jenen sogenannten „Effecten" aus. Der Fürst verstand natürlich gar nichts von Finanzen und glaubte der Versicherung seines ersten Ministers, welcher wohl

seine guten Gründe haben mochte, die Finanzoperation zu unterstützen, daß jene Wechsel tunisischer Bankroutiers so gut wie Geld seien.

Durch alle verschiedenen Anleihen hat der Staat nun die Verpflichtung einer Zinszahlung contrahirt, welche bei Weitem seine Kräfte übersteigt. Selbst in den besten Jahren kann dieselbe kaum geleistet werden; wenn aber in Folge einer so schrecklichen Calamität, wie die fast dreijährige Hungersnoth, welche jetzt (1868) noch nicht ihr Ende erreicht hat, die Steuerfähigkeit der Unterthanen sich erschöpft zeigt, dann kann natürlich auch kein Pfennig für die Coupons jener Anleihen gezahlt werden. Der Staat machte große Anstrengungen und brachte viele Opfer, ehe er die Zinszahlungen einstellte. Längst hatte schon Niemand, welcher im Dienst der Regierung stand, mehr seinen Gehalt ausgezahlt bekommen, man ließ drei Jahre lang die Armee ohne Löhnung, ja fast ohne Verköstigung, selbst die hohen Beamten und Offiziere schrieen umsonst nach ihrer Besoldung, die öffentlichen Spitäler erhielten keine Medicinen mehr geliefert, weil die Regierung sie nicht kaufen konnte, kurz Jedermann schmachtete längst schon in Elend und Armuth, als noch immer die Besitzer der Obligationen ihre so ehrlich erworbenen Zinsen erhielten. Aber endlich war auch dieß nicht mehr möglich und der Staat wurde nicht nur seinen eignen Unterthanen, sondern nun auch dem ehrlichen Ausland gegenüber insolvent. Nun herrschen aber über die Insolvenzerklärung der Staaten ganz eigenthümliche Grundsätze, durch welche wir lebhaft an das Sprichwort erinnert werden, wonach man kleine Diebe einsteckt, große aber laufen läßt. Als Frankreich unter der ersten Republik bankrott machte, da würde es jede Protestation des Auslands gegen eine solche Maßregel als eine tyrannische Einmischung von Barbaren in die Rechte der „civilisirtesten

Nation" angesehen haben. Als aber Tunis in diesem Jahre jenes aufgeklärte Beispiel in sehr bescheidenem Maaße nachahmte, und einstweilen nur, wegen gänzlichen Geldmangels, die Zinszahlung einstellte, um sie sobald wie möglich wieder aufzunehmen, da konnte dieß die „civilisirteste Nation" unmöglich gestatten. Frankreich protestirte nicht nur dagegen, sondern drohte auch mit allem ihm zu Gebot stehenden Schrecken. Diese Schrecken waren aber nicht gering für Tunis und es zeigte sich bereit, sich mit gebundenen Händen und Füßen an Frankreich zu ergeben, wenn dasselbe es nur mit jenen Schrecken verschonen wollte. Die Folge davon ist bekannt. Frankreich übt seit diesem Jahre nicht nur, was die äußere Politik betrifft, wie es dieß bisher schon that, die souveräne Gewalt über das Paschalik, sondern es mischt sich nun auch direct in alle innern Angelegenheiten, erhebt die Steuern, bezahlt die Gläubiger des Staates, setzt Beamte ein und ab, und dieß Alles mit der unterthänigsten Zustimmung des Bey's und seines ersten Ministers. So weit hat also die Verwaltung Mustapha's in fünfzehn Jahren dieses unglückliche Land gebracht! Das hat die Unfähigkeit eines Ministers aus einem Staat machen können, welcher unter Ahmed Bey, vor wenigen Jahren, noch so blühend dastand.

Und der Bey? werden meine Leser denken. Was treibt dieser Vater des Vaterlandes, während man Gut und Blut seiner Unterthanen verkauft und sein eignes Vermögen ruinirt? Der Bey weiß vielleicht von all' dem Vorgefallenen weniger, als irgend ein Mensch in seinem Lande. Er kümmert sich durchaus nicht um Politik, würde sich also trefflich zum constitutionellen Monarchen eignen. Zu einem solchen Regenten, wie ihn Tunis braucht und wie es ihn in Ahmed Pascha besaß, fehlen ihm aber alle nöthigen Eigenschaften. Sein ganzes Leben verfließt in dem gewöhnlichen orientali-

schen Schlendrian. Ein großer Theil des Jahres vergeht im Gebrauch von sogenannten Badekuren, daß heißt der Fürst wohnt im Winter in Hammam el Enf, einem durch seine warmen Schwefelquellen berühmten Orte, in nächster Nähe der Hauptstadt, wo er sich das tägliche Vergnügen der Abbrühung bereitet, und im Sommer in seinem Palast am Meere, wo er seinen starkleibigen Körper allabendlich in der salzigen Woge abkühlt. Da er so gut wie keinen Harem hält, nämlich nur eine Gattin besitzt, welche niemals mit ihm zusammen wohnt, so geht ihm eines der Hauptmittel ab, mit welchem moslimische Große die Zeit todtzuschlagen pflegen. Ein kleines Heer von Günstlingen, meist blutjungen Bürschchen, giebt sich freilich Mühe, ihn zu zerstreuen, was ihm jedoch selten gelingt ohne die Beihülfe einiger handwerksmäßiger Lustigmacher, Hofnarren, Leibzwerge, Possenreißer, Geschichtenerzähler und dergleichen mehr, welche sämmtlich an diesem Pagenhof in der höchsten Blüthe stehen.

In dem Lichte eines solchen Pagenhofes kann man nämlich den Haushalt des gegenwärtigen Bey ansehen, da alle seine Günstlinge, welche übrigens sämmtlich die gehorsamsten Creaturen und Werkzeuge des ersten Ministers bilden, noch im Pagenalter stehen, obgleich sie keineswegs einen so bescheidenen Titel führen, sondern vielmehr die ganze Stufenleiter des militärischen Ranges repräsentiren. Da nämlich alle Titel hier militärische sind, so fand man für diese Bürschchen, welche ihr Herr durch hohen Rang auszeichnen wollte, auch keine andern Bezeichnungen, als die von Generälen, Stabsoffizieren u. s. w. Es giebt zum Beispiel einen ersten Generaladjutanten und Generallieutenant von 21, zwei Generalmajore von 19 Jahren, ein Dutzend Oberste von 16 oder 17, Majore von 15, Hauptleute von 13 und Lieutenants von 11—12 Jahren. Alle besitzen natürlich von Mi-

litär nichts, als die Uniform und den Titel; alle diese erfahrenen Kriegsmänner sind decorirt mit der ihrem Grad entsprechenden Ordensclasse, und da die Gesammtzahl dieser jugendlichen Offiziere ohne Truppe einige hundert betragen mag, so verbreiten sie allerdings um die Person des Souveräns einen ungewöhnlich strahlenreichen Nimbus von goldgestickten Uniformen, Diamantsternen, Agraffen, blitzenden Degengriffen, vergoldeten Säbelgurten und goldnen Epauletten, wie man es auf einem Theater nicht schöner haben kann. Diese Titel, Rangstufen und Orden erscheinen aber nicht etwa blos als Scherz oder Kinderspiel, wie man dergleichen in französischen Knabeninstituten sieht, sondern alle diese kleinen Herrchen sind wirklich schon große Männer, das heißt sie gelten so ziemlich als die vornehmsten Personen im Lande, da sie sich der souveränen Gunst im höchsten Grade erfreuen und jeder ergraute Krieger, sei er nun General, Oberst oder sonstiger Offizier, muß einem jeden dieser Jünglinge von gleicher Rangstufe nachstehen.

Ob sie sonst viel Vortheil aus der souveränen Gunst ziehen, weiß ich nicht. Bereichern können sie sich wohl schwerlich, da ihr Herr selbst nichts mehr besitzt. Aber alle Satisfaction, welche knabenhafte Eitelkeit wünschen kann, wird ihnen zu Theil. Sie reiten die schönsten Pferde, tragen die reichsten Uniformen, bewegen sich immer in nächster Nähe des sonst fast unzugänglichen Fürsten, dürfen Jedermann über die Achsel ansehen und, wenn sie Lust haben, insultiren. Es wird ihnen auch von allen Seiten geschmeichelt, ja der allmächtige erste Minister muß mit ihnen pactiren, denn, obgleich sie bis jetzt noch alle zu knabenhaft sind, um einen politischen Ehrgeiz zu empfinden, so muß doch der Moment vorausgesehen werden, daß einer oder der andere aus dieser Günstlingsschaar wirklichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte

gewinnen dürfte. Der älteste derselben, der sogenannte Ferik (Generallieutenant) soll zwar ein großer Dummkopf sein, aber unter den Obersten hörte ich einige Bürschchen als recht schlau und verschmitzt bezeichnen und wenn diese einmal zum Alter der Vernunft gelangt sein werden, dann möchte das letzte Stündlein der Allmacht Mustapha's geschlagen haben.

Auf diese Weise sehen wir nun am Hofe von Tunis alle anderswo gültigen Begriffe über die Verleihung von Amt und Würde umgekehrt. Weder Verdienst, Anciennetät oder vornehme Abkunft geben den Ausschlag in der Beförderung, sondern lediglich die blinde Gunst des Monarchen und diese wird fast immer vom größten Zufall auf dieses oder jenes Individuum gelenkt, welches sich oft noch vor kürzester Zeit nicht träumen ließ, daß es im Laufe einer Stunde vom Range eines Schulknaben, Handwerkslehrlings oder Badeknechts zu einer hohen Würde befördert werden sollte. Zuweilen sind es auch geradezu die fehlerhaften Eigenschaften dieser Bürschchen, welche die Gelegenheit geben, daß das souveräne Auge auf sie gelenkt wird. So beschäftigte letzten Winter ein Vorfall die tunisische Skandalchronik, welcher recht deutlich lehrte, daß frühreife Verderbtheit gleichfalls in diesem Lande eine Ursache der Beförderung werden kann. Ein sechszehnjähriger Bursche, Namens Ulid Rhinem, war seinen Aeltern davon gelaufen und führte in den verrufensten Quartieren von Tunis das Leben eines kleinen Roué's aus der Zeit der Regentschaft, hielt Maitressen, betrank sich täglich im Wein und betäubte sich im Haschisch, kurz er trieb die ausschweifendsten Orgieen und benahm sich ganz so civilisirt, wie ein Pariser Stutzer, der zehn Jahre älter gewesen wäre. Das Alles wäre dem Jüngling auch ungerügt hingegangen, hätte er nicht nebenbei noch Schulden gemacht und zwar, wie man behauptet, sehr bedeutende. Da empfanden

denn die Gläubiger plötzlich ein zartfühlendes Interesse für seine moralische Besserung und bestrebten sich dieselbe einzuleiten. Der erste Schritt hiezu war der, daß der Bursche gezwungen werden sollte, seine Schulden zu bezahlen, oder vielmehr wollte man durch die gegen den Sohn verhängten Anklagen indirect auf die Aeltern wirken, welche sich hartnäckig weigerten, die Schulden ihres Sprößlings anzuerkennen und die Gläubiger desselben zu befriedigen. Da die gewöhnlichen Tribunale in diesem Falle, in welchem es sich ja um einen Minderjährigen handelte, den Gläubigern nicht Recht zu geben versprachen, so entschlossen diese sich, die Sache vor den Richterstuhl des Bey zu bringen, welcher, wie alle seine Vorgänger, gleichfalls die Sitte aufrecht hält, von Zeit zu Zeit persönlich zu Gericht zu sitzen. Die Zukunft sollte freilich beweisen, daß die Gläubiger damit sich selbst den schlechtesten, dem Schuldner aber den größten Dienst erwiesen hatten. Denn kaum hatte der Fürst den Delinquenten erblickt, als diesen auch schon die Strahlensonne seiner Gunst traf und er sich gnädig dahin äußerte, daß er in Zukunft selbst die moralische Besserung des Jünglings übernehmen wolle. Sein Herz war im Augenblick so gütig gestimmt, daß er sich gegen die Gläubiger gleichfalls sehr gnädig zeigte und ihnen versicherte, sie könnten wegen ihrer Schuldforderung ganz unbesorgt sein, da er selbst, der Bey von Tunis, dieselbe anerkenne und, sowie es der Zustand der öffentlichen Kassen gestatten dürfe, bezahlen werde. Die Gläubiger wußten sehr gut, was diese so gnädig scheinenden souveränen Worte zu bedeuten hatten und merkten jetzt erst, daß sie durch ihre Anklage sich selbst um alle und jede Hoffnung, bezahlt zu werden, gebracht, ihrem Angeklagten aber zu einer nach hiesigen Begriffen höchst glänzenden Carrière verholfen hatten. Denn dieser wurde nun der jugendlichen Offiziersschaar, welche den

Hof des Fürsten bildet, eingereiht, und in Erwägung seines reifen Alters von sechzehn Jahren sogleich zum Hauptmann befördert, um schon nach einem Monat mit den Majorsepauletten und dem Commandeurkreuz des Nischan Iftichar geschmückt zu werden.

Was man in dem sehr skandalsüchtigen europäischen Viertel von Tunis über die Sitten dieses Hofes sagt, dürfte sich wohl kaum zur Mittheilung eignen. Ein alter vielerfahrener Generalconsul, der über vierzig Jahre seines Lebens an orientalischen Höfen zugebracht hatte, äußerte jedoch mir gegenüber einmal die Vermuthung, daß jene skandalösen Gerüchte, wenn sie auch den Schein im höchsten Grade für sich hätten, doch möglicherweise auf Uebertreibung beruhten. Er schien geneigt, jene Vorliebe des Fürsten für junge Günstlinge eher dem kindischen Gemüthe desselben, als einer strafbaren Leidenschaft zuzuschreiben. Der Monarch, versicherte er mir, zeige sich auch in allen seinen übrigen Eigenschaften und Neigungen so durch und durch kindisch, daß es nicht Wunder nehme, wenn er sich in Gesellschaft von Erwachsenen gar nicht gefalle und darum sich am Liebsten mit Individuen umgebe, welche mit ihm auf gleicher Geistesstufe stünden. Wie dem auch sein mag, jedenfalls offenbart sich das kindische Gemüth dieses Fürsten in vielen Dingen, so zum Beispiel auch in seiner Vorliebe für Gaukler und Possenreißer, von denen der beste, wie der schlechteste, an seinem Hofe willkommen ist.

Obgleich ich dem sehr schwer zugänglichen Hofe nur selten nahe gekommen bin, so hatte ich doch das Glück, die verschiedenen Lustigmacher desselben zum größten Theil persönlich kennen zu lernen, da diese ihr Handwerk in freien Stunden auch zuweilen in der Stadt ausüben. Der erste Possenreißer, derjenige, welchen man den eigentlichen Hofnarren nennen kann, entsprach in seinem Aeußern durchaus nicht

diesem lustigen Lebensberufe. Er sah vielmehr höchst feierlich und würdevoll aus, trug einen langen weißen Bart, hatte ehrwürdige greisenhafte Züge, und kleidete sich höchst anständig in dasjenige maurische Costüm, welches die Beamten der Moscheeen zu tragen pflegen. Man hätte ihn für einen Kadi oder Mufti halten können. Dieser Eindruck dauerte so lange, als er nicht den Mund aufthat. Wenn er aber einmal in's Gespräch kam, dann merkte man sehr bald, daß man es nicht mit einer heiligen Person zu thun habe. Dann begann ein Feuerwerk von zündenden Wortblitzen, welche die Häupter der Anwesenden oder auch Abwesenden trafen und sie zur Zielscheibe des Gelächters aller Zuhörer machten. Der arabische Witz besteht meistentheils in sehr kühnen Vergleichen, deren komisches Element der große Abstand zwischen dem Verglichenen und dem Vergleichungsgegenstand bildet. Dabei eine gewisse Derbheit, ja nach unsern Begriffen nicht selten Obscoenität, zuweilen auch Unfläthigkeit, welche jedoch alle moslimischen Zuhörer auf's Höchste zu ergötzen pflegt. Dieser Hofnarr schien im Palast seines Herrn die größte Wortfreiheit zu genießen, und nach den höchst anstößigen Witzen zu urtheilen, welche er über den regierenden Fürsten und seine Günstlinge zum Besten gab, muß der Bey allerdings ein dickes Fell haben, wenn er auch nur den zehnten Theil davon geduldig anhören kann. Dennoch wurde mir versichert, daß der Hofnarr gar kein Blatt vor den Mund zu nehmen, sondern in Gegenwart seines Herrn von dessen allerhöchster Person grade so zu reden pflege, wie in dessen Abwesenheit.

Einen andern Lustigmacher des Bey lernte ich in einem arabischen Kaffeehause kennen, wo er in Musestunden sein Lieblingsquartier aufzuschlagen pflegte. Eines Tages sah ich dort ein kleines Wesen eintreten, welches mir auf den ersten

Blick in dieser etwas dunkeln Bude als noch im frühesten Knabenalter stehend vorkam. Es zeigte sich nämlich so außerordentlich klein, watschelte so kindisch mit seinen fetten Füßchen herum, rief den Kaffeewirth mit einer so hohen Discantstimme an, daß ich sicher zu sein glaubte, es mit einem zehnjährigen Bürschchen zu thun zu haben. Ich war deßhalb eher unangenehm berührt, als das Gegentheil, als der, wie mir schien, sehr zudringliche Knabe sich grade neben mich setzte. Da er jedoch einen höflichen Gruß aussprach, so mußte ich ihn erwidern und fing bald darauf, gleichsam wie mechanisch, ein kurzes Gespräch mit dem neuen Nachbar an, der mich übrigens bis jetzt so wenig interessirte, daß ich ihm noch nicht einmal in's Gesicht geschaut hatte. Da man mit arabischen Knaben nicht viel Unterhaltung führen kann, so sah ich mich auf die gewöhnlichen Fragen angewiesen, wer seine Aeltern, wo er her und wie alt er sei? Ich fuhr jedoch fast von meinem Sitz empor, so überraschte mich die Antwort, welche ich auf die letztere meiner Fragen erhielt. Der anscheinende Knabe behauptete fünfzig Jahre alt zu sein. Ich stellte mich taub und ließ mir die Antwort wiederholen. Es blieb aber bei den fünfzig Jahren. Das war also doch ein ungewöhnlicher Knabe und wohl werth, etwas näher bei Licht angesehen zu werden.

Als ich dieß that, vermochte ich Anfangs kaum das Lachen zu unterdrücken, so grotesk war das Gesicht, welches sich mir darbot. Den Hauptzug desselben bildete ein großer, immer offen stehender, genau kreisrunder Mund, dessen Unterlippe bedeutend hervorstach und eigentlich die auffallendste Erhabenheit in diesem Antlitz bildete, während derjenige Theil, welcher bei andern Menschen der hervorragendste zu sein pflegt, die Nase, hier in der bescheidenen Form eines kleinen kegelförmigen Knopfes wie versteckt im Hintergrund lauerte.

Eine sehr breite und hochgewölbte Stirn, ein Paar tiefliegender, schwarzer Augen, von wilden, buschigen Augenbrauen überwölbt, ziemlich feiste Wangen und ein völliger Mangel an Bart bildeten die übrigen Merkmale dieses Gesichts, dem man eigentlich gar nicht sein ehrwürdiges Alter ansah. Aber man merkte denn doch, daß man es mit einem ausgewachsenen Mann zu thun hatte. Die ganze Gestalt mochte etwa drei Fuß hoch sein, war ziemlich fett und untersetzt, aber durchaus nicht verwachsen, wie dieses sonst bei Zwergen oft der Fall ist. Ich erfuhr nun, daß ich es mit keiner geringeren Persönlichkeit, als mit Ruma, dem Leibzwerg des Bey, zu thun hatte. Seiner Stellung bei Hofe entsprach nun freilich sein Costüm sehr wenig. Dieses zeigte sich vielmehr als recht ärmlich, bestand nur aus einer alten Leinwandhose und einem gestreiften Baumwolljäckchen nebst einem weißen Lappen, als Turban, um den Kopf.

Als ich mein Erstaunen aussprach, wie denn eine so begünstigte Persönlichkeit, welche sich der souveränen Gnade erfreute und täglich mit Diamantnischans und goldnen Epauletten in intimer Weise verkehrte, sich in so augenfälliger Dürftigkeit befinden könne, wurde mir erzählt, daß Ruma, obgleich als Hofzwerg anerkannt, dennoch keineswegs immer bei Hofe lebe, sondern einen viel zu unabhängigen Sinn hege, um die goldene Gefangenschaft lange zu ertragen. Er pflege sich nur dann im Hoflager einzufinden, wenn es ihm so schlecht gehe, daß er Hungers zu sterben bedroht sei. Dann werde er immer sehr gut aufgenommen, vom Herrn und den Pagen verzogen, freilich oft auch geneckt, aber glänzend bewirthet, gekleidet, kurz es gehe ihm dann so gut, wie einem kleinen Pascha. Aber der kleine Kerl stecke voll Muthwillen. Während er im vollsten Strahlenglanze der souveränen Huld schwelge, könne er es nicht unterlassen, plötzlich

in die gröbsten Beleidigungen gegen den Bey, seinen Pagenhof und die allgemeinen Sitten des Hoflagers auszubrechen. Gewöhnlich pflege man seine Tiraden zwar ziemlich gutmüthig anzuhören, aber der kleine Mann sei doch voll Mißtrauen, fürchte sich vor einem Ausbruch der fürstlichen Ungnade und ergreife plötzlich die Flucht, um sich dann auf den Gassen und in den Kaffeehäusern von Tunis so lange herumzutreiben, bis er alle Geschenke, die er am Hofe erhalten, durchgebracht habe.

Als ich ihn kennen lernte, hatte er eben wieder einmal alle seine guten Kleider verkauft, den Erlös derselben, sowie alles übrige Geld durchgebracht und lebte, bei seiner großen Abneigung, an den Hof zurückzukehren, einstweilen von den sehr mageren Almosen der Tuniser. Diese Almosen pflegen jedoch so dürftig auszufallen, daß kein Mensch auf die Dauer davon bestehen kann; und so sollte ich denn auch einige Tage darauf hören, daß Ruma wieder in seine goldene Knechtschaft zurückgekehrt sei und daß es ihm recht gut gehe.

Ein anderer, jedoch nur gelegentlicher Lustigmacher des Hofes ist ein gewisser Bu Sadiya, welcher mit einer Bande von Negermusikanten, welche trommeln und pfeifen, die Stadt zu durchziehen pflegt und im Serail immer ein gern gesehener Gast ist. Er selbst führt ein Paar eiserner Castagnetten, Krakab genannt, in den Händen und zu dieser harmonischen Begleitung trägt er höchst komische Gedichte und Lieder in näselndem Singsang vor. Auch schlägt er Purzelbäume, macht allerlei Gaukelkünste und hat es namentlich im Nachahmen der Manieren und Stimme gewisser hoher Persönlichkeiten sehr weit gebracht, worüber man sich bei Hofe am Meisten ergötzen soll. Dieser Bu Sadiya giebt sich Mühe, einem wilden Thier so ähnlich, wie möglich, zu sehen, sein ganzer Oberkörper ist mit Lappen von rohen Thierhäuten

und mit großen Büscheln von Ziegenhaaren behangen, auf seinem Haupt ruht ein kegelförmiger Hut von rohen Fellen, mit Federn phantastisch geschmückt. Wie er im Gesicht aussehen mag, vermochte ich nie zu ergründen, obgleich ich ihn oft genug sah, nicht jedoch sein holdes Antlitz, da er dieses hinter einer höchst grotesken Maske, aus Läppchen von rohen Ziegenhäuten und kleinen haarigen Fetzen oberflächlich zusammengenäht, und mit einem langen Ziegenbart als Anhängsel am Kinn versehen, zu verbergen liebt.

Außer diesen Genannten existirt noch ein kleines Häuflein anderer Lustigmacher, welche ich jedoch nicht das Glück hatte, kennen zu lernen. Auch mehrere von den jungen Günstlingen sollen es im Possenreißen ziemlich weit gebracht haben, namentlich wurde mir ein zwölfjähriger Page, welcher den Rang eines Lieutenants genießt, wegen seiner großen Virtuosität im Gesichterschneiden gerühmt, eine Kunst, die sich bei Hofe großer Beliebtheit erfreuen soll. Ich habe dieses jugendliche Genie nicht in Ausübung seines Talents gesehen, zweifle jedoch keineswegs, daß dasselbe, verbunden mit seinen übrigen Eigenschaften, ihm in Bälde einen bevorzugten Rang sichern wird. Da er der einzige vom ganzen Pagencorps ist, welcher überhaupt ein Talent, sei es auch nur ein mimisches, besitzt, so möchte ich ihm das Horoscop stellen, daß er es einmal sehr weit bringen wird; Diplomat ist er ja schon, und für einen Minister des Aeußern in Tunis (und vielleicht auch anderswo) ist Gesichterschneiden gewiß eine höchst wünschenswerthe Virtuosität. Möge er sein schätzenswerthes Talent, welches man so recht eigentlich das Talent der Höflinge und Diplomaten nennen kann, in einigen zehn oder zwanzig Jahren zur Freude der europäischen Consuln, welche selbst sich so vortrefflich auf diese Kunst verstehen und also große Kenner sind, und zum Wohl des Staates ausüben.

Außer diesen täglichen Vergnügungen giebt es noch außerordentliche, welche nur bei gewissen Festen stattfinden. Namentlich das Einrücken und Ausziehen der Armee, welche alljährlich zweimal, mit dem Thronfolger an der Spitze, die Runde durch alle Provinzen macht, um die Steuern einzutreiben, pflegt mit großem Pomp gefeiert zu werden. Bei diesem Anlaß bietet sich auch die einzige Gelegenheit zu einem eigentlichen Volksfest, dessen Hauptanziehungspunkt jenes tolle Reiterspiel bildet, welches die Orientalen Dscherid und die Algierer Phantasia nennen. An Stelle des Wurfgeschosses, welches in den mehr abgelegenen Gegenden des Orients noch sich im Gebrauche erhält, hat man hier schon seit langer Zeit die gewöhnliche arabische Flinte angenommen, um mit ihr während des verrückten Galopps der Phantasia allerlei Schwenkungen zu machen und sie schließlich, während das Pferd im vollsten Fluge ist, loszuschießen. Ich war erstaunt über das elende Aussehen der meisten Pferde, magere, fast hinfällig scheinende Gestalten, oft mit unzähligen Wunden und Mälern bedeckt, aber noch mehr erstaunt darüber, was diese armen Thiere leisten konnten. Ein Klepper, den man schon versucht sein konnte, dem Schinder zu übergeben, entwickelt eine Schnelligkeit und Flinkheit der Bewegung, wie man sie kaum bei uns an einem wohlgenährten Pferde sehen kann. Doch ist diese Phantasia schon zu oft beschrieben worden, als daß ich mich hier bei derselben aufhalten könnte. Sie bildet übrigens das einzige öffentliche Schauspiel, welches diesem Hofe manchmal geboten wird, alle andern Vergnügungen beschränken sich auf das Innere der Gemächer.

III.

Tunis.

Palast und Hütte.

In orientalischen Ländern tritt der Contrast zwischen dem Leben der Vornehmen und Geringen, wenn auch im Grunde genommen der Unterschied weniger tiefgreifend ist, als in Europa, doch in allen Aeußerlichkeiten viel auffallender vor die Augen, als bei uns. Der Vornehme bewohnt in Europa selten mehr einen eigentlichen Palast, der Geringe selten eine wirkliche Hütte; der Erstere prangt nicht mehr in Gold und Juwelen, der Andere erscheint nicht immer ausschließlich in Lumpen; der Eine schwelgt nicht täglich an einem sumptuösen Bankett, der Andere nährt sich nicht von den Abfällen der Tafel der Großen; Jener umringt sich nicht mehr mit einem zahllosen Heer faulenzender Diener, die nur des Pompes wegen gehalten werden, Dieser sieht sich nicht dem Sklavenstande so nahe, daß er oft die beneidet, welche die niedrigsten Dienste im Hause der Vornehmen verrichten, und daß er nicht selten für Freiheit und Leben zittert. Alle diese grellen Contraste finden wir aber noch heut' zu Tage in einer Stadt, wie Tunis.

Vor dem Gesetz, oder richtiger gesagt vor der souveränen Willkür sind hier freilich alle Stände gleich, ja die Gleichheit erscheint vielleicht vollkommener, als in Europa; denn der Fürst kann ohne Grund, ohne Richterspruch heute denjenigen zum Bettler machen, der gestern noch als

Millionär und höchster Beamter dastand, und ebenso gut, wenn es ihm beliebt, den Bettler, ohne Verdienst und ohne Tugend, auf die höchste Stufe erheben. Aber so lange die Leute im Besitz ihrer Reichthümer und Würden sind, so lange tritt der Contrast ihres Lebens gegen das ihrer ärmeren Mitbürger auf eine so auffallende Weise hervor, wie wir dergleichen in Europa kaum im Vergleich eines Fürstenhofes mit dem Hause des ärmsten Unterthanen erblicken.

Um dem Leser einen Begriff von dem Leben eines tunisischen Großen zu verschaffen, möchte ich ihn einladen, mich auf einem Besuche zu begleiten, welchen ich im Hause des größten von Allen, des allmächtigen ersten Ministers, Sidi Mustapha Chasnadar, machte. Diesen Würdenträger selbst zu sehen, war nun freilich nicht der Zweck meines Besuches, nicht einmal seinen Palast sehnte ich mich in Augenschein zu nehmen, sondern die Triebfeder, welche mich in das Haus dieses großen Mannes führte, bildete lediglich ein wissenschaftliches Interesse. Der Leser mag staunen. Ein wissenschaftliches Interesse bei einem Großen von Tunis! Das wäre allerdings etwas Unerhörtes. Aber so unerhört, so war es doch Thatsache, daß der älteste Sohn dieses Ministers ein Museum besaß, welches in seiner Specialität, den phönicischen und karthagischen Alterthümern, jedes andere Museum der Welt übertraf. Wie dieser kleine Sohn eines großen Vaters dazu gekommen ist so viel civilisirten Geist, den er sehr weit entfernt ist zu besitzen, dem äußern Anschein nach an den Tag zu legen und, ohne es zu wissen oder zu wollen, der Wissenschaft einen so unschätzbaren Dienst zu leisten, das kann ich mir nur durch eine wunderbare Schickung der Vorsehung erklären, welche sich ja manchmal auch eines Esels zum Tragen von Reliquien bedient. Aber, aus was für einem Grunde auch immer es gesammelt wurde, das Museum

war einmal vorhanden. Die Thatsache konnte nicht in Abrede gestellt werden, obgleich ich keinen Menschen zu finden vermochte, der es gesehen hätte. Das Gesehenwerden, was doch sonst der einzige Zweck bei einem Museum zu sein pflegt, schien nämlich bei diesem durchaus nicht beabsichtigt und in Anschlag gebracht. Es war vielmehr so schwer zugänglich, wie die vermauerte Bibliothek des Patriarchen von Alexandrien in Aegypten. Wie die Bücher jener Bibliothek dadurch, daß sie nie ein Mensch zu Gesicht bekommt, in den mysteriösen Ruf gekommen sind, die größten Seltenheiten der heidnischen und christlichen Literatur zu enthalten, so sollte auch das unzugängliche Museum des Ministerjungen von Tunis dadurch, daß Niemand seine geheimnißvollen Schätze in Augenschein nahm, den Ruhm erlangen, das erste der Welt zu sein; und damit ja dieser Zweck erfüllt werde, so wurde von Zeit zu Zeit irgend ein verunglückter Franzose, welcher in Tunis am Hungertuch nagte, dafür bezahlt, um einen Artikel über diese Sammlung in eine Pariser Zeitung zu setzen, einen Artikel voll Schwulst und Lobpreisungen, der alle Leser desto mehr auf den Inhalt des Museums gespannt machen mußte, als er eigentlich über dasselbe durchaus keinen Aufschluß gab. Das Museum war also beinahe zur Fabel geworden, wie der Schatz des Kyffhäusers, an welchen jeder Bauer glaubt, den aber keiner gesehen hat.

Dieses verschleierte Bild von Sais zu enthüllen, bildete eigentlich den Hauptzweck meiner letzten Anwesenheit in Tunis. Ich setzte deßhalb alle Triebfedern in Bewegung, um die Erlaubniß zur Besichtigung des Museums zu erlangen. Die Sache erwies sich sehr umständlich. Erst mußte ich in Tunis selbst von Pontius zu Pilatus laufen, bis es mir endlich gelang, einen gutmüthigen alten Generalconsul ausfindig zu machen, welcher sich dazu verstehen wollte, einem Deutschen

eine Empfehlung an den ersten Minister zu verschaffen, denn bekanntlich sind wir Deutsche im Orient das große unbekannte Volk, dessen sich kein Mensch annimmt und dessen Mitgliedern orientalische Despoten getrost die Bastonade geben könnten, wenn sie nur eine Idee davon hätten, zu was für einen Staat oder Staatenbund wir denn eigentlich gehören und nicht immer die verschiedenen Deutschen, je nachdem sie sich fremde Protection zu verschaffen wissen, für Engländer, Franzosen u. s. w. hielten. Der Norddeutsche Bund hat sich freilich insofern der Deutschen in Tunis angenommen, als er dieselben unter die gnädige Protection eines schwedischen Consuls stellte, so daß sie nun beim Repräsentanten dieser kleinen und noch dazu sehr antideutsch gesinnten Nation um Schutz betteln müssen. Einen so großen Dienst, wie denjenigen, dem ersten Minister empfohlen zu werden, kann natürlich kein Deutscher von dem zuletzt genannten Würdenträger erwarten. Aber, wie gesagt, ich fand einen alten Herrn, und zwar den östreichischen Generalconsul, welcher aus alter Gewohnheit noch eine Schwachheit für Deutsche besaß, der diese große Verantwortlichkeit übernehmen wollte. Er war sogar so freundlich, mir seinen Consulatsdiener mitzugeben, einen gutmüthigen, weißbärtigen Alten, der eine Hauptmannsstelle im Dienste des Bey, wegen gänzlichem Besoldungsmangel, gegen den bescheideneren, aber doch bezahlten Posten eines sogenannten Janitscharen (so nennt man in Tunis die Consulatsdiener) vertauscht hatte. Baba Brahim, so hieß dieser gutmüthige Alte, bestieg mit mir den Wagen, der mich nach dem Palast des großen Mannes bringen sollte.

Nach einer halbstündigen Fahrt langten wir in der Nähe des großen Palasts des Bey, el Bardo genannt, an demjenigen seines ersten Ministers an. Alles zeigte sich hier verschlossen, kein Portier zu erblicken und die ganze Gegend war

in tiefstes Schweigen gehüllt. Plötzlich jedoch ertönte aus einem Giebelfenster eine anscheinend weibliche Stimme, welche aussagte, der Minister wohne zur Zeit gar nicht hier. Wo er aber jetzt wohne, das sagte uns die Stimme nicht. Wie dieß nun erfahren? Baba Brahim gab sich zwar alle Mühe, die Stimme noch einmal zum Reden zu bringen, aber umsonst. Er knüpfte ein Gespräch mit einigen Bettlern an, den einzigen Menschen, welche hier zu erblicken waren, aber diese guten Leute wußten vom Minister ebensoviel, wie vom Mond. Endlich kamen zwei Soldaten vorbei, welche alle beide Auskunft ertheilen konnten, da diese Auskunft jedoch bei jedem der zwei verschieden lautete, der eine den Minister am Meer, der andere tief im Innern wohnen ließ, so wurden wir dadurch auch um kein Haar klüger.

Zuletzt blieb uns nichts übrig, als nach dem ziemlich nahen Bardo hinüberzufahren, in der Hoffnung, daß dort vielleicht irgend Jemand von den Hofbeamten zurückgeblieben sein möchte, der uns die gewünschte Auskunft ertheilen konnte, denn der Hof selbst befand sich zur Zeit nicht in dieser Palaststadt. Nachdem wir viele labyrinthische Gänge durchschritten, kamen wir endlich auf einen offenen Hof, in welchem ich zu meinem nicht geringen Erstaunen eine europäische Dame auf einem Teppich dasitzend und Taback rauchend erblickte. Diese Dame schien offenbar ein großes Thier bei Hofe zu sein, denn sie wurde von Allen mit dem höchsten Respect behandelt. Auch Baba Brahim schien sie zu kennen und begrüßte sie ehrerbietig. Die Dame sprach sehr gut arabisch und vermochte auch an Baba Brahim die gewünschte Auskunft zu ertheilen; sie hatte nämlich den Minister vor einer Stunde erst verlassen und zwar im Hause seines Schwiegersohns Cheir-ed-Din, welcher, wie die Dame sich ausdrückte, in den Wochen lag. Ich wußte wohl, daß dieß eine jener

verschleierten Redensarten sei, welche man im Arabischen gebraucht, um nicht von jenem mißlichsten Gesprächsgegenstand, den Frauen, zu reden, deren kein gesitteter Mensch Erwähnung thun darf. Also der Minister war eben Großvater geworden und die Dame hatte dabei die wesentlichsten Dienste geleistet, denn sie war Niemand geringeres, als der Hof- und Haremsdoctor im Unterrock oder mit andern Worten die königlich tunisische Staatshebamme. Diese hohe Würdenträgerin gab uns nun den Palast an, in welchem sich der große Mann befand und wir brachen sogleich dorthin auf, wo wir nach weiterer halbstündiger Fahrt auch anlangen sollten.

Der Palast lag mitten in einem recht hübschen und blumenreichen Garten, durch welchen wir bis an die Thür der Hausflur, des Vestibuls, des Wartezimmers oder was es sonst noch sein mochte, fuhren, denn der unmittelbar beim Eingang beginnende Raum versah alle diese Dienste. Hier fand sich ein ganzes Häuflein jener Diener und livreetragender Faulenzer vereinigt, welche das Haus tunisischer Großen füllen. Der Portier strotzte von Goldstickerei und Troddeln auf seinem Mantel oder Capuzenrock, wie man das Ding nun nennen wollte, welches ihm zur obersten Umhüllung diente. Der dicke Koch schlummerte verdauungsselig in einem Winkel. Zwei Lakaien spielten eine Art von Damenbrett. Ein älterer feister Eunuche stiefelte stolzirend herum und ein jüngerer hüpfte von Zeit zu Zeit, nach Art großer Stelzvögel hinkend, durch den Raum zwischen Treppe und Harem. Dieser junge Eunuche hieß Bab es Saad, d. h. Pforte der Glückseligkeit, wie denn die Eunuchen meistentheils solche poetische Titel führen. Er war überaus mager, und sah nicht uninteressant und ziemlich intelligent aus, was bei einem fetten Eunuchen nie der Fall ist. Aber er schien außerordentlich nervös, machte jeden Augenblick seltsam zuckende Bewegungen,

war dabei noch sehr kindisch, spielte eine eingebildete Violine mit einem imaginären Fiedelbogen oder tänzelte auch wohl balletartig auf einer Fensterbrüstung oder versuchte seinen Kopf durch ein Loch im Kaftan des Portiers zu stecken und dergleichen Zerstreuungen mehr. Er war auffallend elegant gekleidet und zwar nach der neuesten Pariser Mode, während die älteren Nichtsthuer sich in europäischen Kleidungsstücken gefielen, welche zu Zeit unsrer Väter vielleicht einmal sich der Beliebtheit der Modeherren erfreut haben mochten. Diese „Pforte der Glückseligkeit" sollte in meinem Falle ihrem Namen Ehre machen, da sie mir die Glückseligkeit der Nähe seines Gebieters zu eröffnen bestimmt war. Bab es Saad hatte nämlich mein Empfehlungsschreiben bei meiner Ankunft in Empfang genommen und es sogleich in den Harem getragen, wo der große Mann, wie der beliebte Ausdruck lautete, „in den Wochen lag".

Es dauerte indeß wohl eine halbe Stunde, ehe ich eine Antwort erhalten sollte. Kein Mensch kümmerte sich um mich, die Bedienten schienen ganz nur mit sich selbst und ihrem Nichtsthun beschäftigt. Sie sprachen wenig, wenn sie aber den Mund aufthaten, so redeten sie von einem eben nicht sehr heitern Gegenstand, welcher damals Alles in Tunis beschäftigte, der Epidemie des Typhus nämlich, an der zur Zeit einige 300 Menschen täglich starben. Ein blasser, magerer Lakei schien offenbar schon ziemlich weit in der Krankheit vorgeschritten, schüttelte sich vor Fieberfrost und stieß jeden Augenblick wehklagende Töne aus; und der Portier, den es mir gelang, ein Mal, aber auch nur ein einziges Mal zum Sprechen zu bringen, deutete an, daß jener Morgen in's Spital gebracht werden müsse. Meine Frage, ob man daselbst gut behandelt und curirt zu werden pflege, schien er höchst naiv zu finden. Das Spital, meinte er, sei nur ein

Ort, nach welchem die Leute gebracht würden, um daselbst zu sterben, und in der That ist es fast beispiellos, daß irgend Jemand lebendig aus dem Tuniser Spital gekommen wäre. So hat denn „in's Spital Gehen" hier eine ganz besonders ominöse Bedeutung angenommen.

Während meines langen Wartens ertönte sehr oft die helle Klingel des Harems und Bab es Saad hüpfte herbei, um irgend etwas, was jedoch nicht mein Begehren betraf, auszurichten. Erst ganz zuletzt kam er mit dem Bescheid aus dem Harem heraus, daß ich den Minister zwar nicht sehen könne, da derselbe unpäßlich sei, daß aber sein Sohn mich empfangen würde. Ich wurde nun die Treppe hinan geführt und gelangte in ein halb europäisches, halb orientalisches Gemach, in dem einige sechs schwarzgekleidete Männer herumstanden, jeder mit einem Capuzenrock nach altmodischem europäischen Schnitt, bedeckt. Der kleinste und unansehnlichste derselben war der Ministerjunge, ein sehr kleiner, schwärzlicher Kerl von 21—22 Jahren, mit matten, schwarzen Augen, mit etwas dünnem Bart bereits versehen, sehr schmächtig, ja fast hinfällig und so durchweg häßlich und unbedeutend, wie ich dergleichen an moslimischen Großen noch nie gesehen hatte.

Ich wußte natürlich Anfangs nicht, welcher von den sechs Anwesenden der kleine Sohn des großen Mannes sei und wendete mich zuerst an eine stattliche fette Gestalt, die durchaus nichts Arabisches an sich hatte, aber ziemlich vornehm aussah. Das half mir jedoch wenig, denn der Angeredete sprach kein Wort einer mir geläufigen Sprache, sondern nur Griechisch und zwar den Dialect einer der Inseln bei Smyrna. Mit einem Andern ging es mir nicht besser. Auch hier war ich auf einen Griechen gestoßen. Sämmtliche Anwesende mit Ausnahme des Ministerjungen waren Griechen und sprachen nur ihre Muttersprache. Diese Griechen waren,

wie ich später erfuhr, die Vettern des Renegaten Mustapha, des ersten Ministers, und nach Tunis gekommen, sowie sie vom Glück und Reichthum ihres einst als Sklaven verkauften Verwandten gehört hatten, um von nun an ausschließlich auf dessen Kosten zu leben. Alle schienen völlig ohne Erziehung, wie ihr gänzlicher Mangel an fremder Sprachkenntniß in dem polyglotten Orient hinlänglich andeutete.

Ich wäre vielleicht lange in meinem Irrthum geblieben, denn der Ministerjunge, obgleich er geläufig Französisch sprach, schien doch zu schüchtern, um den Mund aufzuthun und mich auf seine Person aufmerksam zu machen, wäre nicht nun noch ein anderer Grieche, ein gemein aussehender, verschmitzter junger Mann hinzugetreten, welcher das Amt eines Secretärs und Dolmetschers bei seinem Vetter versah, denn auch er gehörte zu der zahlreichen Sippschaft des Renegaten. Dieser machte mich erst auf die vornehmste Person im Zimmer aufmerksam. Sidi Mohammed, so hieß der Ministersohn, schien jedoch so schüchtern und ungewohnt, mit Europäern umzugehen, daß er mich auf eine höchst eigenthümliche Weise empfing, die vielleicht europäisch und civilisirt sein sollte, aber weder in Europa, noch im Orient hatte ich jemals etwas Aehnliches gesehen. Er blieb nämlich wie angewurzelt stehen und sprach kein Wort, so daß ich selbst die ganze Conversation führen mußte. Ich ging gleich zur Sache und trug mein Anliegen vor, das Museum sehen zu dürfen. Dieß schien den jungen Mann sichtlich in Verlegenheit zu setzen. Bei der allgemeinen Geschmeidigkeit, welche am Tuniser Hof im directen Verkehr mit Europäern herrscht, schien er mein so unmittelbar an den Mann gebrachtes Gesuch kaum ausschlagen zu können. Er gebrauchte deßhalb die gewöhnliche moslimische Finte, indem er versuchte, die Sache auf die lange Bank zu schieben. Ich möchte, so meinte er, einen Tag be-

stimmen, an welchem ich das Museum in Augenschein nehmen wolle. Ich wußte sehr wohl, was dieß zu bedeuten habe, und äußerte deßhalb den Wunsch, womöglich sogleich dahin aufzubrechen. Nun noch größere Verlegenheit. Endlich, nach langem Stillschweigen, schien er geneigt, meinem Gesuch Gehör zu geben und rief nun seinen Secretär herbei, um diesen zu fragen, ob die Sache jetzt ausführbar sei. Dieser merkte wohl, daß er nun Schwierigkeiten erheben solle und kam dem Wunsche seines Gebieters denn auch nach Kräften nach. Meine Sache schien schon rettungslos verloren. Aber ich kannte die Art, wie man mit orientalischen Höfen und Großen umgehen müsse. Durch Höflichkeit und Zuvorkommenheit erlangt man gar nichts. Aber die kleinste Anspielung auf die Consuln, auf den Schutz der Großmächte wird als Drohung aufgefaßt und verfehlt ihren Zweck nicht. So berief ich mich denn auf das Schreiben des einen Consuls, sprach von meiner Bekanntschaft mit den übrigen und schloß mit der Bemerkung, daß ich fürchtete, derjenige, welcher mir das Schreiben mitgegeben habe, sei nicht einflußreich genug, ich wolle mich deßhalb an einen andern, den französischen oder englischen, wenden. Die Intervention der Consuln ist den Tuniser Großen immer höchst unangenehm und auch Sidi Mohammed schien dieselbe so sehr zu fürchten, daß er sich nun beeilte, meinem Wunsch nachzukommen, und mir anzeigte, sein Secretär selbst werde mich nach dem Museum führen und mir zugleich den Palast des ersten Ministers, seines Vaters, zeigen. Nachdem ich gegangen war, blieb jedoch der Secretär noch eine ganze Weile bei seinem Herrn, ohne Zweifel, um seine Instructionen zu erhalten, was er mir zeigen und was nicht zeigen und wie er mich verhindern solle, auch nur die geringste Note über den Inhalt der phönicischen Inschriften zu Papier zu bringen.

Wir bestiegen nun den von mir mitgebrachten Wagen der Secretär, der gute Baba Brahim, ich, und als vierter einer von den sprachlosen Griechen, welcher wahrscheinlich noch ein besonderes Spionirämtchen zu besorgen hatte, und jedenfalls dem andern beistehen sollte, mich an der Benutzung des Museums zu hindern. Auf dem ganzen Weg unterhielt mich der Secretär von dem Reichthum und der hohen Stellung des ersten Ministers und vergaß nicht dabei, von Zeit zu Zeit auf seine eigne Verwandtschaft mit dem großen Manne anzuspielen. Mit dem Reichthum hatte es nun allerdings seine Richtigkeit, aber in anderer Beziehung log er vielfach, indem er nämlich behauptete, daß der Minister selbst zur Thronfolge berufen sei, seine Söhne den Rang von Prinzen hätten und dergleichen Uebertreibungen mehr.

Endlich kamen wir an dem Palast an, demjenigen, an welchem man uns das erste Mal so schnöde abgewiesen hatte und der nun seine Thore vor uns öffnete. Wahrscheinlich in der Hoffnung, mich vor dem Besuch des Museums, welcher bis zuletzt aufgespart werden sollte, zu ermüden, führte man mich durch einige zwanzig Säle und Zimmer, alle prachtvoll, aber geschmacklos mit europäischen Möbeln überladen. Dergleichen, bilden sich die Leute hier ein, müsse ein Europäer immer besonders bewundern. Das Einzige jedoch, was in diesen Gemächern meine Neugierde erweckte, war ein Gegenstand, den man eigentlich gar nicht beabsichtigte, mir zu zeigen und den ich sehr zum Unwillen meiner Begleiter bemerkte. Dieser Gegenstand war nichts andres, als ein junges weibliches Wesen, und zwar eine Europäerin, allem Anschein nach eine Maitresse des großen Würdenträgers, welche durch irgend ein unbegreifliches Versehen in den Gemächern, die ein Fremder besuchen sollte, gelassen worden war, denn natürlich mußte sie, als zeitweilige Haremsbewohnerin, demselben Gesetz der

Abgeschlossenheit, wie die Araberinnen, unterliegen. Das junge Mädchen schien erst funfzehn oder sechszehn Jahre alt zu sein und zeigte sich keineswegs von jener scheuen Schüchternheit der moslimischen Damen, welche vor jedem fremden Mann, wie vor einem Pestkranken, die Flucht zu ergreifen pflegen. Sie kam mir vielmehr ganz unbefangen und natürlich entgegen und fing ein Gespräch auf Französisch an, grade als ob sie sich in gewöhnlichen europäischen Verhältnissen befunden hätte. Aber das konnten meine Begleiter nicht dulden. Schnell wurde ein Eunuche herbeigerufen, und die Schöne, nicht ohne einiges Widerstreben von ihrer Seite, abgeführt. Die ganze Sache schien mir höchst räthselhaft, denn Europäerinnen, namentlich so junge Europäerinnen, bilden in moslimischen Harems große Seltenheiten. Ich vermuthete, daß hier irgend ein schmählicher Handel zu Grunde liegen müsse und darin täuschte ich mich nicht, denn später erfuhr ich, daß das unglückliche Mädchen von ihrem eignen Vater, einem in Tunis lebenden Franzosen, an den reichen Renegaten verkauft worden sei. Dieser wünscht aber ihre Existenz vor Jedermann, selbst vor seiner eignen Gattin, geheim zu halten. Denn da er eine Prinzessin, die Schwester des vorletzten Bey Ahmed Pascha zur Gemahlin hat, so findet hier die in moslimischen Ländern allgemeine Regel ihre Anwendung, wonach, wenn die Frau vornehmer als ihr Mann ist, letzter von der Vielweiberei keinen Gebrauch machen darf. Ist sie nun gar eine Prinzessin, so muß der Mann den unterthänigsten Diener und demüthigsten Sklaven spielen und sich wohl hüten, die Eifersucht der Dame zu erregen. Deßhalb erschien auch das Verhältniß des großen Mannes zu der Französin selbst nach moslimischen Begriffen in unmoralischem Licht, da sie nie die einer Gattin oder Nebengattin gebührende Stelle im Harem einnehmen konnte, sondern im-

mer nur, wie eine verbotene Waare, aus einem Palast in den andern geschmuggelt werden mußte, aber nie denjenigen betreten durfte, in welchem sich die Prinzessin und ihre Familie zur Zeit befanden.

Die beiden Griechen waren natürlich wüthend darüber, daß ich diesen Einblick in die Geheimnisse des Palasts gethan hatte. Aber als schlaue Diplomaten verbargen sie ihre Wuth hinter einem sauersüßen Lächeln, suchten mich jedoch so schnell, wie möglich, aus dem Palast hinaus und in den Garten zu bringen, dessen Herrlichkeiten mich auf andere Gedanken bringen sollten. Der Garten erwies sich in der That als sehr kunstvoll angelegt, die Blumen waren die ausgesuchtesten; eine Menge labyrinthisch verschlungener Gänge, einzelne kleine Hügel, zwei Canäle, ein kleiner See mit einer Insel in der Mitte, Alles künstlich geschaffen, brachten Abwechslung in das blumenreiche Gefilde. Auch fehlte keine jener Spielereien, wie sie die Orientalen in ihren Gärten lieben; phantastisch gebaute Kioske, Gartenlauben, zierliche Volièren, Käfige und Hütten für merkwürdige Thiere, hie und da eine graciöse, über einen der vielgewundenen Canäle führende, luftige Brücke, lagen in dem weiten Gebiet zerstreut. Nie hatte ich bei einem Moslem einen so schönen und so gut gehaltenen Garten gesehen; dieß wurde freilich nur dadurch erklärbar, daß der Minister einen europäischen Gärtner hielt.

Am einen Ende dieses Gartens lag ein großer, zweistöckiger Pavillon, mit bunten glasirten Fließen außen wie innen übertäfelt. In diesem befand sich der Gegenstand meiner Sehnsucht, das Museum. Die Griechen versuchten zwar, mich zu guter Letzt noch auf andere Gedanken zu bringen und mich womöglich den Zweck meines Hieherkommens vergessen zu machen, indem sie mich bei jedem seltenen Baum, jeder Blume, jedem merkwürdigen Vogel aufhielten, aber ich

blieb leider bei meinem Vorsatz und da ich die Erlaubniß des Eigenthümers hatte, so konnten meine Führer schließlich kein Hinderniß mehr in den Weg legen.

Nach langem Klopfen an der Thür des Museums ward uns dieses endlich geöffnet und zwar durch einen jungen Europäer, einen ausgehungerten Maler, den der Ministersohn unterhielt, um seine Sammlung von Alterthümern abzuzeichnen, seine Ausgrabungen zu leiten und ihm selbst einige Kenntnisse derselben beizubringen, die aber sehr oberflächlich gewesen sein müssen, da, wie ich bald merkte, der junge Mann, ein Pariser, welcher nicht viel gelernt zu haben schien, selbst nichts von Alterthümern verstand. Das Museum übertraf alle meine Erwartungen, es enthielt nämlich einige hundert bis jetzt in Europa ganz unbekannte phönicische Inschriften, also ungefähr ebensoviel, als alle europäischen Museen zusammen besitzen. Ich war entzückt über diese ungeahnte Entdeckung und brannte natürlich vor Begierde, wenigstens einige der interessantesten Inschriften abzuschreiben. Aber ich werde nie das komische Bild vergessen, welches die Griechen darboten, als ich ihnen diesen meinen Wunsch zu erkennen gab. Der Secretär schien dermaßen consternirt über diese meine Kühnheit, daß er lange nicht zu Worte kommen konnte. Als er endlich Worte fand, war es nur, um auf's Lebhafteste gegen mein Vorhaben zu protestiren. Der junge Franzose schien jedoch gar nicht einzusehen, daß ein Museum, wie das verschleierte Bild von Sais, unbekannt bleiben sollte, und machte mir nun die lebhafteste Freude, indem er ein kleines Album producirte, in welchem er einige zwanzig dieser Inschriften mit dem Storchschnabel copirt hatte. Er erbot sich sogar, mir das Album auf einen Tag zu leihen. Aber wieder erhob der Secretär Protest. Das war durchaus gegen die Instructionen Sidi Mohammed's. Offenbar sollte Nie-

mand vom Inhalt dieses Museums etwas erfahren. Eine so unintelligente Manier, mit Alterthümern umzugehen, war mir noch in meinem Leben nicht vorgekommen. Ich konnte mich jedoch unmöglich entschließen, so ganz unverrichteter Sache zurückzukehren und brachte in aller Eile, und unter den beständigen Protestationen der Griechen, drei Inschriften zu Papier. Aber endlich gestalteten sich diese Protestationen so heftig, daß es mir unmöglich wurde, fortzufahren. Ich beschränkte mich nun in Ermangelung von etwas Besserem auf ein Gespräch mit dem Franzosen, welches ich absichtlich recht lange hinausspann, um während desselben die Alterthümer noch mehr beobachten zu können.

Der junge Mann hatte hier eine sehr sonderbare Stellung. Er wohnte eigentlich im Harem, das heißt der Garten, in dem der Pavillon lag, bildete einen Theil des den Frauen bestimmten Raumes und aus diesem Umstand resultirten für den Maler eine Menge Unbequemlichkeiten, deren geringste nicht diejenige war, daß er, so oft es einer Dame gefiel, im Garten spazieren zu gehen, die Flucht ergreifen, seine Wohnung verlassen und zur Gartenthür hinaus in's freie Feld gehen mußte. Die Prinzessin, die Gattin des Ministers, erzählte er mir, hege namentlich eine für ihn sehr unangenehme Gewohnheit, nämlich diejenige, im Sommer schon um vier Uhr Morgens spazieren zu gehen. In diesem Falle pflege jedesmal schon um drei Uhr ein Eunuche zu kommen, ihn herauszutrommeln und aus dem Garten auf's offene Feld hinauszubegleiten, wo er ihn seinen Meditationen überlasse. Da nun dieser Palast weit von der Stadt und von andern Häusern liege, so bleibe ihm gar kein Zufluchtsort, als etwa irgend ein schmutziges Beduinenzelt der Nachbarschaft. In den übrigen Stunden müsse er jedoch stets zu Hause bleiben, da der Minister nicht gern sähe, wenn Insassen seines Hau-

ses viel ausgingen. So führte dieser junge Mann ein fast so abgeschlossenes Leben, wie eine Haremsdame und nur die größte Armuth konnte ihn bewogen haben, eine solche Stellung anzunehmen. Ueberhaupt sind die Europäer, welche im Dienste moslimischer Großen stehen, nicht zu beneiden, da ihre Herren sich gewöhnlich als die unwissendsten Barbaren zeigen, welche das Selbstgefühl eines gebildeten Mannes stets auf die härtesten Proben stellen. In diesem Falle kamen noch die Unverschämtheiten der griechischen Schmarotzer des Ministers hinzu, welche als Verwandte desselben sich einbildeten, alle Angestellten in dessen Hause wie ihre Diener behandeln zu können. Uebrigens soll im Augenblick kein tunisischer Großer mehr im Stande sein, Europäer in seinem Dienst zu halten, da diese sich's doch nicht gefallen lassen, Jahrelang ohne Gehalt zu bleiben, wie die armen Moslems, welche ähnliche Stellungen einnehmen; der einzige erste Minister bildet hierin noch eine Ausnahme, er allein hat in dem allgemeinen Elend seine übel erworbenen Schätze behalten und trägt noch einen Luxus zur Schau, welcher für die Aermeren gradezu beleidigend und herausfordernd ist.

Von dem unverschämten Luxus und üppigen Wohlleben im Palast der Großen zu der tiefsten Armuth und dem dürftigsten Dasein in der Hütte der Niedrigen ist in solchen Ländern, wie Tunis, nur ein Schritt. Beide, der Vornehme, wie der Geringe, wohnen oft dicht nebeneinander, beide gehören, was ihre Bildung betrifft, zu einer und derselben Classe, beide sind von demselben Aberglauben und denselben Vorurtheilen erfüllt und unterscheiden sich eigentlich nur durch ihren Reichthum und ihre Armuth. Manchmal kommt es vor, daß der Vornehme, der mit goldenen Epauletten und dem Diamantnischan auf der Brust sich am Hofe des Fürsten spreizt, der nächste Verwandte, ja der eigene Bruder irgend

eines bettelarmen Hüttenbewohners ist, und nicht selten, wenn wir zwischen dem Werth dieser beiden Menschen einen Vergleich anstellen, werden wir finden, daß sich die Wagschale zu Gunsten des Aermern herniederneigt. Mir wurde ein solcher Fall bekannt, in welchem der eine Bruder unter den Günstlingen des Bey eine hervorragende Stellung einnahm und der andere, arm und unbeachtet geblieben, das bescheidene Aemtchen eines Fußbodenkehrers in einer kleinen Moschee verwaltete. Der erstere war ein völlig unwissender, roher junger Bengel, der andere, nach arabischen Begriffen, ein Gelehrter, wußte nicht nur den ganzen Koran auswendig, sondern hatte auch noch von den Commentaren einige vollkommen im Kopf, ja er erhob sich in seiner Kenntniß vom Bau der arabischen Sprache weit über das Niveau der stereotypen Classe arabischer Gelehrten, welche gewöhnlich sich von eingelernten Papageien wenig unterscheiden.

Durch einen Zufall hatte ich diesen gutmüthigen Mann kennen gelernt und ein Besuch in seinem bescheidenen Häuschen sollte mir einen Einblick in die Verhältnisse einer ärmeren Familie in Tunis verschaffen, das heißt einer Familie, welche man als die Repräsentantin von neun Zehntheilen der hiesigen Bevölkerung ansehen kann. Sidi Mahmud, so hieß der arme Teufel, wohnte in einem der abgelegensten Quartiere von Tunis, in der Nähe der etwas baufälligen kleinen Moschee, deren Reinlichhaltung seiner Fürsorge anvertraut war. Nur einem ausnahmsweisen Umstand verdankte ich es, daß ich ihn überhaupt in seinem Häuschen aufsuchen konnte, dem nämlich, daß er mit einer Negerin verheirathet war. Denn in ein Haus, in welchem eine arabische Frau wohnt, darf eigentlich nie ein Besucher eingelassen werden, da die Araberinnen der Stadt, und seien sie auch die häßlichsten, die ältesten oder die ärmsten, streng dem moslimischen Sitten-

gesetz der Abgeschlossenheit von der Welt im Allgemeinen und von allen Männern im Besondern unterliegen. Aber bei einer Negerin erscheinen derlei Sittenvorschriften nie so streng angewandt; eine solche braucht ihr Gesicht nicht zu verschleiern, sie kann sich auf den Straßen viel freier bewegen, als ihre weißen Schwestern in Eva, und im Hause wird sie nur höchst selten in ein eigentliches Harem eingesperrt; dieß Alles, weil man sie doch eigentlich nur so halb und halb als ein menschliches Wesen ansieht, weil man nicht glaubt, daß ihr Gesicht, welches man oft sprichwörtlich „Utsch el Kelba", das heißt „Hundsgesicht" nennen hört, irgend Jemand verführen könne. Als Sklavinnen und gelegentlich auch als Nebengattinnen erscheinen allerdings die schwarzen Schönen sehr beliebt, aber nur die drückendste Armuth kann einen Araber bewegen, eine solche zu seiner legitimen Ehehälfte zu erwählen. Dieß war aber bei Sidi Mahmud der Fall gewesen. Als Beamter einer Moschee mußte er durchaus im Besitz einer gesetzmäßigen Gattin sein, da nach arabischen Sittenbegriffen jeder Junggeselle gradezu für unmoralisch gilt und die Gattin das Palladium vorstellt, welches ihn vor Ausschweifungen schützen soll. Nun muß jedoch jede Araberin, die ein Mann zu heirathen wünscht, von diesem eine Morgengabe erhalten, welche ihre Aeltern in Empfang nehmen und ohne die sie ihre Tochter nicht herausgeben. So gering aber auch eine solche Morgengabe oft zu sein pflegt (bei Aermeren übersteigt sie selten 300 Piaster, etwa 100 Gulden rheinisch), so hatte dennoch Sidi Mahmud nicht vermocht, sie aufzutreiben, dagegen war es ihm gelungen, die pflichtschuldigst gebotene Gattin in der Person einer freien Schwarzen zu finden und zwar ohne Geldausgabe, da sich die Negerin durch eine so ausnahmsweise Ehre, wie die war, die Frau eines weißen Arabers zu werden, schon hinlänglich bezahlt hielt. Ob diese Ehe eine

sehr zärtliche war, möchte ich fast bezweifeln, jedenfalls aber schien sie keine unglückliche. Die Negerin arbeitete für ihren Gatten, sie besorgte seinen kleinen Haushalt und sie machte es ihm möglich, mit der sehr spärlichen Summe von Piastern, welche seinen Gehalt bildeten, auszukommen.

Das übertrieben lange Klopfen und Warten an der Hausthüre, welches sonst das unvermeidliche Präludium eines jeden Besuchs in arabischen Häusern bildet, sollte mir dießmal erspart bleiben. Sidi Mahmud öffnete vielmehr sogleich und führte mich unter sehr ceremoniösen Grüßen, woran es der Araber nie fehlen läßt, in das einzige größere Gemach, welches er sein eigen nennen konnte. Den Stubenboden desselben bildete die nackte Erde, auf der die meisten arabischen Häuser der ärmeren Classe unmittelbar und ohne eine Spur von Fundament ruhen, aber dieser Boden war von einer skrupulösen Reinlichkeit und glich einem schön makadamisirten Wege. Auch im Uebrigen herrschte dieselbe Nettigkeit, jeder Schmutz schien streng vermieden oder beseitigt, kurz jener einzige Comfort der Armuth, die Reinlichkeit, fehlte hier nicht, freilich gab es auch außer einer Strohmatte auf dem Fußboden keinen einzigen Gegenstand im Zimmer, an dem sich der Besen oder das Wischtuch einer Hausfrau bethätigen konnte. Das ganze Gemach zeigte nämlich vier ahle Wände, kein einziges Möbel ließ sich entdecken, außer besagter Strohmatte, wenn man diese überhaupt ein Möbel nennen konnte, welche zugleich Sopha, Tisch, Stühle, Kommode, kurz Alles in Allem ersetzen mußte und des Nachts auch noch als Bett für die Erwachsenen, als Wiege für die Kinder diente. Bei Tage versah diesen letzteren Dienst der Rücken der Mutter, auf dem sich die Söhne Mahmuds, ein schwarzbraunes Zwillingspaar, nach Herzenslust schaukelten, aber für die Nacht war an einem Ende der Strohmatte eine

Vorrichtung angebracht, die eine Aehnlichkeit mit einer Hängematte zeigte, indem man hier die Matte zusammengenäht und mittels eines Stricks etwas in die Höhe gezogen hatte, so daß sie nach Art einer Wiege geschaukelt werden konnte.

Eine Küche war gleichfalls vorhanden, aber von ihr wurde nur selten, nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten Gebrauch gemacht, da im gewöhnlichen Leben die ganze Familie sich nur von ordinärem Gerstenbrod nährte, welches man beim Bäcker wohlfeiler kaufen, als im Hause bereiten konnte. Die ganze Ausgabe für Mann, Frau und Kinder betrug täglich etwa sieben Kreuzer rheinisch oder zwei Silbergroschen und viel höher belief sich der Gehalt des armen Mannes nicht. Alle Küchengeschirre reducirten sich auf einen kupfernen Kessel und einen Kaffeetopf, alles übrige Geräth auf zwei Kaffeetäßchen, eine große hölzerne Schüssel und zwei Holzlöffel. Letztere wurden nur an Festtagen gebraucht, wenn irgend ein Wohlthäter der Moschee ein Almosen hinterlassen hatte, von denen jeder Beamte sein Theilchen erhielt und Sainab (so hieß die Negerin) ein Kusskussu, die Lieblingsspeise der Tuniser, kochte. Meinem Besuch zu Ehren sollte das Außerordentliche geschehen und wirklich das Kusskussu bereitet werden, ein Luxus, welcher im Hause Sidi Mahmuds so unerhört war, daß er schier vor Freude darüber den Verstand verlor. Er wurde nämlich durch das Erscheinen dieser luxuriösen Speise überrascht, denn ich hatte seiner Frau im Geheim das nöthige Geld eingehändigt und diese das Kusskussu ohne Wissen ihres Gebieters bereitet.

Wie blinzelten die Augen des armen Mahmud, als die dicke Sainab, in hochaufgeschürzten Armen die große Holzschüssel tragend, in das Gemach trat und dieselbe vor ihren Gemahl hinsetzte. Letzterer entwickelte nun den ganzen Pomp arabischer Höflichkeitsphrasen, indem er seinen Gast mit den

ausgesuchtesten Redensarten bei Tische Platz zu nehmen aufforderte. Dieß Platznehmen beschränkte sich freilich darauf, daß wir uns neben der auf dem Boden stehenden Schüssel hinhockten und jeder einen Holzlöffel in die Hand nahm, um damit aus dem Holzgefäß zu schöpfen, denn von Messer, Gabel, Tellern und dergleichen ist schon bei reichen, geschweige denn bei ärmeren Arabern nie die Rede. Sainab selbst durfte nicht an der Tafel theilnehmen, das wäre gegen alle Schicklichkeit gewesen, ihre Gegenwart wurde überhaupt nur geduldet; aber was man ihr gern gestattete, war, die beiden Säuglinge uns und der Schüssel gegenüber niederzusetzen, um ihnen das Schauspiel (denn um selbst zu essen, waren sie noch zu klein) einer dampfenden Schüssel Kusskussu zu verschaffen, welches gewiß einen tiefen Eindruck auf diese leichtempfänglichen Gemüther machte. Die Negerin stand in bescheidener Entfernung und labte sich an dem Anblick ihres Gemahls, welcher so fürchterlich in das Kusskussu einhieb, daß sie bedroht schien, selbst nichts übrig zu behalten. Sainabs Kochkunst hatte sich heute vollkommen bewähren können, da keines der Ingredientien eines vollkommenen Kusskussu fehlte, das Grießmehl war das feinste, die Butter vollkommen so ranzig, wie es die arabischen Gastronomen so sehr lieben, die Hammelsschnittchen, welche oben auflagen, trefflich geröstet, an Rosinen fehlte es nicht, einige Gemüse machten sich gleichfalls in der Mischung geltend und über das Ganze war noch eine Lage dicker Sauermilch ausgegossen; dieß Alles tüchtig mit rothem Pfeffer gewürzt, bildete ein Göttermahl, das freilich einem Europäer kaum behagen möchte, welches aber dem guten Mahmud wie ein Vorgeschmack des Paradieses vorzukommen schien.

Als wir fertig waren, bereitete Sainab ihrem Eheherrn noch eine Ueberraschung. Sie war zu Ende der Mahlzeit

einen Augenblick verschwunden und kehrte nun zu Mahmuds sprachlosem Erstaunen mit dem Kaffeetopf voll der köstlichen braunen Flüssigkeit, dießmal im Hause bereitet, und also so viel besser, als die gewöhnliche, aus dem Kaffeehaus geholte, und mit den zwei Kaffeetassen zurück. Dazu hatte nämlich das Geld noch gelangt, welches ich ihr eingehändigt und so konnte der arme Mahmud heute einen Luxus genießen, der ihm vielleicht seit langer Zeit nicht zu Theil geworden war. Auch eine Pfeife, gefüllt mit gutem Tabak, hatte sich die unermüdliche Negerin verschafft und Mahmud, obgleich sonst kein Raucher, gab sich doch heute dem ungewohnten Genusse hin. Dieß Alles, das Kusskussu, der Kaffee, die Pfeife, dabei der Anblick seines stillen Familienglücks, seiner geschäftigen Gattin und seiner beiden schwarzbraunen Sprößlinge, die immer noch vor uns saßen, stimmte ihn so selig, daß er sich auf einmal poetisch angeregt fühlte. Sainab mußte von einem Nachbar eine alte Quitzra (arabische Guitarre) borgen und zu deren Tönen improvisirte Mahmud einige Verse, in welchem er sich selbst, trotz seiner Armuth, den glücklichsten der Menschen nannte, sein Loos mit dem der Reichen und Vornehmen verglich, welche von Sorgen schwer bedrängt würden, und sich selig pries, daß er nichts besitze und doch hie und da frohe Stunden genießen könne. In der That mußte ich mir sagen, daß er nicht so Unrecht hatte und daß Mahmud mit seinem einfachen Familienglück, seiner treu ergebenen Gattin, seinem emporblühenden Kindersegen und seinem eignen heitern Gemüth glücklicher war, als jener obenbesprochene größte Mann von Tunis, der vielbeneidete Minister, es mit seinen schlechterworbenen Reichthümern, seiner vermählten Prinzessin und gekauften Französin, seiner griechischen Schmarotzerbande und seinem Heer von Eunuchen und Dienern wohl jemals sein konnte. Das wahre Glück wohnt

auch in Tunis nicht in den Palästen der Großen, sondern viel häufiger in den Hütten solcher Armen, welche, wie unser Mahmud keinen Ehrgeiz, keine Erwerbsgier kennen, die von den Qualen der Entbehrung eigentlich viel weniger empfinden, als mancher Reiche durch einen kleinen Geldverlust leidet, und die im Stande sind, sich über die einfachsten, unschuldigsten Genüsse des Lebens wie Kinder zu freuen.

IV.

Straßenleben in Tunis.

So früh am Tage, wie in orientalischen Städten, pflegt das Straßenleben wohl in keinem Bevölkerungsmittelpunkt unsrer civilisirten Welt zu erwachen. Zu einer Stunde, wenn bei uns noch Alles träge schlummert, herrscht in Tunis schon die größte Lebhaftigkeit und der regste Verkehr auf öffentlichen Plätzen, Straßen, Gassen und Gäßchen, ja ein viel regerer Verkehr, als zu irgend einer andern Tageszeit. — Alles ist geschäftig, Jedermann eilt dem Tagewerk zu; viele haben es schon begonnen; die Kameele kommen in langen Zügen vom Lande herein, um Getreide und Früchte auf den Frühmarkt zu bringen; die Gärtner der Umgegend treiben ihre Eselchen herbei, mit Gemüsen und Blumen beladen; der Kaufmann öffnet seinen Laden, der Krämer seine Bude und die Unzahl hausirender oder auf offener Straße ihr Lager aufschlagender Kleinhändler begiebt sich an ihre verschiedenen Standorte. Alles dieß geschieht mit Geräusch und Geschrei; das Grunzen der Kameele, das Singen der Esel, die tiefen, rauhen Baßtöne der Landaraber, die feineren Stimmen der Städter und dazwischen der schreiend helle Ton jener unzähligen Kinder und Knaben, welche irgend eine Waare feiltragen, zuweilen noch übertönt und an Höhe der Stimmleiter übertroffen durch das wie Schakalsgebell klingende Geschrei einer Beduinin, erzeugen ein Tohu va Bohu, welches jeden

Morgenschlaf in der „grünen Stadt“ (Tunis el chadra) zur Unmöglichkeit macht.

Auch ich pflegte täglich schon lange vor Sonnenaufgang durch den Lärm der Straße geweckt zu werden. Was in meinem speciellen Falle wohl am Meisten dazu beitrug, das war eine überaus helle Kinderstimme, welche in meiner nächsten Nähe ertönte, so nahe, daß ich oft wähnte, das kleine Wesen müsse im Hause selbst stecken, welches in Zwischenräumen von einer oder zwei Minuten immer denselben Ruf erschallen ließ. Dieser Ruf war nicht sehr deutlich zu verstehen, endlich aber gelang es mir doch, seine Bedeutung ausfindig zu machen. Er lautete „Ja iktania dschay, ja Siadi dschay“, das heißt „Kommt, Bäcker, kommt! Kommt, ihr Herren, kommt!“ Wozu sollten die Bäcker kommen? Wahrscheinlich, um Getreide zu kaufen. Ich steckte die Nase zum Fenster hinaus und erwartete, irgendwo auf der Straße oder in einem Laden eine große Fruchtniederlage zu erblicken. Aber umsonst, ich vermochte weder das Getreide zu entdecken, noch auch den Rufer ausfindig zu machen. Da aber die Kinderstimme immer von Neuem ertönte, so sollte sie mich endlich auf die richtige Spur lenken. In einem Winkel eines halbverfallenen Basars saß zu einem Ballen zusammengekauert eine kleine Gestalt, ein Knabe, höchstens siebenjährig, trotz des Winters nur mit einem einzigen Fetzen, einem alten Burnus, behangen, die Haare glattweggeschoren und auf dem Haupte ein winzig kleines rothes Fes wiegend. Dieser Gnom war es, dessen Kehle den fürchterlichen Lärm verursachte, welcher die ganze Nachbarschaft nöthigte, eine Stunde vor Sonnenaufgang dem Schlummer Lebewohl zu sagen. Wo aber befand sich seine Waare? Lange konnte ich sie nicht entdecken. Endlich aber, als der Kleine einen Augenblick aufstand, bemerkte ich, daß unter den Falten seines Burnus ein Korb, von biegsamem

dünnem Flechtwerk verfertigt und folglich sehr leicht zusammenzudrücken, verborgen gewesen war, der nun zum Vorschein kam. Dieser Korb schien etwa zur Hälfte mit Körnern gefüllt, welche, meiner Schätzung nach, im Ganzen höchstens fünf Pfund wiegen konnten. Das war der Getreidereichthum, aus welchem die Bäcker ihren Vorrath erneuern sollten und wegen dieses Handels, der auf einen täglichen Absatz von acht Groschen hinauslief, wurde das ganze Stadtviertel geweckt und während des lieben langen Vormittags in Aufregung gehalten, denn die Stimme des kleinen Verkäufers hatte etwas so Schneidendes und Durchdringendes, daß sie mich in allen meinen Beschäftigungen, beim Lesen wie Schreiben, beständig störte. Einmal gerieth ich auf den kühnen Gedanken, mir den kleinen Schreihals, wenigstens für die Dauer eines Vormittags, vom Halse zu schaffen und ließ ihm schon in der frühesten Morgenstunde seinen sämmtlichen Vorrath abkaufen, ein Geschäft, bei dem ich nur einen Franken auszulegen hatte. Aber das mußte ich schwer bereuen. Denn bald kehrte das kleine Ungethüm mit erneuertem Handelseifer und beladen mit einem zweiten Korb voll Körnern, ermuthigt durch das glänzende Geschäft des Morgens, und mit einer solchen Potenzirung seines Organs zum gewohnten Treiben zurück, daß mir schier das Gehör darüber verging und ich an diesem Vormittag gezwungen wurde, auf die Straße zu eilen, und andere Gegenden der Stadt aufzusuchen, in welchen die kleinen Handelsgenies nicht mit so hohen Kehltönen begabt waren.

Ehe ich von meiner Wohnung aus in eine eigentliche Straße gelangte, mußte ich über einen Markt schreiten, auf welchem sich hauptsächlich die Landaraber oder Beduinen einzufinden pflegten. Dieser Platz, der in den Nachmittagsstunden einer kleinen Wüste an Einsamkeit und Verödung

glich, bot am frühesten Morgen das Bild des regsten Treibens, des buntesten Gemisches und der mannichfaltigsten Abwechslung dar. An seinen Seiten waren lange Reihen schwarzer, niederer, kegelförmiger Zelte, deren Wände aus Thierhäuten oder dunklen Kameelhaardecken bestanden, provisorisch, d. h. für die Dauer des Morgens, aufgeschlagen, vor welchen schmutzige, unverschleierte Beduinenweiber, alte wie junge, alle über die Maßen verrunzelt, mit schwieligen Händen und spindeldürren Armen, saßen und die Mahlzeit ihrer Eheherren in mitgebrachten Kesseln, die über einem spärlichen Feuer von trocknem Kameelmist hingen, bereiteten. In der Mitte lagen, standen oder knieten die Schiffe der Wüste durch lange, jetzt lose herabhängende Stricke zusammengebunden und erfüllten den weiten Platz mit ihren unharmonischen Tönen. Viele derselben waren gar nicht abgeladen, sondern behielten die Waare, Korn, Gras, Heu, Datteln, Thierhäute, Wolle oder auch Oliven, auf ihrem Rücken, bis sie verkauft worden war. Zwischen diesen Gruppen wanden sich die zerlumpten Beduinen, ihre Herren, herum, meist kleine, magere, schwarzbärtige Gestalten, fast alle von abschreckender Häßlichkeit, über die Maßen schmutzig, aber doch malerisch, wie alles Zerlumpte und wie namentlich die Lumpengestalten des Orients, welche sich in weite, an die römische Toga erinnernde patriarchalische Gewande hüllen, deren Normalzustand Lumpen und Schmutz zu sein scheint, denn ein reinlicher Beduine, wenn es überhaupt noch heut' zu Tage einen solchen seltenen Vogel giebt, erinnert allzusehr an etwas Theatralisches und Unnatürliches. Unter sie mischten sich die Käufer, meist tunisische Kleinbürger, mitunter auch ein pfiffiger Jude im langen fettigen Kaftan oder ein verschmitzter, spitzbübischer Europäer in dem engen Futteral französischer Kleidung, mit der unvermeidlichen Angströhre auf dem Haupt.

Alle diese Leute zanken, schreien, brüllen und heulen durcheinander, denn ohne einen heftigen Wortstreit oder wenigstens, was jedem entfernten Zuhörer als ein solcher vorkommen muß, kann hier kein Geschäft abgemacht werden. Hie und da gerathen sich auch ein Paar Beduinen in die Haare oder vielmehr in die Haarzöpfe, denn alles Haupthaar ist abrasirt mit Ausnahme desjenigen, welches den höchsten Scheitelpunkt bedeckt, dieses aber erreicht auch eine schreckenerregende Länge, schreckenerregend für denjenigen, welcher bedenkt, was in einem solchen Haarzopf Alles leiben und leben mag. Manchmal regnet es auch Prügel, aber selten wird Einer todtgeschlagen, da gewöhnlich die väterliche Polizei den Thäter in ihre Arme aufnimmt, ehe er es so weit gebracht hat. Dann erscheint der feiste Major mit seiner altmodischen Uniform und dem Commandeurkreuz des Nischan Iftichar, gefolgt von einer Schaar bettelhafter Soldaten in abgerissener Zuavenuniform, welche die Streitenden, und nicht selten auch manchen Unschuldigen, packen, beim Schopf oder beim Burnus entlang ziehen und mit Kolbenstößen und barbarischen Hieben so lange bearbeiten, bis sie ihn glücklich in's Gefängniß abgeliefert haben.

An der einen Seite des Marktes hockt auf dem Boden die lange Reihe der Brodverkäuferinnen, alle ohne Ausnahme Negerinnen, die Kniee hochaufgereckt, und das dünne, wadenlose Bein unverhüllt der Bewunderung der Welt preisgebend. Jede hat fünf oder sechs Laib Brod vor sich, welche ihren sämmtlichen Vorrath bilden und ihr ganzes Vermögen vorstellen, bei deren Umsatz sie vielleicht einen Groschen, wenn es viel ist, gewinnt. Diese Negerinnen sind nicht verschleiert, sondern bieten ihre buldoggenartigen Reize, ihr abschreckendes Gebärdenspiel, ihren hängenden Ziegenbusen zur Freude jedes

Negrophilen, welcher sich etwa in Tunis befinden könnte, unverhohlen dar.

Das Bild eines etwas geregeltern Lebens erhalten wir, wenn wir den Hexensabbath des Marktplatzes verlassen und in eine der Straßen einbiegen, in welchen die arabischen Kleinhändler ihre Läden haben, denn bei den andern Gassen, in denen sich keine Buden befinden, kann man überhaupt nicht von Leben reden, da in ihnen vielleicht nur jede Viertelstunde einmal ein menschliches Wesen zu erblicken ist. Auch vom europäischen Handelsviertel will ich hier nicht reden, da dasselbe nichts, als einen getreuen Abklatsch der schmutzigsten Quartiere südeuropäischer Hafenstädte darbietet. Aber höchst lebhaft und originell zugleich entfaltet sich der öffentliche Verkehr in den zehn oder zwölf langen Budengassen, Suk's oder Basare genannt, in denen sich fast kein Wohnhaus, sondern eben nur Läden und Handwerkswerkstätten befinden. Fast in jedem Suk besaß ich einen oder den andern Bekannten, in dessen Laden ich nach arabischer Sitte mein Lager Stunden ja Tage lang aufschlagen durfte, ohne dem Besitzer lästig zu fallen. In einen solchen Laden möchte ich den Leser einladen, mit mir einzutreten und von dessen schattiger Zurückgezogenheit aus, halbversteckt zwischen Waarenballen und bunten Siebensachen aller Art, das tunisische Straßenleben, wie die Zuschauer im Parterre eines Theaters, an uns vorbeigleiten zu lassen.

Besuchen wir zum Beispiel den Laden meines Freundes, des dicken Abd-er-Rahman ben Omaya, im Suk der Attariya, d. h. im Basar der Rosenölhändler, einem der schönsten und vornehmsten in Tunis. Der Besitzer, ein gutmüthiger, feister Herr in den Fünfzigen, sehr schön und stattlich aussehend, mit strahlendem Schmerbauch, einem rundlichen Gesicht mit zwei kohlrabenschwarzen Aeuglein darinnen, einer allerliebsten

kleinen Nase, genau von der Form eines Radieschens und ebenso rosenroth, heißt uns freundlich willkommen und wir nehmen in dem kleinen Raume Platz. Klein ist der Raum allerdings und nicht viel größer, als eine Nische, in der man einige Statuen aufgestellt hat. Statt Statuen muß er freilich heute mit lebendigen Menschen vorlieb nehmen, die sich jedoch nicht viel mehr rühren, als jene leblosen Bilder, denn die Gäste sitzen ganz stille, wie es der arabische gute Ton erheischt und der Wirth rührt sich nur dann, wenn eine Waare von ihm verlangt wird, was selten genug vorkommt; in solchen Fällen braucht er aber auch nur die Arme auszustrecken, um das Verlangte sogleich zu erfassen, da kein Theil seiner Bude sich außer dem Bereich seiner Hände befindet, wenn er in der Mitte derselben sitzt.

Finden wir uns in der früheſten Morgenstunde ein, so können wir die andern Attariya, unsre Nachbarn, beobachten, wie sie sich allmählich in ihren Buden niederlassen. Alle diese Leute betreiben dasselbe Geschäft, das heißt sie verkaufen neben dem Rosenöl, wovon sie den Namen herleiten, noch allerlei Luxusartikel, kleine Tischchen mit Perlmutter eingelegt, Gefäße und Vasen aller Art, Tabakspfeifen und Bernsteinspitzen, seidne und goldstoffne Tücher, Cashmirshawle und gleich nützliche Gegenstände.

Endlich sind sie alle für das wichtige Geschäft des Vormittags eingerichtet. In jedem Laden hockt der ehrwürdige Verkäufer, sich in dessen Mitte so breit als möglich machend, und in einem Winkel sitzt ein schmächtiges Bürschchen, sein Lehrling, dessen Hauptgeschäft Nichtsthun und gelegentlich irgend ein kleiner Ausgang für seinen Herrn bilden. An diese Buden treten nun, einer nach dem andern, die verschiedenen Morgenbesuche heran. Im Winter pflegt der erste dieser regelmäßigen Besucher gewöhnlich der sogenannte Sölobschi

zu sein. Dieser rechnet darauf, daß alle Budenbesitzer einen gelinden Morgenfrost empfinden und sich deßhalb danach sehnen, sich durch das von ihm feilgebotene Getränk, den Sölob, einen kleisterartigen Absud von Malz, stark verzuckert und mit gepulvertem Ingwer bestreut, zu erwärmen. Die Zunge kann man sich allerdings daran verbrennen, ob aber die innere Erwärmung von langer Dauer, habe ich nie erprobt, da ich es beim ersten Schluck des kleisterartigen Gebräu's bewenden ließ. Der Sölobschi schleppt seine ganze Bude mit sich auf dem Rücken, d. h. ein Gestell mit Tassen, Kohlenfeuer und dem dampfenden Sölobtopf. Ueberall, wo er sich auf der Straße niederläßt, improvisirt er eine Art von Kaffeehaus. Der wirkliche Kaffeewirth sieht ihn ungern und wird umgekehrt auch von ihm nur mit Mißgunst angesehen, da der eine den Andern für einen Concurrenten hält, denn wer Morgens Sölob trinkt, der schenkt sich den Kaffee und wer auf erstern verzichtet, der fällt dem hausirenden Kaffeewirth in die Hände. Letzterer dominirt übrigens den ganzen übrigen Tag, nach den ersten Morgenstunden hat er den Sölobschi aus dem Felde geschlagen, denn weiter, als bis zu einer Tasse Sölob bringt es der Araber nicht, während er doch unzählige Tassen Kaffee's zu sich nehmen kann.

Der Kaffeewirth ist deßhalb eine wichtige Persönlichkeit im arabischen Straßenleben. Denn wenn er auch meistentheils eine kleine Bude hält, wo er das duftende Getränk feilbietet, so bietet doch das wandernde Kaffeehaus ihm ungleich mehr Vortheil und bessere Kunden. In den eigentlichen Kaffeehäusern findet sich nämlich fast nur Janhagel und Vagabundenpack ein; dagegen macht von dem wandernden Kaffeehaus ein jeder anständige Bürger von Tunis wenigstens vier Mal täglich Gebrauch; denn jeder verbringt einen großen Theil des Tages im Basar; sei er auch weder Käufer noch Ver-

käufer, so hat er doch immer einen Freund daselbst, der in letzterer Eigenschaft einen Laden besitzt und bei diesem Stunden lang zu sitzen, bildet seine größte Freude, nicht etwa des Freundes wegen, sondern um von dort aus das Straßenleben genießen zu können. Das wandernde Kaffeehaus befindet sich auf dem Rücken seines Wirths in Gestalt von Töpfen, Tassen, Kohlenbecken, einer Unzahl winzig kleiner Kaffeekännchen u. s. w. Gewöhnlich begleitet den Wirth sein Lehrling, eine kleine stumme Persönlichkeit, deren einziges Geschäft das Einschenken von Kaffee und das Hinhalten einer glühenden Kohle zum Anzünden der Pfeifen bildet. An jedem Laden wird Halt gemacht und immer ist einer oder der andere der Insassen gerade einer Tasse Kaffee bedürftig. Viel Rufen und Fragen, ob man zu trinken wünsche, findet dabei nicht Statt. Der Wirth kennt seine Kunden schon und das ganze Geschäft geht so regelmäßig, wie ein Uhrwerk. Hat er einen solchen Kunden gefunden, dann stellt er den Kohlentopf auf die Straße, bläst das Feuer ein wenig an, und hält eine winzig kleine Wasserkanne darüber. Siedet das Wasser, so gießt er es in eine andre womöglich noch kleinere Kanne, in welcher sich schon der gepulverte Kaffee befindet. Darauf setzt er diese kleine Kaffeekanne, welche stets nur so viel, wie für ein Täßchen hinreicht, enthält, auf die Kohlen und läßt das Wasser noch einmal aufsieden. Dann ist der Kaffee fertig. Der Diener überreicht ihn und die wandernde Kaffeebude begiebt sich an den nächsten Laden, ohne auf's Austrinken zu warten, denn die Tassen werden erst beim Rückweg abgeholt, da man nothwendiger Weise einem gravitätischen Moslem eine Stunde Zeit lassen muß, um zwei oder drei Schlückchen Kaffee zu trinken.

Im Laden meines Freundes, des dicken Abd-er-Rahman, erfreut sich sowohl der Sölobschi, als der wandernde Kaffee-

wirth vorzugsweiser Beliebtheit. Vom Kaffee namentlich ist der Besitzer der Bude ein großer Freund und schlürft täglich wenigstens zwölfmal den Inhalt eines Täßchens hinab, was freilich Alles zusammen noch nicht so viel Flüssigkeit ausmacht, als eine Kaffeeschwester bei uns im Lauf einer halben Stunde zu verzehren pflegt. Den Sölob dagegen genießen nur seine Freunde und Kunden, ihm selbst macht sein dicker Fettwanst jegliches Erwärmungsmittel überflüssig. Aber ein andrer Künstler findet Gnade vor seinen Augen und zwar in einem solchen Maße, daß er dessen Ankunft mit Ungeduld erwartet. Desto höher steigert sich oft die Ungeduld, als dieser Künstler große Unregelmäßigkeit in seinen Gewohnheiten zeigt; zuweilen kommt er schon in frühester Morgenstunde, manchmal aber erst um Mittag, kurz sein Erscheinen ist lediglich von seiner geistreichen Laune abhängig. Dieses Erscheinen kündet schon von Weitem ein Rufen an, ganze lange arabische Sätze werden hörbar, aber selten verständlich, denn das Organ des Mannes ist so übertrieben näselnd, daß selbst der schönste arabische Gesang an Fülle der grunzenden Töne dagegen zurückstehen muß. Endlich taucht der Inhaber der schönsten Nasenstimme in Tunis am Horizont der Budenstraße auf. Wir erblicken eine kleine verwachsene Gestalt (ich spreche hier natürlich von dem speciellen Lieferanten Abd-er-Rahmans) mit einem, vielleicht auch zwei Höckern, wie das baktrianische Trampelthier, die Gewande des Männleins erscheinen nämlich auf solche Weise drapirt, daß Letzteres wahrscheinlich wird, mit dünnen spitzwinklichen Gliedern, aber einem sehr ausdrucksvollen, langen Gesicht, von schwachem, weißem Bart bewachsen, mit zwei übermäßig großen Augen, aus denen eine gewisse Gemüthlichkeit und nicht wenig Humor spricht. Gekleidet ist die Gestalt in eine viel zu lange Dschubba (halbseidnes Aermelhemd), auf dem Haupt schaukelt sie einen riesigen Tur-

dan und an den Füßen balancirt sie höchst künstlich ein Paar Schlappen, die eigentlich nur an zwei Zehen wirklich angezogen sind, während sie dem übrigen Fuß nur als gelegentliche Unterlage dienen, gelegentlich, denn das kleine Original ist oft nahe daran, sie zu verlieren, verliert sie auch wohl manchmal wirklich, aber mit wahrer Akrobatenkunst weiß er sie sogleich wieder mit seiner großen Zehe zu erhaschen und ebenso solid und fest anzuziehen, wie vorher. Seines Handwerks ist jedoch unser Künstler keineswegs ein Akrobat, diese Fertigkeit bildet nur seinen Zeitvertreib, sondern ein sogenannter Haluatschi, das heißt Verfertiger von Süßigkeiten und Versüßer des Lebens. Denn er verfertigt nicht nur eine Unzahl arabischer Kuchen und Küchlein, sondern er weiß sie auch auf eine so angenehme und das Selbstgefühl des Empfängers lieblich kitzelnde Weise darzureichen, daß er ihren auf die Sinne wirkenden Reiz noch durch die Würze geistiger Befriedigung erhöht. Seine Hauptmachwerke bilden Ogribia, ein kleines Oelgebäck, Lus, ein Mandelkuchen, Kteif, eine Art von dünner Nudeln, Slabia, ein hohles Backwerk, dessen Höhlung mit Honig gefüllt ist, und unzählige andere. Für jedes Backwerk und für jeden Empfänger besitzt er eigne schmeichelhafte Redensarten, deren blumenreiche Sprache wir von den Märchen von Tausend und einer Nacht kaum übertroffen finden. Reicht er dem dicken Abd-er-Rahman seinen Lieblingskuchen, die Ogribia, dar, so ruft er dabei: „Süß wie der Zucker dieses Backwerks Deine Augen, wie die Form dieses Kuchens lieblich gerundet Deine Gestalt, wie Vollmond strahlend Dein Angesicht, o Glück und Seligkeit für uns, die es beschattet!“ Man kann sich denken, daß ein Mensch, dem so schön geschmeichelt wird, die süßesten Wonnen der Selbstbefriedigung empfinden muß und Abd-er-Rahman scheint auch keineswegs unempfänglich dafür, denn sein Antlitz will plötzlich vor freudigem Lächeln

schier zerplatzen. Weniger schmeichelhaft, wenigstens nach unsern europäischen Begriffen, ist die Anrede, die der Haluatschi an einen zarten Jüngling richtet, der im Nachbarladen sitzt, während er ihm ein weißes Mandelgebäck darreicht: „Weiß wie Mandeln Deine Wangen, fein wie Zuckerstangen Deine Finger, roth wie Zimmet Deine Lippen, bist Du ein Jüngling oder bist Du eine Huri des Paradieses, die nur dessen Gestalt angenommen hat?" Mit einem weiblichen Wesen pflegt sich sonst kein Mann gern verglichen zu hören, hier aber erregen diese hyperbolischen Redensarten nur allgemeinen Beifall und Heiterkeit und Jedermann lobt den Witz und die gute Laune des Haluatschi, der für einige elende Kupfermünzen, welche seine Kuchen kosten, die Diamanten seines Geistes leuchten läßt.

Endlich sind die gewöhnlichen täglichen Verkäufer vorüber gewandelt und nun finden sich nach und nach auch die Kunden ein. Jetzt kommt eine arabische Dame tiefverschleiert oder vielmehr gespensterartig vermummt, in lange weiße Bettlaken gehüllt; sie bleibt am Laden stehen, deutet, ohne ein Wort zu sagen, auf eine Waare und fragt durch Winke und Zeichen nach dem Preise, denn viel oder überhaupt zu reden, gilt für eine anständige Marktbesucherin als der schlechteste Ton der Welt. Ist der Preis ein vernünftiger, so zahlt die Dame, ohne ein Wort hervorzubringen. Ist er aber nach ihren Begriffen ein übertriebener, so verläßt sie auf einmal aller Stoicismus und sie bricht in ein Geschrei von so überaus hellen und hohen Nasentönen aus, wie dergleichen ein europäisches Organ, glaube ich, gar nicht hervorzubringen vermag: „Ja Sidi (O mein Herr)!" ruft sie, „ich bin ein armes Weib, soviel kann ich unmöglich geben. Lasse dein Herz erweichen! Habe Mitleid mit einer armen Frau, die kein Brod im Hause hat" und so fort. Die arme Frau, die kein Brod

im Hause hat und ein Tuch von Goldstoff kaufen will, erregt jedoch nicht das Mitleid des Kaufmanns. Er bleibt fest bei dem einmal verlangten Preis (denn Handeln und Markten darf man eigentlich in Tunis nur in jüdischen und in den weniger geachteten europäischen Läden), und die Dame entschließt sich, entweder doch zu zahlen, oder sie geht tiefaufseufzend mit einem: „Ja Allah! Allah irhamek" (O Gott! Möge Gott Dir verzeihen!)", ihres Weges weiter, um in einer andern Bude dieselbe Comödie noch einmal aufzuführen.

Nach einer halben Stunde, denn die Kunden sind selten zahlreich und pflegen sich in großen Zwischenräumen zu folgen, kommt irgend ein Beduine des Innern vorbei, hält sich am Laden auf, fragt mit rauher, tiefer Baßstimme und mit unverschämtem Tone nach dem Preis einer Waare, die er seiner theuren Gattin als Liebesgabe aus der Stadt mitbringen möchte, findet sie zu theuer und geht murmelnd und nicht selten schimpfend von dannen. Ihm folgt nach einer längern Pause irgend ein Beamter, mit goldgestickter Uniform und dem Nischan auf der Brust. Er muß natürlich mit großem Respect behandelt werden, da er, wenn er will, den Kaufmann jeden Augenblick einstecken kann. Man lädt ihn zum Sitzen ein, tractirt ihn mit Kuchen und Kaffee, schmeichelt ihm und thut ihm schön, daß es eine Freude ist, aber, wenn er nach einer Waare fragt, so pflegt sie gewöhnlich nie vorhanden zu sein. Fast alle Artikel bleiben nämlich so lange in Papier eingeschlagen, bis sie ein Käufer zu sehen wünscht. Deßhalb kann der Verkäufer sehr gut das Vorhandensein dieser oder jener Waare leugnen. Dies thut er auch dem Beamten gegenüber, denn er kennt dessen Weise wohl, Geschäfte abzumachen. Der Beamte handelt und marktet nie, ja er fragt sogar nicht einmal nach dem Preise, dieser kann ihm auch höchst gleichgültig sein, da er doch entschlossen ist,

nie zu zahlen. Manchmal sieht sich freilich ein armer Krämer gezwungen, dem Beamten etwas zu verkaufen, oder vielmehr sich von ihm ausrauben zu lassen, denn der Würdenträger verlangt zwar die Rechnung, die man ihm auch in's Haus schickt, was aber dort aus ihr wird, das hat, glaube ich, noch Niemand ergründet. Kurz, bezahlt wird sie einmal gewiß nicht, und deßhalb ist eine Beamtenvisite in einem Laden zwar eine hohe Ehre, aber keineswegs ein willkommnes Ereigniß. Erst dann, wenn der Beamte sich mürrisch entfernt, indem er dem Kaufmann zuruft, er solle sich ein andermal besser mit Waaren versorgen, fängt dieser an, aufzuathmen und dankt seinem Marabut oder Schutzheiligen, daß der gefährliche Besuch ohne nachtheilige Folgen abgelaufen ist.

Inzwischen ist die Straße immer lebhafter geworden. Da wandelt eine nach der andern jener bunten und abwechslungsvollen Erscheinungen vorbei, welche diesem Straßenleben so viel Anziehendes verleihen. Dort geht oder wankt vielmehr der schwerfällige Kadi auf seinem doppelten Paar Pantoffeln gravitätisch einher, die kolossale Brille auf der ungeheuren Nase, von welcher röthliche Tropfen arabischen Schnupftabacksaftes herniederrinnen, das Haupt bedeckt mit der Amama, einem ganz weißen, in hundert gekünstelte, steife Fältchen gebügelten, eigenthümlichen Amtsturban, den engen, grünen Kaftan auf den Schultern und den wallenden Burnus hinten herabhängend. Hier sehen wir eine leichtfertige junge Bande, aus einem übelberüchtigten Kaffeehause entschlüpft, sich mit sehr unstäten Bewegungen, welche auf einen länger fortgesetzten Rakigenuß deuten, durch die Gassen winden und jenes schläfrige und beinahe weibische Sichgehenlassen zur Schau tragen, welches vielen arabischen Jünglingen eigenthümlich ist. Einen grellen Contrast gegen dieses unstäte

Völkchen bildet ein militärisch einherschreitender sogenannter Janitschare (Consulatsdiener), im vollen Pomp orientalischer Tracht sich spreizend, den silberbeschlagenen Stock in der Hand und den silbernen Nischan unterster Klasse im Knopfloch. Ihm folgt einer jener in Tunis so häufigen sogenannten Heiligen, entweder ein Wahnsinniger oder ein Schlaukopf, der sich nur wahnsinnig stellt, um vom Mitleid und Aberglauben der Gläubigen zu leben. Er würde wohl am Liebsten ganz nackt gehen, da die Polizei dieses aber nicht gestattet, so sieht er sich genöthigt, einen Fetzen alter Leinwand um seinen Mittelkörper zu schlingen; sonst bleiben alle Körpertheile unbedeckt; baarfuß, baarhäuptig, mit einem ungekämmten Wald borstigen Haares und einem zottigen in eine dünne Spitze auslaufenden Bart bietet er sich unseren Blicken dar und verschafft unserm Gehör von Zeit zu Zeit die Ueberraschung eines nachgeahmten Löwengebrülls, dessen Ausstoßen ein Vorrecht der Heiligen zu sein scheint. Ihm selbst folgt ein anderer Bettler, ein Blinder, geführt von einem alten Beduinenweib mit unverschleiertem, aber bauschig von dicken Wollentüchern eingerahmten Gesicht, mit einer härenen Kutte an, der ein kräftiger Kameelstrick als Gürtel dient. Trotz ihrer Armuth trägt sie doch Bracelets an den Armen und Füßen und eine silberne Spange am Kopftuch. Der Blinde hat die Augen ganz geschlossen und mit Pflaster beklebt, da die Araber an eine Blindheit bei offen stehenden Augen nicht glauben wollen. Hier schleicht, in reinliche weiße Tücher und zwei, oft drei Burnusse gehüllt, eine noch junge, aber hinfällig aussehende Gestalt vorbei, die trotz ihrer warmen Umhüllungen dennoch zu frieren scheint. Es ist irgend ein Badediener, dessen Geschäft nur die Nacht in Anspruch nimmt. Diesem Geschäft verdankt er seine schwache Gesundheit und Hinfälligkeit, denn der beständigen Schwitzkur, wie er sie

durchmachen muß, pflegt selten ein noch so kräftiger Körper zu widerstehen.

Unter dem Anschauen solcher und ähnlicher Bilder, hie und da auch einem Gespräch mit irgend einem Besucher der Bude, pflegt der Morgen im Basar immer auf eine unterhaltende Weise zu verstreichen. Je näher aber die Mittagsstunde heranrückt, desto spärlicher werden die Vorbeigehenden, desto dünner gesät die Besucher. Ein Kaufmann nach dem andern schließt seinen Laden, die Marktleute kehren nach Hause zurück, die hausirenden Händler verschwinden, Stille tritt an die Stelle des früheren Lärms, Ausgestorbenheit an die des eben noch so lebhaften Treibens. Endlich ist die Sonne im Meridian angekommen, der Mueddin besteigt den Minaret der nahen Moschee, zieht die weiße Fahne auf und verkündet in helltönendem Singsang den Gläubigen die Gebetesstunde des Oelam (Mittagsgebets). Nun verlassen auch die letzten Nachzügler den Basar, die Einen, um in die Moschee zu gehen, die Meisten aber, um gleich zum Mittagsessen nach Hause zu eilen. Jetzt feiert der Basar und mit ihm alle Straßen von Tunis eine oder zwei Stunden lang in vollkommener Verödung. Am Nachmittage erwacht zwar wieder einiges Leben, aber viele Budenbesitzer bleiben in ihren Harems, da das Nachmittagsgeschäft sprichwörtlich für ledern gilt, um erst am andern Morgen wieder zu erscheinen, denn das eigentliche Straßenleben von Tunis beschränkt sich doch hauptsächlich auf die Morgenstunden.

V.

Der Haschischraucher von Algier.

Wenn der europäische Tourist sich von den Ufern der kahlen Provence über das schöne, dunkelblaue Mittelmeer tragen läßt und nach achtundvierzigstündiger Seefahrt in der weißen Hauptstadt Algeriens landet, dann wird es ihm am Anfang vorkommen, als habe er ein Stück von Europa mit dem andern vertauscht. Auch wird nichts ihm diesen ersten Eindruck rauben, so lange er nur in den geradlinigen Straßen und auf den weiten, streng nach dem Winkelmaaß abgegränzten Plätzen des in der Ebene gelegenen Stadttheils weilt. Alles erscheint hier französisch und nur hie und da ein wallender, weiter, ehemals weißer Burnus, nur hie und da ein malerisch zerlumpter Araber des Inneren oder ein noch zerfetzterer Kabyle mit tausendfach geflickten und ebenso oft wieder zerrissenen, von Oel triefenden Gewanden erinnert den Reisenden daran, daß er in einem andern Welttheil und unter Menschen weilt, deren Glaube und Gebräuche, Sitten und Anschauungen, ja selbst deren Tugenden und Laster ganz andere sind, als die der bleichgesichtigen Söhne Europa's. Wenn er aber den auf dem Hügel gelegenen, älteren Stadttheil, welcher noch größtentheils von Eingeborenen bewohnt wird, aufsucht, dann wird er inne werden, daß er sich in einem Umkreis von Erscheinungen bewegt, welche von den gewohnten auffallend abweichen. Auf der Straße freilich

wird er die Sitten des fremden Volkes nur wenig, ich möchte sagen, nur in ihrer negativen Form, studiren können. Denn das ist die auffallende Seite in den Sitten aller mohammedanischen Völker, daß sie im öffentlichen Leben so affectslos wie möglich erscheinen. Das arabische Sprichwort: „Schweigen ist Gold, Reden ist nur Silber", dieses Sprichwort haben sich diese Völker gründlich gemerkt, und daß sie dessen Gold keineswegs verachten und sehr gut seinen Mehrwerth vor dem Silber zu würdigen wissen, davon liefert ihre große Schweigsamkeit im öffentlichen Leben einen unwiderleglichen Beweis. Aber ihr Schweigen erstreckt sich nicht nur auf die Sprache. Auch in ihren Bewegungen, ihrem Mienenspiel, dem Ausdruck ihrer Augen zeigt sich derselbe Wunsch, so wenig als möglich zu sagen und nicht nur sprachlich, sondern auch durch Geberden zu schweigen, und wenn sie ja einmal sich genöthigt sehen, den Mund aufzuthun, so geschieht dieß meist nur aus dem Grunde, um das allerdringendste Geschäft abzumachen. Oder, müssen die gangbaren Höflichkeitsformen zwischen Bekannten und Verwandten ausgetauscht werden, so pflegt der Araber zu diesem Zweck unwandelbar feststehende, vorgeschriebene Sätze zu gebrauchen, welche man eigentlich nur eine andere Form des Schweigens nennen könnte, denn sie erweisen sich vollkommen nichtssagend, so nichtssagend, daß selbst die abgedroschensten europäischen Höflichkeitsphrasen daneben noch bedeutungsvoll und abwechslungsreich erscheinen dürften. Ist zum Beispiel ein Araber sterbenskrank, so gebietet ihm dennoch das eiserne Gesetz der Höflichkeit, auf jede Frage nach seiner Gesundheit mit der stereotypen Formel zu antworten: „Mein Befinden ist vortrefflich, Gott sei dafür gelobt und gepriesen." Worauf der Andere, selbst wenn er sich innerlich über den elenden Zustand seines kranken Freundes entsetzt, nicht minder höflich zu entgegnen pflegt:

„Es freut mich, Dich so wohl zu sehen. Mögest Du Dich stets so ausgezeichnet befinden. Gott ist gnädig und barmherzig.“

Ein Europäer würde hierin eine gelinde Ironie erblicken. Aber an solche denkt kein Araber. Ironie scheint ihm, wenigstens dem algierischen Araber, fremd. Selbst zu einem gemüthlichen Lachen ist er nur sehr schwer und nur im vertrautesten Bekanntenkreise zu bringen. Auf der Straße zu lachen oder auch nur zu lächeln, das würde er fast für Sünde halten.

Dennoch wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, daß diese Leute, weil sie affectlos scheinen, es auch wirklich seien. Nein, sie fühlen Schmerz und Freude lebhaft, vielleicht mit erhöhterer Lebhaftigkeit, als irgend ein Europäer. Aber ihre Sittenlehre, welche ihnen schon in frühester Jugend den Gedenkspruch einflößet: „Dein Gesicht sei ein übertünchtes Grab“, diese Sittenlehre macht es zum unumgänglichen Gesetz, im öffentlichen Leben alle Affecte zu bemeistern. Sie haben es auch wirklich meistentheils bis zu einer solchen Virtuosität in der Verstellungskunst gebracht, daß ihnen dieses vortrefflich gelingt. Nur dann, wenn abnorme Störungen in ihrem geistigen Leben eintreten, nur in diesem Ausnahmsfalle scheinen sie fähig, den eingelernten Sittenspruch zu vergessen, dann werfen sie aber auch alle Verstellung ab und zeigen sich plötzlich so reich an dem abwechslungsvollsten Geberdenspiel, so pantomimisch ausdrucksvoll, wie kaum jemals irgend ein Europäer, würde er selbst von dem heftigsten Affecte beherrscht. Ich meine hier nicht nur jene geistigen Störungen der ärgsten Art, welche denjenigen Araber, den sie befallen haben, zum Heiligen stempeln, so daß derselbe, so wie er einmal als wahnsinnig anerkannt ist, sich von nun an Alles erlauben kann, was bei Andern das Vorurtheil seiner Glaubens-

brüder, ja selbst was die gute Sitte verbietet, und der trotz aller Verstöße gegen den Anstand dennoch stets mit der größten Ehrfurcht behandelt wird.

Weniger Ehrfurcht, sondern vielmehr ein gewisses abergläubisches Grauen, mit Abscheu gemischt, erwecken bei dem gläubigen Moslem jene Arten von vorübergehender Geistesverwirrung, welche das Resultat vom Genusse gewisser Pflanzensäfte sind. Diese Arten von Geistesverwirrung pflegen wir in Europa sehr prosaisch schlechtweg Betrunkenheit zu nennen und als eben kein übertrieben großes Uebel anzusehen. Aber wie verschieden zeigt sich die Berauschtheit eines Arabers von der eines Europäers! Der Europäer, welcher Alcohol unter irgend einer Gestalt zu sich nimmt, thut dieses doch nur in den wenigsten Fällen mit dem selbstbewußten Vorsatz, sich die Besinnung zu rauben. Dem Moslem dagegen, wenn er doch einmal das Gebot seines Korans übertreten will, ist einzig und allein die Betrunkenheit Zweck, der Geschmack des Getränks scheint ihm gleichgültig, die feinsten Weine schätzt er nicht, der Werth der Flüssigkeit hängt für ihn lediglich von ihrer berauschenden Eigenschaft ab. Jeden andern Effect der lieblichen Gottesgabe, des Weines, verachtet er und hält es für kindisch, Wein zu trinken, ohne den Zweck vollkommener Besinnungslosigkeit zu erreichen. Früher war es der Raki oder Arak, welcher vor allen andern Betäubungsmitteln bei dem Uebertreten der Korangesetze den Vorrang genoß, denn der Wein selbst erfreut sich einer viel geringeren Beliebtheit, weil weniger berauschend. Seit aber die Franzosen den Absynth in Nordafrika eingeführt haben, seitdem pflegen alle schlechten Moslems diesem grünlichen, bittersüßen Getränke den Vorzug zu geben, in welchem man sich einen höchst anständigen Rausch holen kann, besonders wenn man ihn in sehr großen Quantitäten und ohne Wasser beizumischen trinkt, in

welcher ungemilderten Form ihn die Araber mit Vorliebe zu sich nehmen. Man kann in den Straßen der einst so streng muselmännischen Stadt Algier jetzt täglich Araber, freilich mehr solche, welche aus andern Provinzen eingewandert sind, jedoch auch hie und da ächte Mauren, sehen, welche sich unter dem Einfluß irgend eines alcoholhaltigen Getränkes, vorzüglich aber des geliebten Absynth, einer ganz europäischen Lebhaftigkeit hingeben, welche ebenso unsicher gehen, ebenso oft den Boden mit ihrem Körper messen oder in einer Gassenpfütze ein Bad nehmen, rechts und links Händel anzetteln, die unanständigsten Reden führen, kurz sich ebenso europäisch benehmen, wie ein hochcivilisirter französischer Soldat oder englischer Matrose.

Aber dem wahren Orientalen ist diese lärmende und tobende Form der Betrunkenheit doch tief in der Seele verhaßt, um so mehr, als er ein andres Ideal von Berauschtheit kennt und liebt, eine Berauschtheit, wie sie der Haschisch- oder Kif-Raucher dem Genusse jenes narkotischen Krautes verdankt, welches im Orient sich so allgemeiner Beliebtheit erfreut. Das Product dieser narkotischen Pflanze ist nicht der Opium, und die Pflanze selbst keineswegs die Mohnpflanze, wie die irrige Vorstellung der meisten Europäer anzunehmen pflegt. Eigentliche Opiumraucher giebt es im türkischen Reiche ebenso wenig, wie in den Provinzen von Afrika, welche einst mittelbar oder unmittelbar zu ihm gehörten. Diejenige Pflanze, welcher der Araber, sowie Türke, seine Berauschtheit am Liebsten verdankt, ist weiter nichts als eine Abart unsres Hanfs, nämlich der indische oder afrikanische Hanf, in botanischer Sprache Cannabis indica. Der Araber pflegt dieses Gewächs gewöhnlich schlechtweg den Haschisch (wörtlich übersetzt „das Kraut" oder „das Gras") zu nennen, oder auch den Kif, ein Name, welcher ursprünglich den Zustand bedeutet,

den der Genuß des Krautes hervorruft. Dieses narkotische Kraut wird in dreifacher Form genossen, entweder durch Rauchen der getrockneten Blätter eingeathmet, oder in Gestalt einer durch deren Pressung bereiteten Essenz geschlürft oder endlich in Form von Kuchen, welche mit dieser Essenz getränkt wurden, gegessen.

Die erste Form heißt schlechthin Haschisch oder Kif, die zweite Afiun, die dritte Madschun. Der Afiun ist sehr wenig verbreitet, weil er am Verderblichsten wirkt. Am Gelindesten erscheint die Wirkung des Madschun. Die Mitte zwischen beiden hält der Haschisch oder Kif im engeren Sinne, das heißt das getrocknete Kraut, welches ganz ähnlich, wie Rauchtabak behandelt zu werden pflegt und dessen Einfluß sich nur dann so höchst verderblich erweist, wenn man sich dem Uebergenusse desselben hingiebt. Bei Weitem die meisten Liebhaber des narkotischen Krautes genießen dasselbe unter der zuletzt erwähnten Form, sammeln sich in Kaffeebuden und Kneipen, füllen die kleine Pfeife und verdanken einigen Stunden fortgesetzten Rauchens jenen halb blödsinnigen, halb träumerischen und verzückten Zustand, welcher das Ideal der orientalischen Berauschtheit bildet. Unter dem Einfluß dieses Zustands verhält sich der Mensch, was seine körperlichen Bewegungen anbetrifft, vollkommen passiv. Gewöhnlich sitzt er als eine regungslose Masse im dunkelsten Winkel irgend eines dunklen Locales, welches den pomphaften Titel Kaffeehaus führt, aber selten verdient, dort stiert er grade vor sich hin und rührt keine Muskel. In seinem Aeußern ist gar keine Veränderung vorgegangen, außer vielleicht die, daß er noch stiller geworden erscheint, als er schon vorher war. Aber in seinem Innern hat sich das Wichtigste ereignet. Er ist direct in die schönste Traumwelt eingegangen. Er ist auf einmal der Besitzer unendlicher Reichthümer geworden. Die schönsten

Sklavinnen, die unvergleichlichsten Huri's des Paradieses mit Gazellenaugen, Rosenwangen, Lilienhals und Kirschenlippen gehören ihm. Er vernimmt die süßeste Musik, den holdesten Gesang. Er saugt den Duft der üppigsten Wohlgerüche ein. Er sitzt nicht mehr auf der elenden hölzernen Bank im sogenannten Kaffeehaus. Nein! er ruht auf einem reichgepolsterten, wollüstigen Diwan, unter einem goldgestickten Baldachin, Alles funkelt um ihn von Diamanten, Rubinen und Smaragden. Die schönsten Blumen wachsen zu seinen Füßen, die buntesten Vöglein flattern durch die Luft, er vernimmt das Rieseln einer lieblich murmelnden Fontäne, welche ihm in glühender Wüstenhitze eiskühle Labung zufächelt. Die größten Dichter Arabiens umstehen sein Ruhebette und lispeln ihm die begeistertsten Verse in die Ohren. Er ist kein elender halber Bettler mehr, was er noch vor einer Stunde war, nein, er hat Aladdins Wunderlampe gefunden, er ist ein Fürst, ein Sultan, ein Halbgott, mit ewiger Jugend und Schönheit begabt, welchem die ganze Welt gehört und der, wenn es ihm gefällt, selbst Wunder wirken kann. Das ist das Ideal der orientalischen Opiumverzückung und man wird leicht verstehen, daß der Araber eine solche Exstase der plumpen, schwerfälligen europäischen Betrunkenheit vorzieht.

Allerdings erscheint dieses Ideal eines vollkommenen orientalischen Rausches nicht immer in all' seinen Bedingungen verwirklicht. Nicht immer fühlt sich der Haschischraucher so ganz in das Paradies seines Propheten versetzt, wie es seinen höchsten und sehnlichsten Wunsch bildet. Aber in allen Fällen erreicht er doch in soweit seinen Zweck, daß er die Wirklichkeit und ihr Elend auf Stunden vergißt und seine Phantasie an dem Trugbilde eines geträumten Glückes labt. Wie so mancher Europäer, und nicht immer nur in den untersten Schichten unsrer Bevölkerungen, oft bei der Flasche einen

Trost sucht und zu finden meint, so ist es auch bei dem Araber meistens irgend ein Kummer, sei es ein Liebesschmerz oder getrübte Familienverhältnisse, welcher ihn dazu treibt, bei dem narkotischen Pflanzensafte Vergessenheit seiner Leiden zu suchen. Selten habe ich einen glücklichen und sorgenlosen, einen gesunden und in der ungeschwächten Blüthe der Kraft und des Jugendalters stehenden Mann gesehen, welcher zu dem Haschisch seine Zuflucht genommen hätte. Warum auch? Ihm fehlt nichts, er kennt keine Leiden, er hat nicht nöthig, irgend etwas zu vergessen. Die Wirklichkeit mit ihren nüchternen Freuden bietet ihm mehr, als der Haschischrausch mit seinen erotischen, überspannten Phantasieen, welche sich am andern Morgen in Nebel und Dampf auflösen. Aber wie viele Menschen habe ich gesehen, die, unfähig für ihre Leiden zu den höheren Tröstungen der Vernunft ihre Zuflucht zu nehmen, das leichtere Mittel nicht verschmähten, bei dem Haschischrausche, sei es auch nur eine sehr schnell vorübergehende Vergessenheit zu suchen.

Ich möchte den Leser einladen, mit mir in eine Haschischbude zu treten und zwar nicht in eine eingebildete, von der Phantasie des Dichters nur zum Novellenzwecke geschaffene, nein, in eine wirkliche, welche noch existirt und in der Rue du Chameau in Algier von einem gewissen Omar ben Mohammed gehalten wird. Dieser Omar pflegte mich stets, so oft ich seine Bude besuchte, mit großem Respect zu behandeln, denn ich war ein guter Kunde für ihn. Nicht, als ob er mir jemals seinen Haschisch verkauft hätte! Nein! aber wenn ich auch nichts in seinem Laden genoß, außer vielleicht hie und da ein Täßchen Kaffee, so zahlte ich doch besser, als ob ich ein eingefleischter Haschischraucher gewesen wäre, das heißt etwa das Doppelte dieser Verzückungslustigen, und dennoch machte es nach unsern Begriffen nur eine sehr elende

Summe. Ich zahlte für die Luft, die schlechte, dumpfige Luft, welche ich in diesem sogenannten Kaffeehause einathmete, und die, so dumpfig sie auch sein mochte, für mich dennoch einen großen Werth besaß, denn es war die Atmosphäre der Haschischraucher, welche seltsame Classe von Menschen ich zur Zeit zu meinem Studium erwählt hatte und die ich nirgends so gut beobachten konnte, wie hier.

Es mochten ihrer etwa zwanzig Stammgäste sein, welche die regelmäßigen Besucher der Haschischbude Omars ausmachten. Die meisten derselben schienen Männer in den reiferen Jahren. Ich konnte nur einen einzigen entdecken, welcher mir noch nicht die dreißig überschritten zu haben schien. Dieser eine sollte mich bald vorzüglich interessiren. Nach Allem, was ich vom arabischen Leben kannte, durfte ich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß ein ungewöhnliches Schicksal ihn zum betäubenden Kraute geführt haben müsse. Natürlich brannte ich vor Begierde, dieses Schicksal kennen zu lernen, und gab mir deßhalb alle Mühe, die Bekanntschaft des jüngsten unter den Haschischrauchern in Omars Bude zu machen. Solches war jedoch gar nicht so leicht zu bewerkstelligen, wie man vielleicht annehmen möchte. Die Haschischraucher bilden ein apathisches Volk. Sie pflegen selbst untereinander nur wenig, oder so gut wie gar nicht zu reden, und einem Fremden gegenüber tritt noch das dem Moslem eingewurzelte Mißtrauen gegen solche, welche sie Ungläubige nennen, hinzu und bewirkt eine desto größere Schweigsamkeit.

Es kostete mich viele wiederholte Besuche in der Haschischbude, ehe ich es nur dahin bringen konnte, mit Ali — so hieß der junge Haschischraucher — jene nichtssagenden Höflichkeitsphrasen, welche die kleine Münze der arabischen Conversation bilden, auszutauschen. Allmählig jedoch sollte es mir gelingen, ihn an mich zu gewöhnen. Wie mein Gesicht

und meine Verhaltungsweise ihm vertrauter zu werden anfingen, schwand auch immer mehr und mehr seine Zurückhaltung und bald merkte ich, daß ich ihm ein gewisses Zutrauen einflößte. Ali schien von Natur ungleich mittheilsamer und gemüthlicher, als die Mehrzahl der Araber. Allerdings hatte der Genuß des grünlich-gelblichen Krautes diese Mittheilsamkeit zur Zeit vollkommen gelähmt. Wenigstens pflegte bei ihm ebensogut, wie bei allen Andern, allabendlich nach dem Genuß der ersten drei oder vier Pfeifen eine mehr oder weniger vollkommene Apathie einzutreten. Wenn man ihn jedoch frühe am Abend — denn bei Tage pflegte er nicht den Haschisch zu rauchen — zu einer Stunde antraf, da er noch an seiner ersten oder zweiten Pfeife rauchte, so durfte man mit einiger Bestimmtheit darauf rechnen, daß das Eis der Schweigsamkeit leichter gebrochen werden könne.

So sollte ich ihn auch eines Abends im Ramadan treffen, im heiligen Fastenmonat der Araber, in welchem die Jünger des Propheten sich bei Tage jeglicher Speise, jeglichen Trankes und selbst des Rauchens mit strengster Gewissenhaftigkeit enthalten, einer Gewissenhaftigkeit, von welcher kein einziger Moslem, sei er selbst sonst auch der erbärmlichste Schuft, abzuweichen wagt. Für das tagelange Fasten entschädigt darauf nach Sonnenuntergang eine desto reichlichere Mahlzeit, unter deren wohlthätigem Einfluß dann der Gesättigte nicht selten aufzuthauen pflegt, das heißt gemüthlicher und mittheilsamer wird, als er sich gewöhnlich zeigt. Unter diesem wohlthätigen Einfluß schien auch Ali sich am besagten Abend zu befinden. Nach den ersten Begrüßungsformeln beeilte ich mich, die gute Gelegenheit wahrzunehmen und brachte gleich das Gespräch auf das Kraut, welches den Gegenstand seines Genusses bildete, indem ich die Bemerkung machte, daß es mir

schwer werde, zu begreifen, was man denn an diesem Genusse so Anziehendes finden könne.

Ich werde nie den Blick vergessen, welchen mir seine großen, schwarzen, ursprünglich feurigen, aber nun von schwärmerischer Melancholie umschleierten Augen zuwarfen, als er diese Bemerkung vernahm. Es lag ein gewisser Vorwurf in ihrem Ausdruck, gleichsam als wollten sie mir Folgendes sagen:

„Weil Du gesund bist, so kannst Du nicht begreifen, daß der Kranke die Medicin willkommen heißt, ja selbst mit Gier, mit Wollust einschlürft, sogar dann, wenn sie bitter schmeckt."

Aber seine beredten Gesichtswerkzeuge waren es nicht allein, welche mir dieses ausdrückten. Auch seine Worte bestätigten dieselbe Sprache:

„O Rumi (Christ)", so sagte er, „glaubst Du denn, daß ich zu dem Kraute meine Zuflucht genommen haben würde, wenn mir ein andres Heilmittel übrig geblieben wäre?"

„Ein Heilmittel?" rief ich erstaunt, „ich glaubte nicht, daß Du krank seiest und noch weniger hielt ich den Haschisch für eine Medicin."

„Der Haschisch", erwiderte er, „ist eine Medicin, welche den Körper auflöst, welche aber die Seele heilt."

„Und ist Deine Seele krank?" so fragte ich.

„Krank zum Sterben", antwortete er, und dabei legte sich sein Gesicht in so ausdrucksvolle Falten, wie sie nur ein Orientale zeigen kann und auch ein solcher blos im Moment des höchsten Affects, wenn er all' die eingelernten Verstellungskünste plötzlich vergißt, und die volle Tiefe und Innerlichkeit seiner phantasiebeschwingten Seele in aller Ueppigkeit ihres abwechslungsreichen Spieles zu Tage tritt. Es lag zugleich eine so unbeschreibliche Wehmuth, ein so durchaus lebensmüder Ausdruck in diesen Gesichtszügen, wie ich dergleichen bei

Europäern noch nie gesehen hatte. Ein Gefühl zwischen Mitleid und Grauen und doch zugleich eine gewisse geheimnißvolle Neugierde beschlich mich. Ich hätte im Augenblick viel darum gegeben, seine Geschichte zu erfahren. Aber ich wagte kaum, ihn nach derselben zu fragen.

Indeß sollte mir jegliche Frage erspart bleiben, denn Ali schien heute ausnahmsweise mittheilsam und es gefiel ihm, statt meine Neugierde auf die Folterprobe zu stellen, gleich in medias res einzugehen. So überraschte er mich denn plötzlich durch die Frage:

„Weißt Du was Liebe ist?"

„Ich glaube, davon gehört zu haben", antwortete ich.

„O, Ihr Europäer", erwiderte er, „seid kluge Leute. Ihr habt Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen und wie alle diese Dinge heißen mögen, die nur Kaufleuten und Spitzbuben Nutzen bringen, erfunden, Ihr wißt eine Menge Dinge, ja Ihr wisset Alles, was der Verstand fassen kann. Aber von Gefühl ist bei Euch keine Spur. Ihr glaubt zu wissen, was Liebe sei? Aber Ihr irrt Euch. Ihr habt keine Ahnung davon. Das, was Ihr Liebe nennt, das ist nur Rosenwasser, nur ein elendes Schattenbild, ein ohnmächtiger Schemen. Aber wie kann es auch anders sein bei Eurem Geschlecht, bei einem Geschlecht, welches Mandelmilch statt Blut in den Adern hat, über welchem eine Sonne scheint, die so blaß wie der Mond ist, bei einem Geschlecht, dessen bleiche Hautfarbe hinlänglich seine Verwandtschaft mit dem Eis des Nordpols verräth. Nein! Wer die Liebe kennen will, der muß Blut in den Adern haben, heißes, kochendes Blut, wie wir Araber, Blut — was sage ich Blut? — nein Feuer! Feuer rollt durch unsre Pulse und unsre Liebe ist eine glühende verzehrende Flamme."

Bei diesen Worten hatten seine Augen auf einmal einen

ganz veränderten Ausdruck angenommen. Waren sie früher sanft, schwärmerisch, melancholisch verschleiert erschienen, so zeigte sich nun diese zarte Nebeldecke zerrissen und sie glänzten, wie zwei feurige Sterne, welche das Dunkel der Nacht durchblitzen. Ein Blick in diese Augen lehrte mich, daß es ihm mit dem gesagten heiligster Ernst war. Er fuhr fort:

„Hast Du noch nie bemerkt, wie viel sonderbare Menschen hier in Algier herumgehen, Menschen von derjenigen Classe, welche man Derwische nennt? Derwische! Das Volk hält sie für heilig und giebt ihnen deßhalb den frommen Titel. Aber in Wirklichkeit sind es Wahnsinnige und weißt Du, warum sie wahnsinnig geworden sind? Aus Liebe, nur aus Liebe. Ein Muselmann wird aus keinem andern Grunde wahnsinnig. Hast Du je in einer andern Stadt so viel Derwische gesehen, wie hier?“

Ich mußte gestehen, daß ich allerdings nirgends so viele Derwische gesehen hatte, wie in Algier, das heißt so viel Wahnsinnige, denn in Algier ist die Sache gleichbedeutend. Im Orient bilden die Derwische religiöse Orden, im Nordwesten von Afrika dagegen sind es die wahnsinnigen Heiligen, welche diesen vermeintlichen Mönchstitel führen.

„Du siehst mich an“, redete Ali weiter, „und wunderst Dich vielleicht, warum ich nicht auch ein Derwisch geworden bin. O Rumi! Ich war nahe daran, es zu werden. Aber ich hatte den Haschisch. Der Haschisch allein hat mich vor dem Wahnsinn behütet. Und nun sage man noch, daß er nicht ein Heilmittel sei. Hätten alle diese Menschen, welche jetzt als wahnsinnige Heilige die Straßen unsrer Stadt unsicher machen, bei dem heilsamen Kraute täglich auch nur für wenige Stunden Vergessenheit gesucht, so würde sie ihr gränzenloses Elend nicht zum Wahnsinn getrieben haben.“

Ich war immer neugieriger geworden. Soviel ich bis

jetzt die Araber kennen gelernt hatte, so bildete die Liebe, wenigstens das, was gebildete Europäer unter Liebe verstehen, ein ihrem Gefühlskreise mehr oder weniger fremdes Element. Natürlich dachte ich, könne eheliche Liebe bei ihnen ebensogut existiren, wie in andern Ländern, aber selbst das war ich geneigt in Zweifel zu ziehen, denn einer Liebe zwischen gänzlich Unbekannten, die auf Mufti's Befehl am Hochzeitstage auf einmal von völliger Fremdheit zur höchsten Vertraulichkeit übergehen, einer solchen Liebe fehlte etwas Wesentliches, das heißt, ihr fehlte der Anfang, die Erinnerung, diese Liebe besaß keine Geschichte. Denn alle in Europa üblichen Präliminarien der Ehe, das allmählige Anknüpfen und Befestigen zarter Bande, alle jene feinen Uebergänge von oberflächlicher Bekanntschaft zu gegenseitiger Würdigung, zur Vertraulichkeit und endlich zur höchsten Innigkeit, kurz Alles das, was bei Europäern das Verhältniß des Liebhabers und Bräutigams zur Geliebten und Braut mit sich bringt, muß einem Volke nothwendigerweise abgehen, bei welchem die Ehe durch Vermittlung Anderer ausschließlich zu Stande gebracht wird, bei welchem Braut und Bräutigam sich nie sehen und oft nie in ihrem Leben gesehen haben, bei welchem sogar die Verlobung und die gesetzlich gültige Trauung durch Procuration stattfinden.

Ist es nun nicht einmal dem Verlobten gestattet, seine Braut zu sehen, so wird natürlich einem erst auf Freiersfüßen stehenden Manne die Besichtigung der schönern Hälfte der Menschheit womöglich noch mehr erschwert. Ehrbare Mädchen sind dem männlichen Auge durchaus unsichtbar und diejenigen, welche diesen Namen nicht verdienen und deren Algier leider jetzt ein größeres Contingent zählt, als jemals, dürften wohl nur in den seltensten Fällen ein solches Gefühl erzeugen, welches wir des Namens Liebe für würdig halten

können. Und dennoch war hier ein junger Araber, welcher die Liebe zu kennen, welcher von ihr Unsägliches gelitten zu haben behauptete. Die Sache schien mir ein vollkommenes Räthsel, zu dessen Auflösung ich den ersten Schritt unternahm, indem ich folgende Frage an Ali richtete:

„Wie ist es denn möglich", sagte ich, „daß einer von Euch Arabern Liebe zu einem Mädchen fassen kann? Ihr bekommt ja niemals das schöne Geschlecht zu Gesicht."

Ali zuckte die Achseln über diese meine Bemerkung. Ich hatte nach seiner Ansicht offenbar etwas sehr Einfältiges, Allzunaives gesagt. Sein Gesicht nahm fast einen pfiffigen Ausdruck an, als er nun antwortete:

„O Rumi, Du scheinst auch Alles zu glauben, was die französischen Reisebeschreibungen über uns Algierer gesagt haben. Unsre Frauen und Mädchen sind unsichtbar, man bekommt nie eine unter die Augen, außer tiefverschleiert oder vielmehr verhängt, denn unsre Frauen pflegen ihr Gesicht mit so dichten Tüchern zu verdecken, daß die Bezeichnung „Schleier" nicht mehr darauf anwendbar erscheint. Alles das ist wahr, aber glaubst Du denn nicht, daß ein Mann, der den ernsten Willen hat, ein Mädchen zu sehen, es trotz aller Hindernisse dennoch dahin bringen kann, sie in Augenschein zu nehmen?"

Ich gestand zu, daß großer Beharrlichkeit und Ausdauer allerdings oft selbst das unmöglich Scheinende zu gelingen pflege, aber ich sah in diesem Falle nicht ein, auf welche Art und Weise.

„Auf welche Art und Weise?" entgegnete er. „Auf die einfachste von der Welt. Ich will es Dir durch mein eignes Beispiel erklären." Und nun begann Ali die Erzählung seiner Geschichte.

Du weißt, daß die meisten Algierer den Winter in der Stadt, den Sommer auf ihrem Hausch (Landgut) zuzubringen

pflegen. Was Du aber vielleicht nicht weißt, ist, daß die Frauen auf dem Lande eine verhältnißmäßig viel größere Freiheit genießen, als in der Stadt. Nicht, als ob man ihnen gestattete, sich aus dem Landhaus zu entfernen, oder irgendwo anders zu lustwandeln, als innerhalb der Gartenmauern, aber der einfache Umstand, daß die Männer der Familie den ganzen Tag in der Stadt zubringen, giebt den unglücklichen Haremsgeschöpfen trotz ihrer Abgesperrtheit dennoch eine freiere Bewegung, namentlich die Möglichkeit, jede Gelegenheit zu benutzen, um sich etwas Abwechslung zu verschaffen. Doch genug vom Allgemeinen. Ich will Dir jetzt meinen eignen Fall schildern.

Neben dem Landgute meines Vaters lag das eines gewissen Hadsch Omar, eines Mannes, welcher früher ein großes Vermögen besessen hatte, das aber in letzterer Zeit bedeutend zusammengeschmolzen war. Dieser Hadsch Omar besaß eine Tochter, Namens Hanifa, deren Schönheit von Frauen, die sie gesehen hatten, gerühmt wurde. Die Schönheit eines Mädchens ist bei uns Arabern der Gegenstand einer solchen Geheimnißkrämerei, wie Ihr Europäer Euch das kaum denken könnt. Bei Euch pflegen die jungen Männer ganz offen von der Schönheit dieses oder jenes Mädchens zu sprechen und kein Mensch nimmt daran Aergerniß, wenn gesagt wird, dieser oder jener besitze eine schöne Tochter. Bei uns ist das ganz anders. Ein Araber, der von der Schönheit eines Mädchens reden wollte, würde in den schlechtesten Ruf kommen, er würde nicht nur ihre Familie tödtlich beleidigen, sondern auch von allen, die es hören sollten, unfehlbar mit dem Schimpfwort Kuat (Kuppler) gebrandmarkt werden und nichts gilt uns schmählicher, als dieses Schimpfwort. So kommt es, daß ein Mädchen niemals im Rufe der Schönheit stehen kann, weil Jedermann es wie die Pest zu vermeiden

pflegt, auch nur auf dergleichen Dinge Anspielungen zu machen. Wenn ich dennoch etwas von der Schönheit Hanifa's erfuhr, so geschah dieses durch die zu solchen Mittheilungen bei uns allein berufene Vermittlung der Frauen.

Nicht, als ob eine Frau meiner eignen Verwandtschaft sich dazu hergegeben hätte, die Vermittlerin zu spielen. Nein! meine Mutter und Schwestern besuchten nie die Familie Omars, obgleich die beiden Hausväter vertraute Freunde waren. Aber so will es die arabische Sitte, daß Frauen nur ihre nächsten Verwandten besuchen, denn die Absperrung im Harem erstreckt sich nicht nur auf die Ausschließung aller Männer, sondern selbst auf die aller Frauen, welche nicht die nächsten Blutsverwandten sind, eine Regel, von welcher nur bei Hochzeiten oder seltnen feierlichen Gelegenheiten eine Ausnahme gemacht wird. Aber es giebt bei uns Arabern eine Classe, freilich eine wenig zahlreiche Classe von Weibern, meist alten, oft uralten Mütterchen, welche zuweilen die Vermittlerinnen spielen. Jedoch auch das thun sie nicht offen, überhaupt betreiben sie ihr Vermittlerinnenamt in sehr vielen Fällen nicht grade als ein Gewerbe, sondern eher als eine Liebhaberei, wie es ja auch bei Euch Europäern Damen geben soll, welche ein besondres Vergnügen daran haben, Ehen zu Stande zu bringen.

Ein altes Weib von diesem Schlage pflegte öfters in unserm Landhause einzusprechen. Meist, wenn sie uns besuchte, kam sie direct von dem Landhause Omars, welches auf ihrem Wege lag. Da war sie denn immer des Lobes voll, was die Schönheit Hanifa's betraf. Da sie mich gewöhnlich nicht sah, indem ich mich in einem Nebenzimmer aufhielt, aus welchem ich sie jedoch sehr gut überhören konnte, und da sie sich mit meinen weiblichen Verwandten allein glaubte, so gab sie sich gar keine Mühe, ihr Lob auch nur im Geringsten zu mäßigen.

Ja einmal ging sie sogar in ihrem Enthusiasmus so weit, daß sie gradezu in die Worte des arabischen Dichters ausbrach:

Wie die reine Wüstenquelle
Der Oase, tief und licht
Ist Dein Aug', selbst die Gazelle
Hat so schöne Augen nicht.

Ja, sie blenden nah und ferne,
Und mit wunderbarer Pracht
Wölben sich um diese Sterne
Bogen dunkel wie die Nacht.

Ach, sie haben mich gefangen,
Wie ein himmlischer Gesang,
In sie blicken voll Verlangen
Möcht' ich Tage, Jahre lang.

Ich bin krank und will vergehen,
Voller Lieb' und Sehnsucht ganz,
Seit die Augen ich gesehen,
Seit verwundet mich ihr Glanz.

Euch phantasielosen Europäern mag es wohl lächerlich dünken, wie ein altes Weib das Lob einer ihrer Geschlechtsgenossinnen mit so glühenden Worten singen konnte, welche ein Liebhaber kaum feuriger ausstoßen dürfte. Aber, um dieß zu verstehen, mußt Du wissen, daß diese Alten, welche das Amt der Vermittlerinnen üben, sich selbst gleichsam als geschlechtlos anzusehen belieben und ihre Sprache bald mit der des Liebhabers, bald mit der der Braut identificiren, das heißt ihre lebhafte Phantasie macht es ihnen leicht, sich in

die Rolle, bald des Einen, bald der Andern hineinzudenken und sich so auszudrücken, wie es diese thun würden. Heute hatte die Alte sich, wie es scheint, in die Person eines imaginären Liebhabers hineingedacht, dem sie diese Verse in den Mund legte. Diese Verse, welche Euch Europäern vielleicht schaal und abgedroschen vorkommen, übten auf mich einen ganz eigenthümlichen Zauber aus. Die Alte besaß eine sonderbare Stimme, welche geeignet war, die schönen arabischen Laute, die sie aussprach, in ihrer ganzen, reichen Klangesfülle hervorzuheben. Es lag ein geheimnißvolles Zittern, ein zartes melodisches Tremuliren in ihrem Singsang, (denn, wie Du weißt, hat der Vortrag arabischer Gedichte mehr mit Gesang gemein, als mit Declamation) welches mächtig in die Seele eingriff. Auf einmal empfand ich eine Art von Begeisterung für das Bild, welches diese Verse vor meine Seele zauberten, und natürlich die höchste Begierde, diejenige zu sehen oder, wenn das ein zu kühner Wunsch war, doch wenigstens von derjenigen zu hören, welche selbst bei einer verwitterten Greisin einen solchen Enthusiasmus erzeugt hatte.

Ich wartete deßhalb den Moment ab, wann die Alte unser Haus verlassen sollte. Dann schlich ich ihr nach und, als ich sie, an einer einsamen Stelle, erreicht hatte, brachte ich sie zum Stillstehen und schüttete ihr mein ganzes Herz aus. Die Greisin sah mich mit einem eigenthümlich schlauen Gesichtsausdruck an, und sagte dann mit ihrer melodisch zitternden Stimme:

„Mein Söhnchen! Du bist nicht der Erste, welcher den kühnen Wunsch gehegt hätte, sich der schönen Hanifa nähern zu dürfen. Aber wisse, daß Hanifa kein Mädchen vom gewöhnlichen Schlage ist. Sie unterscheidet sich wesentlich von unsern andern arabischen Jungfrauen darin, daß sie einen eignen Willen hat. Es sind ihr schon manche Heiraths-

anträge gemacht worden, aber, obgleich sonst keine Araberin dem väterlichen Willen widerstehen darf, wenn dieser ihr einen Ehemann bestimmt, so hat doch sie stets auf geschickte Weise auszuweichen gewußt und die Freier von sich gewiesen."

„Aber", fragte ich, „hegt sie denn ein Widerstreben gegen die Ehe?"

„Ein Widerstreben gegen die Ehe?" entgegnete die Alte, „nun ja, mein Söhnchen, dasjenige Widerstreben, welches jede arabische Jungfrau anstandshalber am Hochzeitstage an den Tag legen muß, und das sich durch das pflichtschuldige Schreien und die Fluchtversuche der Braut, wenn sie mit ihrem Mann zum erstenmal allein ist, kund giebt, dieses höchst ehrbare Widerstreben gegen die Ehe, welches jedes anständige Mädchen bei uns an den Tag legen muß, das wird die schöne Hanifa wohl auch hegen, und, wenn Du der Glückliche sein solltest, welcher bestimmt ist, ihr dieses Widerstreben auszutreiben, so wirst Du Dich gewiß seiner Zeit hinlänglich davon überzeugen, daß Hanifa an anständigen und ehrbaren Eigenschaften keiner andern nachsteht. Aber, daß sie deßhalb im Innern ihres kleinen Herzchens wirklich ein größeres Widerstreben gegen die Ehe hege, als das, welches die Pflicht sie zwingt vorzugeben, das möchte ich grade nicht behaupten."

„Aber warum", fragte ich weiter, „hat sie denn die andern Freier ausgeschlagen?"

Die Alte sah mich mit einem verschmitzten Blicke an und sagte darauf:

„Du bist sehr neugierig, mein Söhnchen! Aber Du gefällst mir, Dein braunes Gesichtchen, Deine stechenden schwarzen Aeuglein und Deine großen schwarzen Augenbrauen haben mein Herz gerührt und, wenn ich selbst nicht achtzig Jahre alt wäre, wer weiß, was mir dann einfiele?"

Einen Europäer würde vielleicht eine solche Liebeserklä-

rung von Seiten einer verwitterten Alten schaudern gemacht haben. Aber ich kannte die Art und Weise dieser unsrer Vermittlerinnen und wußte, daß dergleichen Worte nur Redeformeln seien, die man sich gefallen lassen muß; ich wußte zugleich auch, daß bei ihnen Freundlichkeit und gute Worte noch ein gehörig Theil mehr ausrichten, als baare Bezahlung, obgleich sie letztere auch annehmen, aber doch auf dieselbe, wie alle ächten Kinder Algiers, keinen übertriebenen Werth legen. Jeder von Euch Europäern, der lange in Algier war, kennt die wahrhaft lächerliche Gleichgültigkeit gegen irdische Güter, welche die wahren Mauren und Moresken unsrer Vaterstadt auszeichnet, und durch welche sie sich so auffallend von den Arabern des Innern und den Kabylen unterscheiden. Diese Gleichgültigkeit mag von Manchen als eine Tugend gepriesen werden, aber in dem Grade, wie sich dieselbe bei uns zeigt, halte ich sie eher für ein Unglück. Durch sie sind fast alle unsre vornehmen Familien an den Bettelstab gebracht worden. Doch das gehört nicht hieher, und wenn ich diese Abschweifung von meiner eignen Geschichte gemacht habe, so geschah es nur, um Dir die Uneigennützigkeit der Alten als eine Nationaltugend oder als einen Nationalfehler, wie man das eben nun nennen will, weniger auffallend erscheinen zu lassen. Ich gewann die Greisin ganz durch einige geschickte Schmeicheleien, für welche unsere Leute keineswegs unempfindlich zu sein pflegen, und als ich sie mir für völlig günstig gestimmt ansehen konnte, wiederholte ich meine Frage, warum Hanifa die bisherigen Freier ausgeschlagen habe.

„Mein Söhnchen!“ entgegnete die Alte, „das ist ein Geheimniß und zwar ist es mein Geheimniß ebensogut, wie das des jungen Mädchens, und wenn ich mich überreden lasse, es Dir dennoch mitzutheilen, so mußt Du mir vorher bei

Sidi Mohammed Scheriff schwören, daß Du keinem Menschen davon auch nur das leiseste Wort verrathen wirst.“

Ich leistete den verlangten Schwur bei dem Grabe Sidi Mohammed's, den Du nicht etwa mit unserm gelobten Propheten, welchen wir stets Sidna Mohammed nennen, verwechseln darfst; nein Sidi Mohammed, zubenannt esch Scheriff ist unser algierischer Stadtheiliger, dessen Grabcapelle sich in dem hügeligen Stadttheil befindet und noch heute von seinen Nachkommen gehütet wird.

Die Alte, durch den von mir geleisteten Schwur vollkommen zufriedengestellt, fuhr fort:

„Du mußt nicht schlecht von dem Mädchen denken, mein Söhnchen, wenn das, was ich Dir nun über sie erzählen werde, sie in einem ganz eigenthümlichen Lichte erscheinen läßt. Aber ich versichere Dir, es war nicht eine verdorbene Sinnesart, sondern ein verzeihlicher, leichterklärlicher, ja vielleicht sogar lobenswerther Zug, welcher sie so handeln ließ. Es war ein Streben nach der Erkenntniß des für sie geeignetsten Lebenszieles und nicht blos Neugierde, welche ihr den Wunsch einflößte, ihren jedesmaligen Freier erst vorher zu sehen, ehe derselbe um ihre Hand anhalten sollte.“

„Wie“, rief ich erstaunt, „sie wollte die Freier sehen? Wie konnte sie das ohne gegen alle Gesetze der Ehrbarkeit und guten Sitte zu verstoßen?“

„Urtheile nicht zu streng, mein Söhnchen“, erwiderte die Alte, „ich weiß wohl, daß es nach gewöhnlichen moslimischen Ideen nichts Strafbareres für ein junges Mädchen geben kann, als der Wunsch, einen Mann zu sehen und sei es selbst ihr eigner Freier und baldiger Bräutigam. Aber ich habe Dir schon gesagt, daß Hanifa kein gewöhnliches Mädchen sei. Deßhalb mußt Du sie auch nicht mit dem gewöhnlichen Maß-

stab messen. Sie besitzt so viel ausgezeichnete Eigenschaften, daß man bei ihr schon eine Ausnahme machen kann."

„Gut", entgegnete ich, „ich bin gern bereit, ihr Betragen mit großer Nachsicht zu beurtheilen, aber diese Nachsicht kann sich unmöglich so weit erstrecken, daß ich entschuldige, was im höchsten Grade verwerflich ist. Denn was kann es Verwerflicheres geben, als wenn sich ein junges Mädchen einem Manne zeigt, der noch nicht ihr Ehemann geworden ist."

„Aber", erwiderte die Alte, „wer hat Dir denn gesagt, daß sie sich ihm gezeigt habe? Sehen wollte sie ihn, aber von ihm gesehen werden, das ist etwas ganz Verschiedenes. Ich mußte den jedesmaligen Freier an eine eigens zu dem Zweck ausgewählte Stelle in der Nähe der Gartenmauer von Hanifa's Landhaus bringen und zwar mußte ich dieses unter irgend einem anderweitigen Vorwande thun, denn der junge Mann durfte nicht ahnen, weßhalb er dahin geführt wurde. In dieser Mauer hatte aber das schlaue Mädchen ein Löchlein angebracht, durch welches sie den Prätendenten ihrer Hand mustern konnte."

Ich war beruhigt, denn wenn auch das Benehmen Hanifa's auffallend von demjenigen anderer junger Araberinnen abwich, so war doch in dem bis jetzt Erzählten nichts, was mir eine schlechte Meinung von ihr geben konnte.

„Und", fragte ich weiter, „fielen diese Musterungen bis jetzt immer zu Ungunsten der Freier aus?"

„Immer", entgegnete die Greisin, „sie gefielen ihr Alle nicht."

„Ist sie denn so schwer in ihrem Geschmack zu befriedigen?" fragte ich weiter.

„Schwer oder auch nicht schwer", lautete die Antwort, „ich glaube nicht, daß sie Ansprüche erhebt, deren Verwirklichung unmöglich wäre, aber bis jetzt fand sie stets etwas

an den verschiedenen Männern auszusetzen, welche ihr gezeigt wurden. Sie entdeckte immer einen Fehler; meistens waren dieselben freilich rein äußerliche Fehler, aber die Kleine schloß von diesen äußerlichen Mängeln auf die Schattenseiten des Charakters und ich muß gestehen, daß ihre Schlüsse in den meisten Fällen keineswegs der Richtigkeit ermangelten."

Hierüber wunderte ich mich nicht, denn ich wußte, daß die Frauen und Mädchen unsres Volkes, denen der Umgang mit dem andern Geschlechte, ja mit dem, was Ihr Welt nennt, überhaupt gänzlich untersagt ist, es im Beobachten der Physiognomieen sehr weit gebracht haben. Einem Europäer mag dieses freilich unerklärlich erscheinen. Aber jeder Araber weiß, daß die Frauen seines Stammes, wenn sie auch eingesperrt und abgeschlossen leben müssen, dennoch zwischen den Falten ihres Schleiers, hinter dem Gitter ihrer winzig kleinen Fenster, aus dem Versteck kaum zu entdeckender Mauerlöcher, selbst in dem Dickicht scheinbar undurchdringlicher Gartenhaine viel, ja sehr viel beobachten und sich im Beurtheilen des Beobachteten üben. Die Alte fuhr fort:

„Als Beweis von der Klarheit von Hanifa's Urtheil will ich Dir nur das Beispiel des letzten Freiers anführen. Da Du mir das Geheimniß geschworen hast, so kann ich seinen Namen wohl nennen. Kennst Du den Hassan ben et Tabari?"

„Ob ich ihn kenne?" rief ich entrüstet. „Ein Mensch, den ich hasse."

„Du magst ihn hassen, mein Söhnchen", lispelte die Greisin, „aber Du wirst nicht leugnen können, daß er mancherlei Vorzüge besitzt; er ist jung, er ist hübsch, er ist reich, ja man behauptet, sogar sehr reich, er kann seiner Braut die schönsten Diamanten schenken und Du weißt, wie sehr alle unsre Mädchen an Schmuck hängen und wie ihr höchster Wunsch der ist, ihr Haupt mit Diamanten zieren zu können."

„Aber", fiel ich ein, „trotz all' dieser in Aussicht gestellten Diamanten scheint doch Hanifa's Gunst ihm nicht erworben worden zu sein."

„Nein", sprach die Alte, „nein, das schlaue, verschmitzte Kind hat aus den Augen Hassan's einen Fehler herausgelesen. Kaum hatte sie diese großen, wässrigen, in die Welt stierenden Augen erblickt, als sie ausrief: dieser Mensch muß ein Säufer sein!"

„Und da hatte sie Recht", unterbrach ich, „denn Hassan ist allgemein als ein schlechter Muselmann verrufen, welcher den von den Franzosen bei uns eingeführten Absynth in sehr großen Quantitäten zu sich nimmt. Man will ihn sogar im heiligen Monate des Ramadan bei Tage betrunken gesehen haben."

Die Alte schauderte, denn das war eine Sünde, welche kein Moslem verzeiht. Der Ramadan ist das Heiligste, was wir haben, und wer diesen heiligsten Brauch verletzt, der gilt bei uns für ärger, als der schändlichste Verbrecher.

„Wenn er so ein schlechter Mensch ist", fuhr die Vermittlerin fort, „dann wundert mich's nicht, daß Hanifa seine Verworfenheit beim ersten Anblick entdeckte. Einem solchen Sünder muß ja das Kainszeichen auf der Stirn abgeprägt sein. Aber lasse mich endigen. Kurz, sie wollte ihn nicht, ihn ebensowenig, wie alle andern Freier. Ich weiß nicht, ob diese Männer dennoch um ihre Hand anhielten. Aber so viel weiß ich, daß Hanifa auf ihren Vater einen mächtigen Einfluß ausübt und dieser bis jetzt nicht den Muth besaß, seine einzige Tochter zur Ehe mit einem Manne zu zwingen, welcher ihr durchaus zuwider war. So kommt es, daß die schöne Hanifa noch heute Bokra (Jungfrau) ist."

Nun blieb mir noch übrig, die Alte um ihren Rath zu

fragen, welche Schritte ich thun müsse, um mich Hanifa zu nähern.

„Zuerst", antwortete die Vermittlerin auf meine Bitte um ihren Rath, „mußt Du Dich derselben Bedingung unterwerfen, welcher sich alle andern Freier, die nach Hanifa's Hand strebten, unterzogen haben, das heißt, du mußt ihr Gelegenheit geben, Dich zu sehen. Dann erst können wir über das Weitere unterhandeln, wohlverstanden auch nur in dem Falle, daß die Besichtigung zu Deinen Gunsten ausfällt."

Natürlich war ich gern bereit, auf alle Vorschläge des alten Weibes einzugehen und unser Gespräch endete für heute damit, daß sie mich auf einen bestimmten Morgen an die Ecke der Gartenmauer, welche Omar's Landhaus umgiebt, bestellte.

Zur anberaumten Zeit fand ich mich gewissenhaft ein und traf auch die Alte getreu an ihrem Platze. Sie winkte mir zu, leise und nur flüsternd zu sprechen, und sagte dann:

„Halte Dich still, mein Söhnchen, Omar ist in die Stadt gegangen und nichts verhindert seine Tochter, an das Mauerloch zu kommen. Dort mußt Du Dich hinstellen", lispelte sie und deutete auf einen Theil der Gartenmauer, in welchem ich nur mit großer Mühe eine kleine Unterbrechung in der zusammenhängenden Masse der Bausteine zu erspähen vermochte.

Ich folgte der Anweisung und blieb nun wohl eine halbe Stunde lautlos an der angedeuteten Stelle stehen. Meine Augen verharrten unablenkbar an das kleine Mauerloch gefesselt. Lange aber konnte ich gar nichts in dieser Oeffnung zu Gesicht bekommen. Endlich jedoch wollte es mir vorkommen, als sähe ich etwas Weißes, weißer als die Mauer selbst, die doch blendendhell angestrichen war. Natürlich errieth ich gleich, daß es der Schleier einer Araberin sein

müsse. Aber gern hätte ich doch noch etwas mehr erblickt, als diese feine, blendendweiße Umhüllung. Dieser mein sehnlicher Wunsch sollte auch wirklich erhört werden, zwar nur einen Augenblick erhört werden, aber dieser Augenblick genügte mir, um einen Einblick in das Paradies unsres gelobten Propheten zu erlangen. Denke Dir, o Rumi, als ich so recht scharf hinsah und jede Bewegung des weißen Schleiers mit den Augen verfolgte, da erblickte ich plötzlich einen schwarzen Punkt, dunkel wie die Mitternacht zur Zeit des Neumondes, aber doch zugleich licht und blendend, wie der Morgenstern, wenn er der Erde am Nächsten ist. Dieser dunkle Punkt war ein Auge, ein weibliches Auge, o Gott! ich werde nie dieses Auge vergessen. Ich sah es nur einen Augenblick, aber dieser Augenblick reichte hin, um mich wahnsinnig verliebt zu machen.

Endlich jedoch erblickte ich nichts mehr. Die Oeffnung war wieder leer geworden und die Alte winkte mir, daß ich mich zurückziehen müsse. Ehe sie von mir schied, gab sie mir noch ein Stelldichein für denselben Abend, bei welchem sie mir das Resultat der eben vorgegangenen Besichtigung melden wolle.

Du kannst Dir denken, o Rumi, mit welchen Gefühlen ich dem Abend entgegensah. Dieser Abend sollte mein Heil oder Wehe für immer entscheiden. Ich zitterte vor angstvoller Erwartung. Bald bebte mein Herz unter freudigen Schlägen, wenn ich mir die Möglichkeit der Erhörung vorspiegelte, meistens jedoch war ich niedergeschlagen und vergaß, besonders wenn ich daran dachte, wie viele Freier die schöne Hanifa schon ausgeschlagen habe. Dieser Tag war einer der bewegtesten meines Lebens. Ich brachte ihn in der Einsamkeit meines väterlichen Gartens zu, denn jede Gesellschaft wäre mir an diesem Tage unerträglich gewesen. Was ich

dort von den widerstrebendsten Gefühlen gelitten, wie ich bald mein Herz in ein Meer von Seligkeit gebadet fühlte und wie ich dann wieder den Stachel der Eifersucht und unglücklichen Liebe gleich einem giftigen Scorpionstiche empfand, das brauche ich Dir nicht zu schildern. Wenn Du niemals dergleichen selber empfunden hast, so wirst Du mich doch nicht verstehen und wenn Du die Qualen und Wonnen, die Bitterkeit und Süßigkeit der Liebe kennen gelernt hast, so ist jede Schilderung überflüssig."

Hier unterbrach ich die Erzählung des jungen Arabers, indem ich ihm mein Erstaunen darüber nicht verhehlen konnte, wie es denn möglich sei, daß der bloße flüchtige, ja so überaus flüchtige Anblick eines Auges eine solche Leidenschaft wachrufen könne. Ali sah mich mit einem midleidigen Blicke an und sagte darauf:

„Das ist eine ächt europäische Bemerkung. Nur ein Rumi hätte einen solchen Einwand machen können. O ihr kaltblütiges Geschlecht! Habe ich es nicht gesagt, daß in Euren Adern nur Mandelmilch, nur weißer kraftloser Saft fließt? Das Blut des Arabers ist roth, roth wie das Feuer, dem seine Gefühle verwandt sind. Kannst Du denn nicht verstehen, welch' eine überwältigende Kraft, welch' eine zündende Flamme, welch' ein verheerendes Geschoß in einem einzigen Augenstrahl enthalten ist? Kennst Du denn gar nicht jene geheimnißvolle Ausströmung, welche von einem Auge in das andere dringt und sich von dem Auge tief in's Herz versenkt und daselbst die größten Verheerungen anrichtet? Jedoch es wäre unnütz, mit Dir über Gefühle zu streiten, welche Du doch nicht verstehen kannst. Ich will Dir deßhalb eine andere Erklärung geben, welche Du vielleicht eher begreifen wirst. Du kennst das System der Absperrung, das geheimnißvolle, beinahe undurchdringliche Dasein der arabischen Frauen.

Dieses System hat zur Folge, daß jede Frau, jedes Mädchen unsres Volkes für uns den Reiz des verbotenen Apfels im Paradiese Adams gewinnt. Außerdem weißt Du, welch' eine Gluth verzehrender Flammen in der Brust eines jeden jungen Arabers schlummert. So wirst Du vielleicht verstehen, daß der erste Einblick in jenes verbotene Land diese Gluth zum flammenden Feuer anfachen kann. Bei Euch Europäern ist das etwas ganz andres. Ihr seht die Mädchen Eurer Nation tagtäglich unverhüllten Angesichts vor Euch, für Euch besitzen sie gar nicht den Reiz des Verbotenen, und was Ihr Liebe nennt, das ist gewöhnlich das Resultat einer längeren Bekanntschaft, es ist mehr eine Art von Freundschaft, zu welcher die Liebe später hinzukommt und gewissermaßen eine Nebenrolle spielt. Ganz das Gegentheil findet bei uns Arabern statt. Wenn wir, was freilich selten genug stattfindet, irgend ein Mädchen zu Gesicht bekommen, dann bricht all' das in unserm Busen lauernde Feuer plötzlich mit Sturmesgewalt hervor. Dann gleicht unser Innres dem zum Brande bereiteten Holzstoß oder dem Haufen vom Stroh lange getrockneter Zwergpalmen, in welchen der Wüstenwind einen zündenden Funken vom Heerde des benachbarten Zeltes geweht hat und der auf einmal in lichtheller Flamme auflodert."

Ich gab mir die Miene, als habe mich diese Erklärung vollkommen befriedigt und bat nun Ali, in seiner Erzählung fortzufahren, was er denn auch zu thun geruhte.

„Zur anberaumten Stunde", erzählte er weiter, „fand ich mich getreulich an der von der Alten bezeichneten Stelle ein. Nicht lange dauerte es, so erschien diese. Ihr Gesicht hatte einen ungewöhnlich heitern, ich möchte sagen verklärten Ausdruck angenommen und dieser Anblick von glücklichster Vorbedeutung machte jeden Puls meines Herzens vor Freude erbeben. Ich bat sie, nur alle Begrüßungsformeln und son-

stigen Präliminarien des Gesprächs, welche es bei uns Arabern Sitte ist, oft in unbeschreibliche Länge zu ziehen, zu ersparen und gleich zur Sache überzugehen. Dazu war sie auch gern bereit."

„Du bist ein Glückskind!" rief sie, „ein Glückskind, mein Söhnchen, und wenn ich habsüchtig sein wollte, so könnte ich von Dir ein Geschenk verlangen, das einer Sultanin würdig wäre."

Nach dieser für mich so überaus glücklichen Einleitung erzählte sie mir, daß die Besichtigung sehr zu meinen Gunsten ausgefallen wäre. Die schöne Hanifa sei mit meinem Aeußern im Ganzen zufrieden. Zwar finde sie mich weder schön, noch überhaupt mit großen körperlichen Vorzügen begabt, aber mein Gesicht sei ein gutes, es ließe sich daraus nicht auf allzuschlechte Eigenschaften schließen.

„Was sie", so sagte die Greisin, „aber besonders für Dich eingenommen hat, das ist das kleine schwarze Fleckchen, welches Deine linke Wange ziert oder verunziert, wie man das nun eben nennen will."

Dabei deutete die Vermittlerin auf ein kleines Muttermaal, nicht größer als ein Nadelkopf, auf meiner linken Backe, von dem ich weit entfernt gewesen war, anzunehmen, daß dasselbe jemals auf mein Schicksal irgend einen Einfluß ausüben könne. Und dennoch erwies es sich so, wie mir folgende Worte der Alten bestätigten.

„Denke Dir", so sagte sie, „dieser Chana (Muttermaal) verdankst Du das Wohlgefallen der Tochter Omars. Eine alte Wahrsagerin hat ihr in ihrer Kindheit prophezeit, daß sie nur mit einem Manne glücklich sein würde, welcher ein Maal, nicht größer als ein Nadelkopf, auf seiner linken Wange aufweisen könne. Nun glaubt sie, diesen Mann gefunden zu haben und jetzt steht es nur an Dir, das Ziel Deines

Glückes zu erreichen, indem Du Deine Bewerbung fortsetzest, und sie durch die Erlangung der väterlichen Einwilligung zum gewünschen Ende führst."

Nachdem ich der Alten gedankt und ihr einen schönen Smaragdring, ein Erbstück meiner Großmutter, den ich absichtlich zu diesem Zwecke heute am Finger trug, als den vorläufigen Beweis meiner Erkenntlichkeit, aufgedrungen hatte, zog ich mich zurück, nicht jedoch, ohne vorher den Tag, die Stunde und die Oertlichkeit festgesetzt zu haben, wann ich meine gütige Vermittlerin wiederfinden könne.

Ich empfand nun das Bedürfniß, allein zu sein, um mein unaussprechliches Glück in der Einsamkeit zu genießen. Ein Europäer würde vielleicht in meinem Falle irgend einen vertrauten Freund aufgesucht haben, um durch Mittheilung seines freudigen Schicksals dasselbe doppelt zu genießen. Aber uns Moslems gebietet es die Sitte, alle unsre Verhältnisse zu dem schönen Geschlecht völlig geheim zu halten und so können wir niemals weder in der Freude über erhörte Liebe Andere an unserm Glück Theil nehmen lassen, noch auch im Schmerz über die unglückliche Wendung unserer Gefühlsangelegenheiten durch Ausschütten unsres Herzens Erleichterung gewinnen. So suchte ich denn die Einsamkeit auf und ergab mich ganz den seligsten Gedanken und den lieblichsten Vorspiegelungen der Phantasie.

O, wie genoß ich diese Augenblicke. Welch einen Vorschmack von Seligkeit empfand ich da! Süßere Phantasiegebilde hat nie der Haschisch hervorgezaubert, denn seit ich mich dem elenden Kraute ergeben, habe ich zwar genug wache Träume durchdämmert, aber nie, nie habe ich etwas Aehnliches empfunden, als damals, da den wonnigen Ausmalungen meiner Einbildungskraft die Wirklichkeit zu Grunde lag. Ich hatte gleichsam einen Rausch von Glückseligkeit und dieser Rausch

erregte mein Hirn ebenso mächtig, wie wenn ich eine ganze Flasche reinen Absynths getrunken oder eine ganze Nacht lang den Haschisch geraucht hätte.

Aber dieser Rausch glich auch in anderer Beziehung der narkotischen Betäubtheit. Er glich ihr nämlich auch darin, daß er nach einiger Zeit verrauchte und daß eine gewisse Nüchternheit an seine Stelle trat. Diese Nüchternheit, als sie sich nach einigen Stunden jubelnden Freudentaumels endlich bei mir einstellte, warnte mich, dem eitlen Träumen nicht allzusehr nachzuhängen und die Dinge auch nun einmal von ihrer praktischen Seite anzuschauen. Wie viel Schritte blieben mir nicht noch zu thun übrig, ehe ich an's Ende des ersehnten Zieles, der ehelichen Verbindung mit Hanifa, gelangen konnte? Bei Euch Europäern sind dergleichen Angelegenheiten die einfachsten von der Welt. Der junge Mann erlangt zuerst die Einwilligung seiner eignen Aeltern und geht dann zum Vater der Braut, bei welchem er um ihre Hand anhält. Bei uns Moslems verhält es sich hiermit aber ganz anders. Ein Jüngling darf nicht einmal zu seinen eignen männlichen Verwandten von einem Mädchen reden, geschweige denn zu einem Fremden darüber sprechen. Es würde eine tödtliche Beleidigung sein, wenn ein junger Mann bei einem Familienvater direct um die Hand seiner Tochter anhalten wollte. Alles dieß muß auf Umwegen geschehen und solche Umwege sind nicht immer leicht zu finden. Selbst meinen eignen Vater durfte ich nicht von meinem Wunsche direct in Kenntniß setzen. Er mußte es durch meine weiblichen Angehörigen erfahren und diese mußten vorher durch eine Mittelsperson davon benachrichtigt werden. Dann mußte durch ähnliche Vermittlung die Mutter und zuletzt durch sie der Vater Omars in die Angelegenheit gezogen werden. Diese Präliminarien haben wenigstens das Gute, daß sie Niemanden compromittiren

und daß es Niemand erfährt, wenn ein Mann einen Korb bekommen hat. Denn die Ansprache erfolgt durch diese Form der Vermittlung Anfangs nie in unverhüllter Weise. Sie ist eigentlich gar keine Ansprache, sondern nur eine schüchterne Anfrage, ob ein Heirathsantrag von der bekannten Seite erwünscht kommen würde oder nicht. Zeigt sich der Vater der Braut damit einverstanden, so liegt es nun ihm ob, die nächsten Schritte zu thun. Im entgegengesetzten Falle braucht er nicht einmal eine abschlägige Antwort zu geben. Er schweigt einfach und die ganze Sache bleibt auf sich beruhen. Indessen erscheint der Zustand der Ungewißheit, in welchem der Freier über das Schicksal seines Antrags schwebt, durch unsere Sitte oft entsetzlich verlängert. Denn der Anstand erheischt, daß der Vater der Braut, selbst im günstigsten Falle, seine Antwort, das heißt seine Einwilligung, erst längere Zeit nach Stellung des Antrags ertheile. Ein andres Verfahren würde eine höchst verwerfliche Ungeduld verrathen. So bleibt also der Liebhaber oft mehrere Monate lang über sein Schicksal im Unklaren und oft ist es schon vorgekommen, daß ein Freier bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, als ihn die günstige Antwort plötzlich überraschte. Ist endlich der Antrag angenommen, dann pflegt noch viel Zeit über der Regelung des Contracts zu verlaufen und zuletzt, wenn die Ceremonie der Trauung, die Lesung des Fatsha, des ersten Capitels des Koran, welche Ihr Europäer fälschlich oft für eine einfache Verlobung anseht, die aber in Wirklichkeit die Trauung selber ist, wenn diese Ceremonie abgeschlossen ist, dann findet noch eine neue Verzögerung statt, indem es die Schicklichkeit erfordert, daß die Braut erst mehrere Monate nach dem officiellen Abschluß der Ehe dem Bräutigam zugeführt werde.

Den meisten meiner heirathslustigen Landsleute fallen

freilich diese Verzögerungen nicht übertrieben lästig, da sie gewöhnlich von ihrer Braut nichts andres wissen, als daß sie ein weibliches Wesen, fünfzehn oder sechszehn Jahre alt und eine Jungfrau ist und folglich ihre Sehnsucht nach derselben nicht durch eine Kenntniß von ihren besondern Vorzügen angespornt erscheint. Für sie bildet die Sehnsucht nach der Braut, wenn sie überhaupt eine solche empfinden, eben nichts, als eine allgemeine Sehnsucht nach der Ehe. In meinem Falle gestaltete sich jedoch dieses ganz anders. Ich wußte, wie reizend die schöne Hanifa sei, ich liebte sie, ja ich war wahnsinnig in sie verliebt. Du kannst Dir denken, daß ich bei diesem meinem Herzenszustande alle jene Verlängerungen und Verzögerungen herzlich verwünschte, welche die eherne Sitte der Araber meinem baldigen Zusammenkommen mit der Geliebten, selbst im allergünstigsten Falle, entgegensetzen mußte. Zwar war ich entschlossen, keinen Augenblick zu verlieren, um meinen Antrag zu stellen oder, richtiger gesagt, stellen zu lassen. Aber, wenn ich bedachte, wie viel Zeit noch verstreichen mußte, bis ich die Ersehnte heimführen könne, da wollte ich schier vor Ungeduld verzweifeln. O! wenn ich sie, so dachte ich, nur inzwischen von Zeit zu Zeit sehen könnte, sei es selbst nur auf Augenblicke, dann würde meine Ungeduld, wenn auch nicht gebrochen, so doch einigermaßen gelindert und mein Zustand erträglich gemacht werden. Während ich diesem scheinbar unfruchtbaren Wunsch mit aller Seelengewalt nachhing, da wollte er mir plötzlich gar nicht so hoffnungslos vorkommen, denn auf einmal tauchte vor meinem Geiste die freundliche Erscheinung der gutmüthigen Alten mit einer solchen Lebhaftigkeit auf, daß ich sie wirklich vor mir zu sehen wähnte, und es schien mir, als könne ich in ihren Gesichtszügen die Bestätigung meiner Hoffnung lesen.

Glücklicherweise hatte ich mit der Vermittlerin noch ein

Stelldichein verabredet. Ich versäumte natürlich nicht, mich zu demselben einzufinden. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich am Orte des Rendezvous Niemand antraf, während sonst doch sich die Greisin immer als die Pünktlichkeit selber bewährt hatte. Natürlich wartete ich, wartete lange, aber immer umsonst, bis ich zuletzt schon alle Hoffnung aufgab und mich anschickte, den Ort der verabredeten Zusammenkunft zu verlassen. Wie ich eben den ersten Schritt zum Weggehen thun wollte, da plötzlich drang an mein Ohr ein Laut, der mir von einem menschlichen Organe herzustammen schien. Ich lauschte und, wie ich genau hinhorchte, da vernahm ich statt des einzelnen Lautes bald articulirte Klänge und zuletzt das wechselseitige Flüstern zweier Stimmen, deren Worte ich jedoch nicht mit verständlicher Deutlichkeit vernehmen konnte. Nur soviel merkte ich aus dem verschiedenen Ton der Organe, daß die Stimmen verschiedenen Geschlechtern angehörten. Die weibliche Stimme hörte ich am Seltensten, sie schien sich offenbar zu begnügen, auf die wortreichen Fragen der männlichen mit kurzen beschwichtigenden Sätzen zu antworten. Aber diese weibliche Stimme kam mir bekannt, ja sehr bekannt vor, und da ich, wie alle Araber, nur einen sehr beschränkten Kreis weiblicher Bekannten besaß, so sollte ich bald diejenige errathen, welcher diese Stimme angehören mußte. Wem anders, als der wohlbekannten Alten? Wer aber konnte mit ihr zu so ungewohnter Stunde in geheim vertraulichem Zwiegespräch begriffen sein? Auch dieses sollte mir nicht lange ein Räthsel bleiben. Denn, wie ich genauer hinhorchte, da wollte mir diese Stimme immer widerlicher vorkommen, einmal weil sie an und für sich schon unangenehm anzuhören war, denn es war so eine Stimme, wie sie nur ein Mensch haben kann, dessen ursprünglich klangvolles Organ durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke ge-

trübt worden ist, dann auch und zwar vorzüglich deßhalb, weil ich — und diese Entdeckung machte mein Blut kochen und meine Zornesadern anschwellen — weil ich erkannte, daß es die Stimme meines Rivalen, des Säufers Hassan ben et Tabari, war. Ich war außer mir vor Wuth und, so nöthig mir auch die Beherrschung meines Zornes sein mußte, so konnte ich doch der Versuchung kaum widerstehen, das Zwiegespräch Hassans mit der Alten auf schreckliche Weise zu unterbrechen.

Aber glücklicherweise war das Gespräch grade in dem Augenblicke, da ich meiner Entdeckung gewiß geworden, zu Ende gekommen, ich hörte Jemand eiligen Schrittes davoneilen und einen Moment darauf stand die Alte vor mir.

Natürlich empfing ich sie mit den bittersten Vorwürfen, nicht etwa deßhalb, weil sie mich so lange hatte warten lassen, nein, die Zeit besitzt keinen Werth für einen gläubigen Moslem, sondern deßhalb, weil ich sie für treulos und dem Interesse meines Rivalen ergeben hielt. Die Greisin ließ alle die Vorwürfe, mit welchen ich sie überschüttete, geduldig über ihr ehrwürdiges Haupt ergehen. Sie schien an dergleichen schon gewohnt zu sein. Sie zuckte nur ein bischen mit den spitzen, eckigen Schultern, schüttelte das magere, runzelige Haupt und ihre trotz des Alters noch immer stechenden Augen blinzelten schelmisch und schienen verrathen zu wollen, daß sie sich in ihrem Innern recht herzlich über mich lustig machte. Dann unterbrach sie die Stille mit den Worten:

„Du bist ein rechtes Kind, ein Kind, wie wenn Du noch im Beschneidungsalter ständest, und was ein solches Kind in seiner Narrheit schwätzt, das kann die alte Fatma nicht betrüben. Glaubst Du denn, mein einfältiges Söhnchen, daß, wenn ich dem Interesse Hassan's ergeben wäre, ich überhaupt Dir jemals ein williges Ohr geliehen hätte? Hassan ist reich,

er ist reicher, als Du bist, mein Söhnchen, und wenn ich am Gelde hinge, so würde ich von Anfang an nur für ihn gehandelt haben. Aber, was willst Du? Niemand kann für seine geheimen Abneigungen und Neigungen und, sowie ich den Hassan einmal von jeher nicht habe ausstehen können, so hast Du gleich von Anfang an meine Gunst erworben und Du wirst sie auch behalten, Du magst Dich noch so unsinnig geberden und noch so ungerecht gegen die alte Fatma sein. Das ist einmal meine Art. Du kannst sie nicht ändern."

Durch diese Worte, welche die Herzensgüte der Alten beredt offenbarten, wurde mein anfänglicher Zorn in einen Affect ganz entgegengesetzter Art umgewandelt. Ich ergriff in meiner Dankbarkeit ihre Hand, führte sie an meine Lippen und dann umarmte ich die Alte so energisch, daß sie dabei beinahe das Gleichgewicht verlor und hingefallen wäre, hätte sie nicht mein Arm festgehalten.

„Nur sachte", rief Fatma, „nur sachte mein Söhnchen! Jetzt bist Du in Deiner Zärtlichkeit eben so ungestüm, als Du es vorher in Deinem Zorne warst. Aber das zeigt doch, daß Du ein gutes Herz hast und darum bin ich Dir womöglich noch mehr zugethan, als vorher. Sage nur, was Du von mir willst, und es soll nicht an mir fehlen, wenn es nicht ausgeführt wird."

„Zuerst", so nahm ich das Wort, „sage mir, was Hassan ben et Tabari von Dir gewollt hat."

„Was er gewollt hat?" entgegnete sie, „das wirst Du wohl sehr leicht errathen. Was anders kann er gewollt habon, als meine Vermittlung bei der Tochter Omars?"

„Aber", entgegnete ich, „ich glaubte, er sei schon einmal entschieden abgewiesen worden."

„Natürlich, aber er hält sich doch nicht für geschlagen. Ich glaube, er wird es sogar wagen, um ihre Hand anzu-

halten und er schmeichelt sich, daß Omar sie ihm aus Interesse zusagen und seine Tochter zwingen wird, ihn zu nehmen. Nur möchte er gern sich auch der Gunst der Schönen vergewissern."

„Aber dazu hat er keine Aussicht."

„Ich glaube nicht. Wenn es eine Andere wäre, so würde ich nicht dafür einstehen. Aber Hanifa ist ein kleiner Charakter, ja ein Charakter, ein Ding, was sonst bei uns Araberinnen nie vorzukommen pflegt. Denn die meisten sind willenlose Werkzeuge in den Händen ihrer Väter, Brüder oder Gatten. Nicht so jedoch die Tochter Omar's und ich glaube, daß, wenn es einem Mann, der ihr zuwider ist, trotz des Einflusses, welchen sie auf ihren Vater hat, dennoch gelingen sollte, ihre Hand zu erlangen, daß dieser Mann dann eine recht harte Nuß aufzuknacken haben wird."

„Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß ihr Vater sie jemals gegen ihren Willen vermählen wird."

„Nicht wahrscheinlich! Allerdings. Aber Du kennst ja unsre arabischen Sitten, welche den Frauen so wenig, oder richtiger gesagt, gar keinen freien Willen lassen. Du weißt ja wohl, daß die Trauungsfeierlichkeit, die Lesung des Fatsha, auch stattfinden kann, wenn die Braut selbst gar nicht einwilligt, wenn nur ihr Vater für sie ihr Jawort abgegeben hat. Ist aber das Fatsha verlesen, dann ist sie die legitime Gattin, das heißt das willenlose Eigenthum eines Mannes, welchem sie einige Monate später ausgeliefert wird, sie mag wollen oder nicht, und der sie in seinen Harem einsperrt und selbst mißhandeln darf, wenn sie sich seinem Willen nicht unterthänig erweist. Freilich bildet Omar als Vater eine ebenso große Ausnahme, wie Hanifa als Tochter, das heißt, er läßt sich von ihr auf eine beispiellose Art beherrschen und sie übt diese Herrschaft mit ebenso viel Tact, als Charakter-

stärke aus. Aber trotz alledem weiß man doch nicht, was kommen kann, und deßhalb thätest Du wohl, Deine Ansprache um Hanifa's Hand gleich morgen früh stellen zu lassen, um einem Antrag von Seiten Hassans zuvorzukommen."

Dieser Rath war deßhalb überflüssig, weil ich die einleitenden Schritte zu meiner Antragstellung schon gethan hatte und mit einiger Sicherheit darauf zählen konnte, daß mein Gesuch bereits am folgenden Morgen in Omar's Familie bekannt werden sollte. Nachdem ich dieses der Alten eröffnet, war es noch an mir, mein anderes Anliegen vorzubringen, das nämlich, eine Zusammenkunft mit der Geliebten erlangen zu können. Ich rückte scheu und zaghaft mit diesem Anliegen heraus, denn ich wußte wohl, wie sehr dasselbe gegen den Begriff von Schicklichkeit, wie wir Araber sie aufzufassen pflegen, verstieß.

Fatma konnte Anfangs ihres Erstaunens kaum Herrin werden, als sie diesen meinen kühnen Wunsch vernahm. Ihre Züge nahmen plötzlich einen ungewohnt ernsten Ausdruck an, wie sie mir erwiderte:

„Wenn ein Anderer, als Du, so etwas von mir verlangt hätte, ich würde es als eine tödtliche Beleidigung angesehen haben. Du lächelst und denkst vielleicht, daß man eine Frau ja gar nicht beleidigen könne. Ich weiß wohl, daß die meisten unserer Landsleute so denken. Aber, ich versichere Dir, daß auch ich, wenn ich schon ein verachtetes, altes Weib bin, weiß, was Selbstgefühl bedeutet und eine Beleidigung empfinden kann. Aber mit Dir ist es etwas andres und, was mich von einem Andren tief kränken würde, das kann meine Sympathie, welche ich für Dich empfinde, entschuldigen. Ja, ich kann sogar noch weiter gehen. Ich will Dir nicht nur verzeihen, sondern ich will auch sehen, was sich für Dich thun läßt. Wäre Hanifa ein charakterloses Geschöpf, besäße sie nicht jene

Willensfestigkeit, welche ich an ihr bewundere, kurz wäre sie ein solches Mädchen, wie alle andern jungen Araberinnen, dann würde ich die schwere Verantwortung gewiß nicht übernehmen, ihr durch meine Vermittlung eine Zusammenkunft mit einem jungen Manne zu verschaffen. Denn Du weißt sehr wohl, was für traurige Folgen solche Zusammenkünfte gewöhnlich zu haben pflegen. Kein Mensch glaubt bei uns an die Tugend eines Mädchens und, sollte selbst das Stelldichein noch so unschuldig verlaufen, so wird doch Niemand etwas andres, als das Schlechteste, von der Unglücklichen denken, von welcher es bekannt geworden ist, daß sie, sei es auch nur einen Augenblick, mit einem Manne allein gewesen ist. Sie wird für eine Ausgestoßene, für eine Verworfene gelten und in den meisten Fällen selbst von demjenigen verachtet werden, welcher sie wirklich oder vermeintlich zu Fall gebracht hat.

„Du siehst also, wie schwer die Verantwortung ist, welche Du mir zumuthest zu übernehmen. Aber dennoch will ich Dir behülflich sein. Ich kenne die Willensfestigkeit der schönen Hanifa und weiß gewiß, daß sie sich keine strafbare Schwäche zu Schulden kommen lassen wird. Von ihrer Einwilligung, ob sie Dich sehen will oder nicht, oder vielmehr, ob sie von Dir gesehen werden will, davon hängt jetzt allein Alles ab. Nur Eins noch. Die Zusammenkunft kann nur bei Nacht und im größten Geheimniß stattfinden, damit ja der Vater Deiner Geliebten nichts davon erfahre, denn er würde eine solche Freiheit von Deiner Seite natürlich als die größte Beleidigung ansehen.“

So sprach die Alte. Ich will Dich nicht mit Erzählung der gedehnten Präliminarien langweilen, welche dem Zustandekommen meines ersten Stelldicheins mit Hanifa vorhergingen. Kurz, die Schöne willigte ein und eine Zusammenkunft wurde verabredet.

Dieselbe fand ohne Hindernisse statt. Obgleich es Nacht war, so gestattete mir doch die große Nähe, in welcher ich mich zur Person meiner Geliebten befand, dieselbe beim matten Schein des ersten Mondviertels ziemlich deutlich zu sehen. Da erkannte ich, daß alle die Beschreibungen, welche mir die alte Fatma von Hanifa's Schönheit gemacht hatte, weit entfernt davon waren, übertrieben zu sein, ja es wollte mir scheinen, als ständen diese Beschreibungen noch hinter der Wirklichkeit zurück. Die Tochter Omars hatte den Edschar (Schleier) von ihrem Gesicht heruntergezogen und dieses Gesicht strahlte mir in seiner vollen natürlichen Schönheit entgegen, denn es war weder durch Schminke, noch Tätowirungen entstellt, von welchen doch andere arabische Frauen einen so freien Gebrauch zu machen pflegen. Dieses Antlitz war eher fein und schmächtig oder, wenn man will, eher mager, als voll, zu nennen und somit weit entfernt von jener Aufgedunsenheit, welche sonst von unsern Landsleuten am Meisten bewundert zu werden pflegt, eine Art von Schönheit, welche aber durchaus nicht der eigenthümlichen Richtung meines eignen Geschmacks zusagte. Ihr Teint erschien leichthin bräunlich, ohne jedoch allzudunkel zu sein; ihre schwarzen Augen funkelten so feurig, daß ich Anfangs zweifelte, ihren Glanz ertragen zu können, und doch besaßen sie zugleich jene Sanftheit und Milde, welche die arabische Poesie am Auge der Gazelle bewundert, ein Bild, welches Euch blasirten Europäern nur abgedroschen und verbraucht vorzukommen pflegt, das aber auf uns Araber, die wir das liebliche Thierchen mit seinen schönen ausdrucksvollen Augen in seiner freien Wildheit sehen und nicht, wie ihr Europäer, nur im Käfig in seiner trübseligen Gefangenschaft erblicken, seinen vollen Zauber behalten hat. Ihre Augenbrauen, zwei herrliche, tiefdunkle Bogen, die sich über dem schönsten Sternenpaar in

holder Rundung wölbten, erschienen so dick und voll, wie dergleichen nur bei Araberinnen vorzukommen pflegt, und nicht immer, wenigstens im Hause nicht, durch schwarze Schminke hervorgehoben und unnatürlich vermehrt ist. Ihr kleiner Mund zeigte sich mit den niedlichsten Perlzähnen, welche gegen das Kirschroth der Lippen blendend weiß abstachen, ausgestattet. Kurz, ohne Dich mit der Aufzählung ihrer Reize noch weiter behelligen zu wollen, muß ich Dir gestehen, daß sie so ganz meinem Ideal von einem weiblichen Wesen entsprach, so daß ich mir nichts Vollendeteres auf Erden zu denken vermochte.

Wir konnten nur kurze, nur sehr kurze Zeit beisammen bleiben, aber diese kurze Zeit genügte uns zu einem vollkommenen Einverständniß; sie versprach mir hoch und theuer, nie einem Andern als mir angehören zu wollen, ein Versprechen, welches im Munde einer andern Araberin freilich vollkommen nichtig und im höchsten Grade lächerlich gewesen wäre, das aber in ihrem Munde eine ganz andere Bedeutung annahm. Sie billigte natürlich alle meine Schritte, welche ich zur Erlangung ihrer Hand gethan hatte, und ich wußte ihr beim Scheiden das Versprechen zu entringen, uns von Zeit zu Zeit wiederzusehen, um meine Ungeduld nicht zur Verzweiflung zu treiben.

Wir sahen uns nun fast alle acht oder zehn Tage einmal und unsere gegenseitige Liebe wuchs womöglich noch bei jeder neuen Zusammenkunft. Die Alte bildete immer die Vermittlerin dieser Zusammenkünfte und hielt während derselben eine treue Wacht, um uns gleich von jedem nahenden Feinde, das heißt von jedem nahenden menschlichen Wesen, denn in diesem Falle war die ganze Welt unser Feind, zu benachrichtigen.

Unterdessen war mein Antrag gestellt worden, aber mit der beliebten arabischen Langsamkeit, welche durch unsre Schicklichkeitsbegriffe zu einer heiligen Pflicht erhoben erscheint, zögerte Omar mit seiner Antwort. Er zögerte lange, ja sehr lange und schon wollte ich verzweiflungsvoll aller Hoffnung entsagen, als mich eines Tages meine Mutter mit folgenden Worten anredete:

„Weißt Du auch, mein Sohn, was für eine Nachricht ich Dir zu melden habe? Omar hat geantwortet."

Da ich unsre Sitte sehr genau kannte, so wußte ich, daß die Antwort nur eine Einwilligung sein konnte und war im Augenblick unfähig, meinen unaussprechlichen Jubel zu unterdrücken, wie es doch unser Brauch selbst den nächsten Verwandten gegenüber vorschreibt. Aber meine Mutter sah nicht eher meine triumphirende Stimmung, als sie schnell hinzusetzte:

„Ja, Omar hat eingewilligt, aber triumphire deßhalb doch nicht zu früh, mein Sohn. Denke Dir, der schlaue Mann hat einen so hohen Preis für die Hand seiner Tochter verlangt, daß Dein Vater ansteht, ihn zu bezahlen. Du weißt, daß bei unserm Volke der Mann immer eine Summe als Morgengabe seiner Frau bezahlen muß, welche ihr Vater zu verwalten pflegt, die aber in Wirklichkeit der Tochter angehört, was die Franzosen verläumderisch, da sie den wahren Grund der Auszahlung dieser Summe nicht kennen, ein Kaufen und Verkaufen unsrer Töchter nennen und deßhalb auch schon einmal nahe daran waren, diesen unsern vermeintlich barbarischen Brauch zu verbieten. Du hast auch gewiß schon gehört, daß Omars Vermögensverhältnisse sehr zerrüttet sind, und da er nichts mehr besitzt, als eine schöne Tochter, so wirst Du Dich nicht wundern, wenn er für dieselbe eine so hohe Morgengabe zu gewinnen sucht, als ihm nur immer

möglich ist, denn obgleich die Summe der Tochter gehört, so kommt doch ihr Nießbrauch dem Vater zu Gute.

Die Kenntniß von diesem neuen Hinderniß, so groß es auch erscheinen mochte, war doch nicht im Stande, meine Freude über Omars Einwilligung ganz zu dämpfen. Die ganze Sache schien jetzt nur noch eine Geldfrage, und ich zweifelte nicht, daß mein Vater, wie sehr er sich Anfangs auch gegen eine so große Ausgabe sträuben mochte, schließlich doch nachgeben und die Habsucht Omars befriedigen würde. Nur eins war noch zu befürchten, das nämlich, daß mein Vater zu lange zaudern dürfte, ehe er auf Omars Geldforderung eingehen, und daß dieser die Verzögerung für eine abschlägige Antwort ansehen und seine Tochter einem andern bessern und schnellern Zahler zusagen würde. Diese Befürchtung schien nicht grundlos, denn Omar, so sehr er auch seine Tochte liebte und so viel er auch im Allgemeinen sich von ihr beherrschen ließ, wurde doch, das wußte ich, im Augenblick von Geldnoth so hart bedrängt, daß diese sogar über seine väterliche Liebe den Sieg davon tragen und ihn selbst zum Bruch mit der langjährigen Gewohnheit, den Willen Hanifa's in den meisten Dingen zu befolgen, zwingen konnte.

Wie begründet diese meine Befürchtung war, das wurde mir noch an demselben Abend von der alten Fatma bestätigt, mit welcher ich nach wie vor immer noch von Zeit zu Zeit geheime Zusammenkünfte hatte.

„Mein Söhnchen", so redete sie mich an, „Du mußt mit aller Gewalt in Deinen Vater dringen, daß er Omars Forderung nicht zu lange Widerstand leiste. Zögert er mit seiner bejahenden Antwort nur noch einige Tage, dann ist Alles verloren. Denn ich weiß aus guter Quelle, daß Hassan ben et Tabari sich erboten hat, dem Vater Hanifa's eine noch größere Summe, als die von Euch geforderte, auszuzahlen,

wenn er sein Versprechen rückgängig machen, seine Tochter unter irgend einem Vorwand dem bereits halb und halb angenommenen Freier wieder abschlagen und ihm selbst zusagen würde. Nun hat sich zwar Omar bis jetzt immer als ein ehrlicher Mann und getreuer Befolger der strengen arabischen Sitte bewährt, gegen welche nichts ärger verstoßen würde, als ein solches Eingehen auf Hassans Zumuthungen. Aber Du weißt, daß er in großer Geldnoth ist, daß die Juden, seine Gläubiger, schon mehrmals gedroht haben, ihn auszupfänden und sein Haus richterlich zu verkaufen. In seiner Angst, sich und seine Tochter obdachlos und beinahe als Bettler in den Straßen von Algier herumirren zu sehen, ist er im Stande, den schlimmsten Einflüsterungen Gehör zu geben und selbst seine geliebte Tochter aufzuopfern. Deßhalb kommt es nun vor allen Dingen darauf an, daß Du ihm nicht den geringsten Vorwand zur Zurücknahme seines Wortes gebest. Einen solchen Vorwand würde aber die Verzögerung der Geldfrage bilden. Verliere darum keinen Augenblick Zeit, dieselbe zu Omars Zufriedenheit zu regeln."

So sprach die Alte und ich erkannte, wie sehr sie Recht hatte. Ich war außer mir über die Nachricht von diesem neuen Schritt Hassan's und sah immer deutlicher ein, daß ich in ihm einen recht gefährlichen Feind und Nebenbuhler besaß. Ja, einen Feind, der die List mit der allmächtigen Gewalt des Geldes unterstützen konnte und der selbst vor ärgerer Gewaltanwendung nicht zurückbebte, wie ich Dir gleich erzählen will.

Du kannst Dir denken, daß ich nichts Eiligeres zu thun hatte, als den wohlgemeinten Rath der Greisin zu befolgen. Ich durfte freilich nicht persönlich in meinen Vater dringen, denn unsre Sitte gestattet selbst im dringendsten Falle nicht, daß zwischen Vater und Sohn von Hochzeit und dergleichen

die Rede sei. Aber ich wandte meine ganze Kraft der Beredtsamkeit meinen weiblichen Angehörigen gegenüber an, ich schilderte ihnen meine Lage, im ungünstigsten Falle als so verzweifelt, daß diese, von Mitleid mit meinem Schicksal überwältigt, Alles anwandten, um meinem Vater die Einwilligung zu entreißen. Dieses gelang auch, zwar nicht ohne große Mühe, aber kurz, es gelang und mein Vater bediente sich nun seinerseits wieder der weiblichen Vermittlung, um Omar von der Annahme seiner Forderungen in Kenntniß zu setzen. Obgleich nun dieser vielleicht jeden Vorwand willkommen geheißen hätte, um mit mir brechen und von dem viel reicheren Hassan eine weit bedeutendere Summe zu fordern und erhalten zu können, so war er doch durch sein im Voraus gegebenes Versprechen gefangen. Der Rückzug war ihm abgeschnitten und er konnte nicht anders, als seine Einwilligung ertheilen. Der Tag zur Lesung des Fatsha wurde festgesetzt und ich war einer der glücklichsten der Menschen, denn nun, glaubte ich, würde der Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches nichts mehr im Wege stehen.

Leider aber täuschte ich mich in dieser meiner frohen Zuversicht und noch derselbe Abend, dessen Morgen den Gipfelpunkt meines Jubels und Glückes gesehen hatte, sollte mir ein schreckliches Verhängniß bringen.

Kaum hatte ich die frohe Nachricht von der Einwilligung Omars erhalten, als ich lebhaft von dem Wunsche beseelt wurde, dieselbe meiner Geliebten mitzutheilen, welche selbst vielleicht noch nichts davon wissen mochte, denn nach arabischer Sitte pflegt man der Braut erst zu Allerletzt die Wahrheit zu sagen und ihr von der hochwichtigen und ernsten Verpflichtung, welche ihre Aeltern für sie eingegangen sind, Kenntniß zu geben. Ich hatte grade für diesen Abend eine Zusammenkunft mit Hanifa verabredet, welche unter derselben

strengen Geheimhaltung und mit denselben Vorsichtsmaßregeln vor sich gehen sollte, wie jede frühere, denn obgleich ich nun ihr erklärter und angenommener Bräutigam war, so forderte doch der geheiligte Brauch unsres Volkes, daß ich sie erst einige Monate nach der Lesung des Fatsha sehen durfte. Hätte man entdeckt, daß ich früher mit meiner Geliebten zusammengekommen sei, so würde dieses als der gröbste Verstoß von meiner Seite, ja beinahe als eine Sünde angesehen worden sein. Der Vater der Braut hätte sogar in diesem Falle einen vollgültigen Grund gehabt, um sein Versprechen zurückzunehmen.

Als ich eben dem Orte der verabredeten Zusammenkunft zueilte, da traf ich zu meinem nicht geringen Erstaunen bereits auf halbem Wege die alte Fatma an, welche sonst doch gewöhnlich mich in Gesellschaft meiner Braut zu erwarten pflegte. Ich war so sehr von freudigen Gedanken eingenommen, daß ich Anfangs gar nicht bemerkte, wie die Greisin heute besonders ernst und bedächtig aussah. Dieses fiel mir erst dann auf, als sie mich mit folgenden Worten anredete:

„Wohin so eilig, Ali? Zu Deiner Braut, nicht wahr? Aber trotz Deiner Ungeduld mußt Du einen Augenblick verziehen, um mich anzuhören. Denke Dir, Omar hat Wind davon bekommen, daß Du seine Tochter zuweilen im Geheimen gesehen hast und er ist aufs Aergste gegen Dich entrüstet. Glücklicherweise fehlen ihm jedoch die Beweise, das heißt das Zeugniß von zwei Männern, welche jene nach unsern Begriffen strafbaren Zusammenkünfte gesehen haben. Besäße er dieses Zeugniß, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er sein Dir gegebenes Wort widerrufen würde und kein Araber könnte ihn darum tadeln, denn Dein gesetzwidriges Benehmen entbindet ihn nach moslimischen Ideen von jeg-

licher Verpflichtung, welche er dem Uebertreter gegenüber eingegangen sein kann."

Obgleich diese Bemerkung der Alten richtig war, so schien mir doch das dem Vater meiner Braut zugemuthete Verfahren im höchsten Grade unwahrscheinlich, weil es unvernünftig gewesen wäre, denn wenn er auch das Recht besaß, im besagten Falle sein Wort zurückzunehmen, so hätte doch diese Zurücknahme ihn selbst und seine Tochter am Härtesten betroffen. Letztere würde nämlich, wenn der wahre Grund des Rückganges ihrer Brautschaft bekannt wurde, nie mehr einen Mann gefunden und Omar sich gezwungen gesehen haben, sie immer bei sich, im väterlichen Hause, zu behalten, was dem verarmten Manne eine große Last auferlegte. So wenigstens beurtheilte ich die Sache vom Standpunkte unserer Sitten aus und so würde sie jeder Araber beurtheilt haben. Deßhalb sagte ich zur Alten:

„Omar wird kein solcher Narr sein und durch den Widerruf seines Wortes sich zeitlebens die Last, eine unverheirathete Tochter im Hause zu haben, aufladen."

Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als die Greisin mir hierauf Folgendes antwortete:

„Wer sagt Dir denn, daß Omar sich dadurch diese Last aufladen wird? Ein neuer Freier für Hanifa ist schon gefunden."

Dieses stand so gänzlich mit unseren Sitten im Widerspruch, daß ich nicht umhin konnte, mitleidig mit den Achseln zu zucken, während ich erwiderte:

„Ein neuer Freier! Das müßte doch mit seltsamen Dingen zugehen. Dann natürlich wird Hanifa, wenn Omar mit mir aus dem bekannten Grunde bricht, in Zukunft für eine Gefallene, für eine Entehrte gelten und kein Araber wird auch nur einen Augenblick anstehen, sie dafür zu halten. Keiner

wird sich durch ein Bündniß mit ihr entehren oder wenigstens lächerlich machen wollen. In diesem Lichte muß doch natürlich die Ehe mit ihr allen denjenigen erscheinen, welche vernehmen, warum sich Hanifa nicht mit mir verheirathet hat."

„Darin hast Du nicht Unrecht, o Ali", sagte die Alte, „in diesem Licht muß das arme Mädchen allerdings von Allen beurtheilt werden, den Alle werden sie für schuldig halten, Alle, nur ein Einziger nicht, und dieser Eine ist grade Dein Nebenbuhler."

„Mein Nebenbuhler?" rief ich, „doch nicht Hassan ben et Tabari?"

„Natürlich! Hassan! Wer sollte es denn anders sein? Hassan will sie heirathen, sobald ihr Vater mit Dir gebrochen haben wird."

Hätte ich dieses für möglich gehalten, so würde mein Zorn keine Grenzen gekannt haben. Aber wie konnte ich glauben, daß gerade Hassan, dessen Stolz mir bekannt war, sich nach arabischen Begriffen soweit erniedrigen würde, um ein Mädchen zu heirathen, welches ihren guten Ruf, sei es auch gänzlich ohne ihre Schuld, verloren hatte? Ich fuhr deßhalb die gute Fatma etwas barsch mit den Worten an:

„Daß Hassan sie heirathen werde, nachdem er von ihr als von einer Gesunkenen sprechen gehört hat, das wirst Du mich nie glauben machen."

„Aber", so lautete die behende Entgegnung der Alten, „wer sagt Dir denn, daß Hassan sie für eine Gesunkene hält? Er ist im Gegentheil grade der Einzige, der von ihrer Unschuld überzeugt ist."

„Für so frei von Mißtrauen hätte ich ihn nicht gehalten", entgegnete ich bitter.

„Frei von Mißtrauen", sagte Fatma, „das ist er aller-

dings sonst nicht. Aber in diesem Falle haben ihn seine eignen Augen belehrt, daß Hanifa unschuldig ist."

„Seine eignen Augen?" rief ich erstaunt und entrüstet zugleich. „Was willst Du damit sagen?"

„Daß er Zeuge Eurer Zusammenkünfte gewesen ist und gesehen hat, daß bei denselben nichts Unrechtes geschah."

Bei dieser neuen, so ganz unerwarteten Enthüllung kannte meine Wuth keine Grenzen mehr und da der Gegenstand, welchem sie vor Allem hätte gelten sollen, abwesend war, so wandte sie sich gegen die arme Greisin, welche ich im Augenblicke fast für eine Verrätherin und Helfershelferin meines Feindes anzusehen geneigt war.

„Wie?" so schrie ich wüthend, „treulose alte Hexe! so hast Du mich doch verrathen? So hast Du meinen Nebenbuhler von unsern Zusammenkünften in Kenntniß gesetzt, ihm seinen Spionierplatz bei denselben angewiesen, kurz nur in seinem Interesse gehandelt und mich auf schändliche Weise verrathen, während Du Dir die Miene gabst, als seiest Du ganz für meine Absichten gewonnen?"

Fatma entgegnete lange nichts auf diesen ungerechten Ausfall. Sie schien offenbar weniger darüber erzürnt, als verblüfft durch diese Worte, welche sie von mir, den sie so vielfach zu Dank verpflichtet hatte, am Allerwenigsten erwarten durfte. Erst nach einer längeren Pause hatte sie sich von ihrem Erstaunen erholt und sagte dann:

„Die Worte eines zornigen Kindes können die alte Mutter nicht beleidigen. Hättest Du mich ruhig weiter reden lassen, so wüßtest Du nun den wahren Verlauf der ganzen Sache. Was ich so eben darüber sagte, daß Hassan Zeuge Eurer Zusammenkünfte gewesen sei, das ist zwar meine volle Ueberzeugung, aber einen unmittelbaren Beweis habe ich nicht dafür. Ich kann mir jedoch denken, wie es geschah. In der

Nähe von dem Punkte Eurer Zusammenkünfte befindet sich ein altes Silo, eine unterirdische Grube, in welcher früher Omar Getreide aufzuspeichern pflegte. Nur aus diesem Silo heraus kann Hassan, durch das einzige Fensterchen oder vielmehr das Loch, welches die Grube auf der einen Seite hat, Euch gesehen und belauscht haben. Wie er freilich davon Nachricht bekam, daß Hanifa Dir ein Stelldichein gegeben, das kann ich mir nur durch einen unglücklichen Zufall erklären, indem ich annehmen muß, daß er uns beide an dem Abend überhört hat, an welchem Du mir den ersten Vorschlag machtest, Dir Hanifa zu zeigen. Du erinnerst Dich ihn an jenem Abend mit mir gesehen zu haben. Ich meinte freilich, er sei weggegangen, ehe ich zu Dir kam, aber nun muß ich glauben, daß er uns nachgeschlichen ist und unser Gespräch überhört hat. Uebrigens brauchst Du deßhalb noch nicht zu verzweifeln, denn jedenfalls ist Hassan in dem Silo allein gewesen, er besitzt folglich keinen zweiten Zeugen für seine Behauptungen und kann auf diese Weise dem Vater Deiner Braut keinen unumstößlichen Beweis von Euren Zusammenkünften liefern, denn bekanntlich gilt nach unserm Gesetz die Aussage eines einzigen Zeugen für nichtig."

Diese Worte fachten das erlöschende Licht der Hoffnung in meinem Busen wieder an. Omar besaß keine Beweise, er hatte folglich keinen triftigen Grund, sein Versprechen zurück zu nehmen und schien gezwungen, sein Wort zu halten. Ich war fest entschlossen, mich in Zukunft mit der größten Vorsicht zu benehmen und dem Vater meiner Braut jeden Vorwand zu rauben, wortbrüchig zu werden. Noch ein einziges Mal wollte ich meine Geliebte sehen, noch ein einziges Mal und dann nie wieder bis zum glücklichen Tage, welcher sie für immer zu der meinigen machen sollte. Als ich diesen meinen Vorsatz der Alten mittheilte, war sie jedoch weit ent-

fernt davon, mit demjenigen Theile desselben einverstanden zu sein, welcher darin bestand, daß ich Hanifa überhaupt noch einmal sehen wollte.

„Du darfst“, so warnte sie mich, „Deine Geliebte gar nicht wieder sehen, bis sie Dir als Deine rechtmäßige Gattin einige Monate nach der Lesung des Fatsha in's Haus geführt wird.“

Ich war jedoch nicht im Stande, so viel Entsagung zu üben. Ich hatte mich zu lebhaft auf die Zusammenkunft mit meiner Braut gefreut, um jetzt, da dieselbe bevorstand, der nüchternen Vernunft Gehör zu schenken. Nur soviel Bedachtsamkeit hatte ich noch behalten, um an die drohendste Hauptgefahr zu denken, welche mir durch meinen Nebenbuhler bereitet werden konnte und fragte deßhalb die Greisin, ob sie denn glaube, daß auch heute Abend Hassan im Silo versteckt sei? Worauf sie nicht umhin konnte, die Wahrheit zu berichten:

„Nein“, entgegnete sie, „im Silo kann er nicht sein und wird auch wohl schwerlich wieder hineinkommen, da wir den Weg fast unzugänglich gemacht haben; sollte er aber selbst hineingelangen, so würde es ihm wenig helfen, denn wir haben das Loch in der Wand, durch welches er Euer Stelldichein belauschen konnte, vollkommen verstopft. Aber dennoch rathe ich Dir dringend, heute nicht hinzugehen. Ein schreckliches Unglück steht bevor, so sagt mir eine dunkle Ahnung, und meine Ahnungen haben mich noch nie betrogen.“

Diese Rede der guten Fatma kam mir nur wie ein Aberglaube eines geistesschwachen alten Weibes vor. O, hätte ich ihrer Warnung gefolgt, hätte ich nicht in meinem Hochmuth, den ich für Aufklärung hielt, ihre Ahnungen verlacht, ich wäre heut ein glücklicher Mensch und nicht genöthigt, beim Haschisch Trost für meine Leiden zu suchen.

Was ich noch von meiner Geschichte zu melden habe, ist ihr traurigster Theil und Du wirst mir deßhalb verzeihen, wenn ich diese Erzählung in kurze Worte zusammenfasse. Ich verließ eilig die alte Fatma, ohne auf ihre Warnungen zu hören, ja ich stieß sie, als sie mir in wohlgemeinter Absicht den Weg versperren wollte, ziemlich unsanft zurück, so daß ich die hinfällige Greisin, glaube ich, in einen Graben warf. Ich sage „glaube ich", denn ich hatte weder Zeit noch Willen, mich umzusehen, so völlig war ich von dem einen Gedanken eingenommen, welcher meine ganze Seele ausschließlich beherrschte.

Wer beschreibt mein Glück, als ich am Orte des Stelldicheins meine Geliebte richtig antraf. Ach! leider sollte es der letzte glückliche Moment in meinem Leben sein. Aber diesen letzten Augenblick der Seligkeit, welcher mir gegönnt war, genoß ich mit einer Kraft des Gefühls, die mir ewig in der Erinnerung bleiben wird. Meine Sinne schienen jenen Abend mit einer übernatürlichen Empfindungsfähigkeit begabt, und dadurch wurde mir eine Tiefe des Genusses zu Theil, wie sie, glaube ich, nur lebhaft fühlende Menschen kennen lernen können. Sie sogen das unbeschreiblich liebliche Bild meiner Geliebten in all' seinen Zügen so mächtig ein, daß ich den Gipfelpunkt der Augenlust empfand. O, wie schwelgte ich in diesem beseligenden Anblick, wie labten sich meine Sinne in dem Thaue der süßesten Genüsse. Welch' einen Vorschmack jener Seligkeit, die mir der Hochzeitstag erschließen sollte, empfand ich da! Aber nicht nur meine Sinne, auch meine edleren Gefühle feierten an diesem Abend das wonnigste Fest. Denn aus dem Gespräche meiner Braut errieth ich die edlen Eigenschaften des Herzens und Gemüthes, welche dieses unvergleichliche Mädchen auszeichneten. Ich fühlte, daß ich an ihr mehr als an irgend einem anderen Weibe besitzen, daß

ich in ihr eine geistig ebenbürtige Lebensgefährtin haben würde, das heißt eine solche Gattin, wie sie einem Araber so selten, ja fast nie zu Theil wird.

Während ich mich so ganz dem Uebermaaß meiner Gefühle hingab, hatte ich nicht bemerkt, daß zwei Männer in den Garten eingetreten waren, in welchem unsre Zusammenkunft stattfand. Der Augenblick meines Falles vom Gipfelpunkt der Glückseligkeit war gekommen, und dieser Fall sollte ein tiefer, ja ein unendlich tiefer sein. Plötzlich drängten sich zwei weiße, burnusumwallte Gestalten zwischen Hanifa und mich. Die eine derselben, in welcher ich den Vater meiner Braut erkannte, faßte den Arm meiner Geliebten und drängte sie schnell hinweg. Aber ich hatte nicht Zeit, ihr nachzublicken, denn in demselben Augenblick fühlte ich mich vom Begleiter Omars, der Niemand anders war, als mein Nebenbuhler, der verhaßte Hassan, ergriffen. Ich fühlte den scharfen Stahl eines arabischen Dolches in meiner Seite, ich sah das Blut in Strömen über meinen weißen Burnus hinwallen und dann — dann sah und fühlte ich nichts mehr. Der Blutverlust hatte mir die Kräfte geraubt und ich war in Ohnmacht gesunken.

Wie lange ich so dalag, das habe ich nie mit Bestimmtheit erfahren können, da meine Familie über den Vorfall eine seltene Schweigsamkeit beobachtete. Als ich erwachte, fand ich mich in meinem väterlichen Hause. Meine Wunde war verbunden und es wurde ihr die zärtlichste und eifrigste Pflege zu Theil. Eine Zeit lang hielt man sie für lebensgefährlich, aber ein geschickter europäischer Arzt, welchen man im Geheimen, um bei unsren Glaubensgenossen keinen Anstoß zu erregen, herbeigerufen hatte, erklärte, daß keines der wesentlichsten Organe verletzt sei. Mein körperlicher Theil ging der Besserung entgegen, aber meine Seele war so krank, wie

sie es nur sein konnte. Denn ich besaß die Gewißheit, daß nun Omar den gesuchten Vorwand gefunden habe, um sein Wort, welches mir die Hand seiner Tochter zusagte, zurückzunehmen. Ich wußte, daß kein Araber ihm bei dieser Handlungsweise Unrecht geben würde. Denn er konnte behaupten und diese seine Behauptung hatte die Wahrscheinlichkeit für sich, ich habe nur zu dem Zwecke die geheimen Zusammenkünfte mit seiner Tochter gesucht, um dieselbe zu verführen und ihr dann, nachdem sie ihr edelstes Gut verloren, die Ehe zu verweigern. So wenigstens würde jeder Araber die Sache auffassen. Daß bis jetzt die Verführung nicht stattgefunden, davon mußte zwar Omar überzeugt sein, da sonst die Bewerbung Hassans nicht erneuert worden wäre, aber er konnte dieses nach arabischen Begriffen nur für einen glücklichen Zufall, nicht für mein Verdienst ansehen. Wer konnte ihm jedoch dafür stehen, daß dieser glückliche Zufall auch in Zukunft die Unschuld Hanifa's beschützen werde? Deßhalb war er der Billigung aller unsrer Landsleute gewiß, wenn er in dem besagten Falle mir durch Zurücknahme seines Versprechens jeglichen selbst nur anscheinenden Vorwand raubte, meine Geliebte noch einmal zu sehen und die mir zugeschriebne schnöde Absicht auszuführen. Ich sage „Vorwand", denn ein Recht darauf, seine Braut zu sehen, besitzt kein Araber. In diesem Lichte betrachtete ich meine Lage und dieselbe konnte mir nicht trostloser vorkommen.

Wer schildert jedoch meine Ueberraschung, als meine Mutter, welcher ich meine Befürchtungen mittheilte, mich wegen derselben zurechtwies und mir mit heiterm Gesicht versicherte, daß diese Befürchtungen ganz unbegründet seien.

„Es ist nichts geändert", sprach sie, „zwischen Omar's Familie und der unsrigen. Die Hand Hanifa's bleibt Dir

zugesagt und sobald Du wieder geheilt sein wirst, steht der Lesung des Fatsha kein Hinderniß mehr im Wege."

Diese Versicherung, obgleich sie von meiner Mutter ausging, ja vielleicht grade deßhalb, weil sie von ihr ausging, war nicht vermögend, meine Befürchtungen zu zerstreuen. Denn ich glaubte nur zu deutlich zu erkennen, daß man mich mit nichtigen Hoffnungen zu täuschen suche, damit mein trüber Gemüthszustand meine körperliche Genesung nicht verzögere oder möglicherweise verhindere. Ich war deßhalb entschlossen, eine List zu gebrauchen, um die Wahrhaftigkeit der Behauptungen meiner Familie auf die Probe zu stellen. Diese sehr einfache List bestand darin, daß ich meiner Mutter, welche ich an mein Krankenlager rief, Folgendes eröffnete:

„Ich werde nicht eher glauben, daß Omar seinem Versprechen treu geblieben ist, als wenn die Lesung des Fatsha trotz Allem, was vorgefallen ist, dennoch an demselben Tage stattfindet, welcher schon früher, das heißt vor meiner Verwundung dazu festgesetzt worden war."

„Aber", entgegnete meine Mutter, „wie kannst Du Dich denn verheirathen, wenn Du an das Krankenlager gefesselt bist?"

„Du weißt wohl", so erwiderte ich, „daß bei der Lesung des Fatsha die Anwesenheit des Bräutigams gar nicht nöthig ist. Im Gegentheil dieselbe würde sogar gegen unsere Sitten auf's Auffallendste verstoßen. Ich brauche deßhalb gar nicht gesund zu sein, damit die Trauungsceremonie, welche ja durch Procuration stattfindet, vor sich gehe. Wenn aber der Zeitpunkt der Vollziehung der Ehe, welcher stets auf einige Monate nach Lesung des Fatsha verschoben zu werden pflegt, kommen wird, dann hoffe ich schon längst wieder auf den Beinen zu sein."

Meine Mutter sah, daß ich nur durch ein vollkommenes

Eingehen auf meine Wünsche die Gemüthsruhe, welche zu meiner Besserung so nöthig war, wiedergewinnen konnte. Sie versprach mir deßhalb, die Sache meinem Vater vorzustellen, und schon nach einigen Stunden erhielt ich die Versicherung, daß die Lesung des Fatsha an demselben Tage vor sich gehen solle, welcher ursprünglich dafür bestimmt worden war. Dennoch war meine Freude über diese Nachricht, welche mich unter andern Umständen in unaussprechlichen Jubel versetzt hätte, keine ungetrübte, denn ich konnte ihr keinen unbedingten Glauben schenken. Anfangs war ich sogar entschieden der Ansicht, meine ganze Familie spiele nur eine consequent durchgeführte Comödie, um mich an eine glückliche Entwicklung meiner Herzensangelegenheit glauben zu machen, da diese auf meinen Zustand von so heilsamem Einflusse zu sein schien. Später jedoch, als der entscheidende Moment heranrückte und ich unser ganzes Hauswesen mit den Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt sah, da fing mein Zweifel allmählich zu weichen an.

Als Europäer kennst Du natürlich nicht die Vorbereitungen zu einer Hochzeit, welche ein uralter Brauch in jedem arabischen Hauswesen vorschreibt. Weder der Bräutigam, noch sein Vater haben dabei das Geringste zu thun, da es unanständig wäre, irgend einen Mann mit etwas in Verbindung zu bringen, was bei uns beinahe ausschließlich in das Bereich der Frauen gehört, wie eine Hochzeitsfeierlichkeit. Nur die Lesung des Fatsha selbst, das heißt die religiöse Ceremonie findet in Gegenwart der Männer und zwar mit Ausschluß aller Frauen, in der Moschee statt. Nach dieser feierlichen Handlung lassen dann die Verwandten sowohl der Braut als des Bräutigams in der Moschee selbst zahllose Krüge voll Scherbet und wohlriechende Essenzen herumreichen. Aber alle Lustbarkeiten, welche die Hochzeit mit sich führt,

finden ausschließlich im Kreise der Frauen statt. Es sind das die einzigen Gelegenheiten, bei welchen anständige Araberinnen zusammen kommen dürfen. Zu diesen Festen, welche acht oder vierzehn Tage dauern, pflegt sich eine jede angesehene und wohlhabende Familie mit einer großen Menge von Eßwaaren und Getränken zu versehen, welche stets im Hause selbst von den weiblichen Verwandten des Bräutigams zubereitet werden und deren Bereitung oft längere Zeit in Anspruch nimmt. Alle unsre Frauen sind in der Kochkunst, namentlich in der Verfertigung zahlloser Arten von Kuchen und Süßigkeiten sehr erfahren und würden sich schämen, gemietheten Händen eine Arbeit anzuvertrauen, auf welche sie gewissermaßen stolz sind und die ihnen in ihrem langweiligen Einsperrungsleben eine willkommene Zerstreuung bietet.

Als ich nun meine weiblichen Anverwandten alle mit Zubereitung der bei einer Hochzeit üblichen Süßigkeiten, namentlich mit dem Backen des Hochzeitskuchens, welchen wir Meschelwisch nennen, sowie mit Mischung des Scherbet und der wohlriechenden Essenzen beschäftigt sah, welche bei der Lesung des Fatsha herumgereicht zu werden werden pflegen, da wollte es mir doch scheinen, als sei dieses mehr als Comödie, als sei es diesesmal mit meiner Hochzeit Ernst und die Freude fing an, wieder in meiner Brust die Oberhand zu gewinnen.

Dennoch stiegen noch von Zeit zu Zeit die Zweifel in mir auf, ja dieselben wurden zuweilen sogar so mächtig, daß ich mich fragte, ob nicht das Ganze dennoch nur Spiel sei, ob man sich nicht verabredet habe, meine Täuschung selbst noch nach dem Tage der Lesung des Fatsha aufrecht zu halten, und mich dann glauben zu machen, daß ich nun der gesetzliche Gemahl meiner geliebten Hanifa geworden sei, während in Wirklichkeit die Trauungsceremonie gar nicht stattgefunden hatte. Diese ganze Comödie, wie ich mir dieselbe dachte,

konnte ich mir am Ende durch die wohlmeinende Fürsorge meiner Familie für meine Gesundheit erklären. Erst, wenn sie mich vollständig genesen sehen würde, erst dann mochte sie es wagen wollen, vor meinen Augen den Schleier, welcher die schreckliche Wahrheit verhüllte, aufzudecken. Bis dahin also sollte ich in der Ungewißheit bleiben? Dieser Gedanke war mir unerträglich.

Ich beschloß deßhalb, hinter dem Rücken der Meinigen einen Schritt zu thun, der mir Aufklärung verschaffen sollte. Mein Entschluß war schnell gereift. Ich wollte mich an dem Hochzeitstage selbst in die Moschee begeben, um mit eignen Ohren mein Schicksal aus dem Munde des Mufti und der Stellvertreter der Braut und des Bräutigams zu vernehmen. Dieser Entschluß war nicht so übertrieben schwer auszuführen, als Du Dir dieses vielleicht vorstellen möchtest. Natürlich durfte kein Mitglied meiner Familie auch nur eine Sylbe davon erfahren. Er mußte eben so geheim ausgeführt werden, als er im Geheimen gefaßt und zur Reife gebracht worden war. Dieses war nicht schwer, denn an dem zur Lesung des Fatsha festgesetzten Morgen sollte sich meine sämmtliche Familie in die Stadt und zwar in das Haus eines Freundes zum Besuch begeben, um dort bis zu Vollendung der Ceremonie zu weilen. Ich dagegen sollte unter der Pflege einer einzigen alten Dienerin allein zu Hause gelassen werden. Diese Alte konnte ich leicht unter irgend einem Vorwand einen Augenblick entfernen und diesen Augenblick zu meiner Flucht benutzen. Freilich war ich noch so schwach, daß ich kaum gehen konnte. Aber ich wußte, daß unweit von unserm Landhause ein Franzose wohnte, welcher einen Wagen besaß, den er, da er keineswegs wohlhabend war und das Fuhrwerk bloß seiner Geschäfte wegen hielt, bei Gelegenheit auch vermiethete. Glücklicherweise war der Tag der Lesung des Fatsha

auf einen Sonntag festgesetzt worden, und an diesem Tage konnte ich mit einiger Bestimmtheit darauf rechnen, daß der Wagen unsres Nachbars nicht zu geschäftlichen Zwecken in Anspruch genommen werde. Bis zu der Wohnung des Franzosen glaubte ich mich am Ende mit vieler Anstrengung schleppen zu können. Von dort würde ich dann in dem Wagen unsres Nachbars in die Stadt und bis vor die Thüre der Dschema el kebir, der großen Moschee von Algier, fahren, in welcher die religiöse Ceremonie vor sich gehen sollte. Dadurch, daß ich dieser beiwohnte und aus dem Munde der beiden Stellvertreter deutlich die Namen Ali und Hanifa zu hören bekam, dadurch allein konnte ich mir in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens die Gewißheit verschaffen, welche sich Alle verschworen zu haben schienen, mir vorzuenthalten

Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, ward ich ruhiger, da ich nun eine sichere Aussicht besaß, aus der so peinlichen Ungewißheit herauszukommen. Ich war jetzt für Alles, was mir die Meinigen sagen konnten, völlig gleichgültig geworden, ich hielt alle ihre Mittheilungen für leeren Schall, für sinnlose Worte, denn sie besaßen für mich keine Bedeutung mehr. Um jedoch keinen Verdacht zu erregen, gab ich mir die Miene, als interessirten mich immer noch die Aufklärungen, welche meine Familie mir über mein nahe bevorstehendes Schicksal von Zeit zu Zeit geben wollte. Ich stellte deßhalb auch diejenigen Fragen, welche man in meinem speciellen Falle vernünftiger Weise von mir erwarten mußte. So erkundigte ich mich zum Beispiel danach, wen man denn zu meinem Stellvertreter, welcher für mich bei Lesung des Fatsha das Jawort aussprechen sollte, gewählt habe, und erhielt zur Antwort, mein Ukil (Repräsentant) werde einer der Beamten der Moschee sein. Dieses entsprach vollkommen unsern Gebräuchen, denn die Beamten der Moschee werden, als Respects-

personen, besonders gern mit dem vorübergehenden Amte des Ukil betraut. Nun stellte ich mich sehr verwundert darüber, daß dieser mein gewählter Stellvertreter mich gar nicht besuche, um aus meinem eignen Munde die Bestätigung seines Amtes zu erhalten. Darauf wurde mir geantwortet, ein Besuch des Ukil würde mich bei meinem jetzigen Zustande ja nur stören, auch sei ein solcher nicht im Geringsten nothwendig, da ja mein Vater in allen Dingen mit voller rechtskräftiger Gültigkeit für mich handeln könne und das, was derselbe für mich aussage, grade so angesehen werde, als ob ich es selbst ausgesagt hätte. Auch dieses war vollkommen richtig, denn nach unseren Gesetzen bleibt der Sohn, so lange der Vater lebt, unmündig, und was dieser für jenen beschließt, besitzt vollkommene rechtskräftige Gültigkeit. Darauf wünschte ich zu wissen, wer den Stellvertreter meiner Braut machen solle und erfuhr, daß man einen Verwandten Omar's zu diesem Amte erwählt habe. Kurz auf alle meine Fragen wurden ganz plausible Antworten ertheilt und ich wurde durch dieselben auch um kein Haar klüger, oder über den Umstand aufgeklärt, ob das ganze nur Spiel oder Wirklichkeit sei.

Endlich jedoch brach der langersehnte Tag an, welcher mir Gewißheit verschaffen sollte. Am Morgen schon in aller Frühe wurden zahllose Krüge voll Scherbet, welcher in unserm Hause bereitet worden war, in die Stadt und, wie man mir sagte, in die Moschee gebracht, um dort den Zeugen der Lesung des Fatsha angeboten zu werden. Diese Scherbetkrüge begleiteten silberne Kannen voll wohlriechender Essenzen, mit welchen die zu diesem Zwecke eigens gemietheten Diener die Hochzeitszeugen zu besprengen pflegen. Ebenso schickte man einen ganzen Stoß feiner türkischer, mit Gold gestickter Handtücher in die Stadt, um den Gästen nach dem Trinken des Scherbet und dem Besprengen mit Essenzen zum Abwischen

des Mundes und der Hände gereicht zu werden. Alles dieses war in schönster Ordnung und geschah gemäß der uralten arabischen Sitte, der zu Folge, wenn das Fatsha gelesen ist, zu jedem Hochzeitszeugen nach der Reihe drei Knaben treten, von welchem der erste ihm Scherbet zu trinken anbietet, der zweite ihn mit wohlriechenden Essenzen besprengt und der dritte ihm ein Handtuch überreicht. Du siehst, meine Familie hatte keine dieser Verpflichtungen vergessen und, war dieses Alles wirklich nur Comödie, so war es wenigstens eine sehr gut und consequent durchgeführte Comödie.

Ungefähr zwei Stunden, ehe die Ceremonie vor sich gehen sollte, begab sich meine sämmtliche Familie in die Stadt. Ich blieb mit einer altersschwachen Araberin allein im Hause und nun stand der Ausführung meines Planes kein Hinderniß mehr im Wege als eben diese Alte, welche entfernt werden mußte. Dieses war nicht schwer. Ich empfand plötzlich einen lebhaften Wunsch nach einigen Granatäpfeln, eine Erfrischung, welche wir Mauren Algiers den Kranken zu geben pflegen und denen wir heilsame Eigenschaften zuschreiben. Die Alte war gern erbötig, mir diese Frucht aus dem benachbarten Garten eines Freundes unsrer Familie zu holen, und entfernte sich in dieser Absicht.

Kaum war sie fort, als ich mich im Nu ankleidete und das väterliche Haus verließ. Mein Kraftzustand war leidlich und gestattete mir, ohne Unfall das Haus unsres französischen Nachbars zu erreichen. Glücklicherweise war der Wagen frei und ich konnte denselben bald besteigen und nach der Stadt fahren.

Ich ließ das Fuhrwerk in einiger Entfernung von der großen Moschee halten, da es Aufsehen erregt hätte, wenn ein Araber im Wagen an dem gottesdienstlichen Gebäude angekommen wäre. Dort stieg ich aus und schleppte mich

mühsam nach dem Thore der Dschema el kebir. Wer beschreibt meine Freude, als ich sogleich beim Eintreten in den Tempel bemerkte, wie hier Alles zu einer Hochzeitsfeierlichkeit vorbereitet war. Große Krüge voll Scherbet lagen nebeneinander da, die silbernen Kannen und die Tücher fehlten nicht und ein Häuflein jener Diener umstand sie, welche man bei solchen Gelegenheiten zu miethen pflegt.

Da ich nicht gesehen und erkannt sein wollte, so hielt ich mich so lange hinter einer der Thüren versteckt, bis die Versammlung vollzählig erschien. Dann schlich ich mich leise in das Innere der Moschee, was ich sehr gut, ohne beachtet zu werden, thun konnte, denn die sämmtlichen Versammelten drehten mir und der Thüre den Rücken, indem sie alle sich mit dem Angesicht nach der Kibla (Gebetesrichtung) zugewendet hatten. Einmal im Innern der Moschee, konnte ich mich sehr leicht hinter einem der hundert massiven Pfeiler, welche ihr Dach stützen, verstecken. Aus diesem Versteck heraus blickte ich direct auf die kleine, in der Richtung nach Mekka angebrachte Wandnische, in welcher der Mufti sich aufzuhalten pflegt. Vor diesem Würdenträger standen in feierlicher Haltung und mit salbungsvollen Festmienen eben zwei ältere Männer, offenbar die Stellvertreter der Braut und des Bräutigams, in deren einem ich in Folge der Amama (des weißen, steifen, enggefalteten, oben zugerundeten Turbans der Richter und Moscheebeamten), welche er trug, einen Bediensteten des gottesdienstlichen Hauses erkannte. Die Anwesenheit dieses Einen entsprach also vollkommen dem, was mich meine Verwandten hatten erwarten lassen. Wer aber konnte der Andere sein? Ich vermochte lange nicht, sein Gesicht deutlich zu erblicken, da sich das Licht in der Kibla sehr ungünstig erwies und ich verzweifelte schon, ihn erkennen zu können. Da plötzlich wandte er sein Antlitz zufälliger Weise grade in

meiner Richtung um und ich erkannte zu meinem unaussprechlichen Jubel in ihm einen Verwandten Omars, einen mütterlichen Oheim meiner geliebten Hanifa. Jetzt glaubte ich meiner Sache gewiß zu sein. Meine Verwandten hatten mich nicht getäuscht. Was ich für Comödie gehalten, das war Wahrheit gewesen, nur meiner krankhaften Phantasie, meinem durch körperliche Leiden gesteigerten Mißtrauen war es wie ein Spiel vorgekommen. Ich sollte dennoch glücklich, was sage ich glücklich, ich sollte überselig werden, denn der Besitz meiner geliebten Braut war mir nun gesichert. So dachte ich wenigstens in jenem Augenblicke und meine Seele schwelgte im Vorgefühle des höchsten Glücks. Aber leider sollte das Erwachen aus diesem süßen Traume, der mir schon fast wie Wirklichkeit vorkommen wollte, ein entsetzliches werden.

Ich erwartete natürlich nichts Andres, als daß ich nun aus dem Munde des Moscheebeamten, welchen ich für meinen Stellvertreter bei der Lesung des Fatsha hielt, meinen eignen Namen und aus dem Munde seines Gefährten den Namen meiner Braut vernehmen würde. Diesen letzteren hörte ich nun allerdings, zwar leise, wie dies immer bei ähnlichen Gelegenheiten üblich zu sein pflegt, jedoch deutlich und verständlich aussprechen. Aber der andere Name war nicht der meinige. Der Beamte, welcher den Namen des Bräutigams aussprach, besaß eine deutliche Stimme, er redete sogar lauter, als es in ähnlichen Fällen sonst hergebracht ist, so daß mir nicht die geringste Selbsttäuschung übrig bleiben und ich mir nicht einmal mit der Hoffnung schmeicheln konnte, als habe ich den Namen falsch vernommen. Dieser Name war kein andrer, als der meines Feindes und Nebenbuhlers, desjenigen, dessen Dolchstich in meiner Seite noch nicht vernarbt war, es war der Name des Hassan ben et Tabari. Es war seine Trauungsceremonie, welche gefeiert wurde und nicht die

meinige. So war doch Alles nur Lug und Trug gewesen, was man mir vorgespiegelt hatte, ich war verrathen und verkauft, ich war um das einzige irdische Glück betrogen, welches für mich einen Werth besaß.

Bei dieser ebenso plötzlichen, als fürchterlichen Entdeckung vermochte ich nicht, meiner Sinne Herr zu bleiben. Wie wahnsinnig brach ich aus meinem Versteck hervor und eilte schnellen, aber doch wankenden Schrittes bis an die Stelle, wo der Mufti und die Hochzeitszeugen saßen, und war eben im Begriff, mit lauter Stimme gegen diese Schandthat zu protestiren, als mich plötzlich meine in Folge der langen Krankheit noch hinfälligen Kräfte verließen. Ich stieß einen lauten Schrei aus und sank dann zu den Füßen des Mufti scheinbar leblos zu Boden.

Hiermit ist meine Geschichte zu Ende. Mein weiteres Leben kann für keinen Menschen mehr ein Interesse darbieten. Körperlich zwar genaß ich, aber, wenn meine Seele nicht krank geblieben wäre, so würdest Du mich heutigen Tages nicht hier in der Haschischbude sitzen sehen.

„Und Omar?" so fiel ich plötzlich mit einer vielleicht unwillkommenen Frage ein. „Ist er mit seinem Schwiegersohn zufrieden?"

Dieß war eine indirecte Weise, mich nach Hanifa zu erkundigen, denn graden Weges nach ihr zu fragen, das würde gegen alle arabische Sitte verstoßen haben und selbst nach europäischen Begriffen in diesem Falle vielleicht unzart gewesen sein.

„Omar?" entgegnete Ali, „ich kümmere mich nicht mehr um ihn. Er ist mir ebenso gleichgültig geworden, wie die ganze übrige Welt. Alles, was ich von ihm weiß, ist, daß er sich seit einem Jahre ebenfalls dem Haschisch ergeben hat, woraus ich, wenn mir die Sache nicht zu gleichgültig wäre,

schließen möchte, daß irgend ein geheimer Kummer auch ihn niederdrückt."

Diese Indifferenz des Haschischrauchers in Bezug auf einen Mann, welcher ihn früher doch lebhaft interessiren mußte, entsprach zwar dem Wesen dieser Opfer des narkotischen Krautes, aber ich hielt sie bei Ali doch noch nicht für vollkommen begründet und hoffte deßhalb weitere Aufklärung von ihm erlangen zu können.

„In welcher Haschischbude treibt er denn sein Wesen?" lautete meine weitere Frage.

„In welcher Bude? Wo anders, als hier? Wie sollte ich denn sonst etwas von ihm wissen? Ich gehe mit Niemandem um, ich spreche beinahe mit Niemandem, ich erkundige mich nach keinem Menschen. So weiß ich denn nichts von all' dem, was in Algier seit einem Jahre geschieht und gesprochen wird. Ich kenne Niemand mehr, als die Insassen dieser Bude und da Omar einer von ihnen ist, so konnte ich nicht umhin, ihn zu bemerken. Aber nie sprechen wir zusammen. Ich glaube, er erkennt mich gar nicht wieder. Siehst Du nicht das kleine, verrunzelte, in Lumpen gekleidete Männchen, welches dort in der Ecke, uns schräg gegenüber, sitzt?"

Am bezeichneten Platze saß eine kleine, verschrumpfte Gestalt, ein hinfälliges Knochengerippe, mit etwas gelblicher Haut überzogen, deren zahlreiche Runzeln eher von Sorgen, als vom Alter, denn das Männchen war noch kein Greis, herzurühren schienen. Das Gerippe war in bescheidene Lumpentracht gehüllt, deren häufige Löcher hie und da einen der elenden Knochen der Jammergestalt offenbarten. Trotz jenes körperlichen Elends und trotz dieser tiefen Armuth, so trugen doch die Gesichtszüge des kleinen Mannes keineswegs einen verzweifelnden Ausdruck zur Schau. Im Gegentheil, um seine Mundwinkel zuckte zuweilen ein beinahe verklärtes Lächeln,

seine schwarzbraunen Aeuglein erschienen in einem süßen Thau gebadet, dessen feuchte Nebelhülle sie doch noch manchmal mit einem gewissen Feuer durchbrachen. In solchen Augenblicken funkelten sie licht und helle und sahen eher wie die Augen eines verzückten Derwischs, der die vermeintliche Anschauung Gottes genießt, als wie die eines ganz gewöhnlichen, prosaischen, verunglückten Familienvaters aus. Der Kopf erschien meist auf die Seite gesenkt, wie das Haupt eines Träumenden und das eine in die Höhe gerichtete Ohr zeigte sich ganz besonders gespitzt, gleichsam als lausche es einer süßen überirdischen Melodie.

Aus dem ganzen Wesen und Gebahren des hinfälligen kleinen Mannes errieth man, daß, was auch immer die ernsten Verhängnisse gewesen sein mochten, womit ein tückisches Schicksal ihn heimgesucht, er sich durch einen kühnen Phantasiesprung über dieselben hinweggesetzt hatte und nun eine eingebildete, chimärenhafte Glückseligkeit empfand, welche, während der paar Stunden, die sie täglich andauern mochte, ihn alles Leid vergessen ließ. Jener kühne Phantasiesprung und diese eingebildete Glückseligkeit bildeten das Resultat des Haschisch, jenes allerdings beklagenswerthen und verdammungswürdigen, aber doch unleugbaren Sorgenbrechers.

Das war also Omar, der Vater der schönen Hanifa, der Schwiegervater eines der reichsten jungen Männer von Algier! Wie konnte er sich seiner Tochter, welcher ich nach Ali's Erzählung doch mannichfache Vorzüge, nicht nur des Aeußern allein, sondern auch des Geistes und Charakters zuschreiben mußte, so durchaus unwürdig zeigen? Wie konnte er so tief gesunken sein, um sich hier, in Gesellschaft des liederlichsten Gesindels, oder vielmehr um einen Ausdruck zu gebrauchen, welcher im speciellen Falle geeigneter sein möchte, in Mitte der Schiffbrüchigen auf dem Meere der socialen

Stellung, einer der verderblichsten Verirrungen hinzugeben? Zu diesem moralischen Fall kam noch sein gesellschaftlicher, welcher letztere namentlich mir die ganze Sache unerklärlich machte. Denn ein reicher Araber läßt den Vater seiner Frau, namentlich einer so geliebten Frau, wie Hanifa es doch sein mußte, nie dergestalt in's Elend sinken, daß er, nur mit Lumpen bekleidet, nur mit der dürftigsten Kost ernährt, deren Spärlichkeit die skeletthafte Magerkeit deutlich verkündet, sich nur wenig, oder so gut wie gar nicht, von einem Bettler unterscheidet. Für diese Räthsel suchte ich eine Lösung bei Ali; aber umsonst. Seit seinem Unglück hatte er sich um Niemand mehr bekümmert und wußte mir vom Schicksal Omar's, Hanifa's oder Hassan's auch nicht das Geringste zu sagen.

Das kleine Männchen sprach kein Wort. Es schien das Haschischrauchen mit einer gewissen Methode, ja ich möchte fast sagen, mit einer an Stoicismus grenzenden Gewissenhaftigkeit, mehr wie eine Pflicht, wie im Gehorsam gegen das Gebot eines unerbittlichen Schicksals, als wie eine freiwillige Handlung zu betreiben. Diese Methode war jedoch nicht nur in seiner Art des Rauchens zu entdecken, nein, selbst in der durch dasselbe erzeugten Berauschtheit schien eine Methode zu liegen. Man konnte deutlich, beinahe mit mathematischer Genauigkeit, bei ihm die verschiedenen Phasen berechnen, welche sein Haschischrauchen und sein Haschischrausch durchliefen. Diese Phasen zeigten sich im Ganzen genommen zwar als die gewöhnlichen, welche jedem Genießer des narkotischen Krautes eigenthümlich sind, nur traten sie bei Omar mit mehr Präcision ein, wie es seine methodische Natur mit sich brachte. Aber in einem einzigen Sympton unterschieden sich seine Phasen auf's Auffallendste von denen der andern Kifraucher. Während des Rauchens der ersten Pfeifen, als die Betäubung

noch nicht die Oberhand über seine Sinne und sein Gedächtniß gewonnen hatte, da schien er in einer gewissen Unruhe befangen zu sein. Diese Unruhe gab sich besonders dadurch kund, daß er immer nach der geöffneten Thür der Haschischbude hinblinzelte, gleichsam als erwarte er von dort irgend eine Störung seiner beschaulichen Mußestunde. War er so hart von Schulden bedrängt, daß er das plötzliche Eintreten irgend eines Gläubigers befürchtete, welcher ihn aus dem Tempel der traumhaften Glückseligkeit herausreißen und der prosaischen Wirklichkeit eines Schuldgefängnisses zuführen würde? Dieses war möglich, aber nicht wahrscheinlich, denn das bettelhafte Männchen hatte gewiß schon längst keinen Credit mehr besessen, um irgendwelche Schulden machen zu können.

Was auch immer der Grund dieser Unruhe sein mochte, dieselbe war entschieden vorhanden, und für mich, der ich, seit mir Ali seine Geschichte erzählt hatte, das Männchen aufmerksam beobachtete, im höchsten Grade auffallend. Ali freilich, der für die Welt im Allgemeinen und für Omar im Besondern bis zur vollkommensten Gleichgültigkeit abgestumpft erschien, hatte sie nicht bemerkt und wußte mir, als ich ihn nach dem muthmaßlichen Grunde derselben fragte, keine befriedigende Antwort zu geben.

Aber diese Unruhe dauerte nicht ewig. Je mehr Rauchwolken Omar aus dem kleinen Rohre der Kifpfeife gegen die geschwärzte Decke der Bude blies, desto ruhiger schien er zu werden. Das Schielen nach der Thüre, welches Anfangs fast bei jedem Zuge aus der Pfeife erfolgte, fand jetzt in größeren Zwichenräumen statt. Diese Zwischenräume wurden immer ansehnlicher, bis zuletzt sein Auge gar nicht mehr den Weg nach der Oeffnung des Ladens fand. Nun war die narkotische Gewalt in ihr volles Recht eingetreten, die Sorg-

lichkeit war in dem Strom des Lethe ertränkt worden und der tiefste Friede malte sich auf dem Angesicht des zerlumpten Männchens. Jetzt nahmen seine Züge jenen verklärten, entzückten Ausdruck an, welchen ich oben beschrieben habe, denn in einem solchen Augenblicke war es gewesen, daß ich den Vater Hanifa's das erstemal erblickt hatte.

Omar nahm jetzt fast alles Interesse in Anspruch, welches ich früher für Ali und dessen Schicksal so lebhaft empfunden hatte. Ich machte ihn zum ausschließlichen Gegenstand meines Studiums und besuchte von nun an nur seinethalben allabendlich die Haschischbude, wie ich es früher um Ali's willen gethan hatte. Was jedoch bei ihm am allermeisten meine Neugierde reizte, das war immer wieder jene räthselhafte Unruhe, welche sich jedesmal während der ersten halben oder ganzen Stunde des Haschischrauchens an dem Vater Hanifa's offenbarte. Diese Unruhe war mir ein psychologisches Räthsel, dessen Lösung für mich einen mächtigen Reiz gewann, denn bei keinem der andern Haschischraucher beobachtete ich etwas Aehnliches, wie bei Omar. Aber ich mochte ihn noch so sehr beobachten, ich mochte noch so viel meinen Kopf über die Auflösung dieses Räthsels zerbrechen, dasselbe wurde mir von Tag zu Tag eher dunkler, als daß es seiner Enthüllung entgegen ging.

Dennoch ließ ich mich durch diese bisherige Erfolglosigkeit nicht in meinem Beobachtungseifer irre machen. Meine Ausdauer sollte denn auch bald durch etwas Außerordentliches belohnt werden. Eines Abends, als ich wieder in der Haschischbude so dasaß, und den mir gegenüber sitzenden Omar, welcher noch im ersten Stadium seines Rauchens und seines angehenden, aber noch nicht zur gewünschten Reife gediehenen Rausches begriffen schien, mit aufmerksamen Blicken musterte, während das Blinzeln und Schielen nach der Thüre Anfangs

noch in beschleunigter und dann wie gewöhnlich mit immer langsamerer Bewegung stattfand, da bemerkte ich auf einmal wie mit dem hinfälligen Männchen etwas Auffallendes vorging, was die bisher beobachteten Phasen seiner Berauschtheit auf eine völlig neue Art unterbrach und was sich von allen früher an ihm beobachteten Erscheinungen seltsam unterschied. Obgleich Omar zwar im gewöhnlichen Leben schon farblos genug war, so wurde er jedoch jetzt plötzlich völlig todtenbleich, seine Züge bekamen etwas Gespensterartiges, die Augen nahmen ein trübes, fast thränenhaftes Aussehen an und ein heftiges Zittern befiel seine abgemagerten Glieder.

Welcher Umstand mochte diese plötzliche Veränderung verursacht haben? Natürlich blickte ich gleich nach der Thüre, denn von dort, sagte mir mein Instinkt, müsse jedes für Omar zu fürchtende Unheil herkommen. Es war jedoch nichts besonders Auffallendes, was ich dort sah, das heißt kein Ding, was in Algier auffallend genannt werden kann, denn ein über die Maßen zerlumpter, an Wildheit einem reißenden Thiere gleichender Bettelderwisch oder ein von Gassenkoth triefender, nur mit Schmutz bekleideter Verrückter oder ein sich auf's Unanständigste aufführender Betrunkener, das sind in den Straßen und Kaffeehäusern der schönen Stadt Algier eben keine übertrieben seltnen Erscheinungen. Das Wesen, welches eben an der Thüre der Haschischbude erschien, hatte mit all' diesen drei Charakteren, dem Bettelderwisch, dem Wahnsinnigen und dem Betrunkenen irgend etwas gemein und man wußte bei seinem Anblick Anfangs kaum, in welche dieser drei schönen Kategorien man dasselbe verweisen solle. Vom Bettelderwisch besaß es die Zerlumptheit, vom Verrückten die Geberden und vom Betrunkenen den unstäten Gang. Auch wäre ich vielleicht heute noch darüber im Zweifel, was von diesen drei Dingen der elende Mensch

eigentlich sei, hätte nicht der Chorus der Gassenjungen, welche in höchst ansehnlicher Zahl ihm das Geleit gaben, mich hierüber aufgeklärt. Diese hoffnungsvolle Jugend schrie nämlich dem anscheinend Verrückten oder Betteldervisch aus voller Kehle mit jenen überaus hohen Soprantönen, welche nur arabische Kinder oder Frauen hervorzubringen im Stande sind, die Worte „Ja es Sgran! es Sgran!“ nach. Da ich wußte, daß „es Sgran“ ein Betrunkener bedeute, so waren meine Zweifel über die Art der geistigen Störung, unter welcher dieser Mensch, oder richtiger gesagt diese Ruine eines vernunftbegabten Wesens laborirte, beseitigt. Diese schaudererregende Gestalt war es gewesen, deren bloßer Anblick das Zittern in den Gliedern des armen Omar verursacht hatte und zwar nicht ohne Grund, wie ich mich sogleich überzeugen sollte, denn ihm im Besondern und der Haschischbude nur im Allgemeinen war der Besuch des Betrunkenen zugedacht, und daß dieser Besuch kein angenehmer sein konnte, sondern im höchsten Grade den Schrecken des Haschischrauchers rechtfertigte, davon war es mir bestimmt, jetzt einen augenfälligen Beleg zu erhalten.

Der elende Mensch entschloß sich bald, seinen provisorischen Platz an der Thür der Bude zu verlassen und in diese selbst einzutreten. Wankenden Schrittes schleppte er sich an den Bänken entlang, auf welchen die Haschischraucher saßen, fühlte seinen Weg mit den Händen, indem er hier Einen am Burnus packte, dort einem Andern die Faust auf den Turban legte, bis er endlich an dem Platz angekommen war, wo das hinfällige Männchen saß. Dieses schien inzwischen vom Zittern und Beben in einen Zustand der Versteinerung übergegangen. Wie das Vögellein der Fabel, welches von einem Schlangenblick gebannt gehalten wird, so saß es unbeweglich da und stierte starren Auges dem kommenden Schrecniß entgegen. Aber der Betrunkene schien es Anfangs

auf nichts Entsetzliches abgesehen zu haben. Im Gegentheil, er geberdete sich so, als sei er für den kleinen Haschischraucher von den zärtlichsten Gefühlen erfüllt. Diese suchte er denn auch bald dadurch zu beweisen, daß er einen verzweifelten Umarmungsversuch bei seinem Opfer machte. Da sich dieses aber mit seiner ganzen Leibesgewalt dagegen sträubte, so begnügte er sich, dem Männchen seine beiden kräftigen Ellenbogen auf die Schultern zu legen und mit denselben den Hals so eng zu umschließen, daß ich jeden Augenblick ein erstickendes Röcheln zu hören erwartete. Doch zum Glück blieb er nicht lange in dieser gefahrdrohenden Stellung, sondern er geruhte die Arme zurückzuziehen und dann zu Geschäften überzugehen. Da ihm jedoch im Augenblick jene geistesklare Nüchternheit, welche sich zu geschäftlichen Gesprächen so günstig zeigt, gänzlich abging, so war er genöthigt, zu unarticulirten Tönen, welche sich nur hie und da zu einzelnen Sylben und Wörtern zu consolidiren vermochten, seine Zuflucht zu nehmen. Das einzige, was ich von dem etwas mehr articulirten Theil seiner Rede deutlich vernehmen konnte, waren die Worte „Baba" (Vater) und „Sordi" (Geld, eigentlich französische Sous, wofür die Araber das italienische Wort „Soldi" gebrauchen, welches sie aber gewöhnlich „Sordi" aussprechen). Aus der Anrufung „Baba" würde ein Europäer geschlossen haben, daß der Bittsteller, welcher die „Sordi" verlangte, der hoffnungslose Sprößling des Angebettelten sein müsse. Bei Arabern ist jedoch die Ansprache mit dem Worte „Vater" nicht nur den wirklichen Erzeuger, sondern jedem beliebigen älteren Manne gegenüber in häufig vorkommenden Fällen üblich, besonders wenn es sich darum handelt, dem so zärtlich Benannten zu schmeicheln oder etwas von ihm zu verlangen, da die Voraussetzung des höheren Alters, welche der Vatername mit sich bringt, eher für eine Schmeichelei als für

das Gegentheil gilt und keinen rechtgläubigen Moslem unangenehm berührt, wie dergleichen bei Europäern nicht selten vorzukommen pflegt, die fast immer es für eine Beleidigung ansehen, wenn man sie für alt hält oder mit einem dem Alter zukommenden Namen benennt.

Omar schien jedoch gar nicht durch die Schmeichelei bestochen worden zu sein, welche in der zärtlich kindlichen Benennung für ihn etwa liegen mochte. Noch weniger zeigte er sich bereit, dem zudringlichen Bittgesuch zu entsprechen, und zwar wahrscheinlich aus sehr guten Gründen, denn er sah keineswegs danach aus, als ob er selbst Ueberfluß an „Sordi" besäße. Er fragte deßhalb auch gar nicht, wozu der Bittsteller die gewünschten „Sordi" denn wohl nöthig habe? Eine solche Frage wäre auch ganz überflüssig gewesen, da selbst jeder gleichgültige Beschauer sich die richtige Antwort darauf geben konnte. Denn wozu anders pflegt ein Säufer Geld zu verlangen, als um neue Selbstmordversuche vermittels einer gehörigen Dosis jenes Giftes, welches man Alcohol nennt, anzustellen? Die Sache schien nur zu klar. Der Betrunkene hatte schon so viel „Sordi" in Gestalt von Absynth oder Arak in seine Gurgel hinabgleiten lassen, daß ihm der für seine Gesundheit besorgte Verkäufer aus zarten Gewissensscrupeln wie sie seines Gleichen immer leeren Taschen gegenüber empfinden, zuletzt den Credit verweigert hatte. Da war es ihm denn plötzlich eingefallen, daß er irgendwo, in einer Haschischbude, einen Busenfreund oder möglicherweise einen Verwandten besaß, welcher vielleicht im Stande wäre, ihm zu neuem „Sordi" zu verhelfen. Natürlich konnte ihm eine solche Vermuthung, daß bei Omar irgend etwas zu holen wäre, nur im höchsten Paroxismus der Betrunkenheit gekommen sein. Aber wenn er einmal diese Stufe erreicht hatte, dann gewann auch jene sonst so unwahrscheinliche Vermuthung die

volle Kraft der Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung machte ihn stark und flößte ihm die nöthige Energie ein, um sein Anliegen durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu unterstützen. Das erste Mittel waren die Bitten gewesen, da aber diese keinen Erfolg gehabt hatten, so schritt er nun zu Drohungen, indem er, von den unarticulirten Tönen und einzelnen Worten zu gebrochenen Sätzen übergehend, bei Allah, bei dem Propheten Mohammed und dessen höchsteignem Kinnbarte, sowie bei verschiedenen Stadtheiligen von Algier schwur, daß er dem kleinen Manne alle Knochen im Leibe zerbrechen werde, wenn derselbe nicht schnell die gewünschten „Sordi" verabreiche. Diesen bedeutungsschweren Drohungen wurden noch als leichte Geschosse einige jener würzhaften Schimpfwörter nachgesandt, an denen die arabische Sprache einen so beneidenswerthen Reichthum besitzt und unter welchem „Hund" und „Schwein" noch als die allergelindesten erscheinen.

Ich wunderte mich, daß die andern Gäste der Haschischbude so gar nicht Miene machten, Omar zu beschützen und der Ausführung jener vom Betrunkenen ausgesprochenen Drohung, dadurch, daß sie den unzurechnungsfähigen Menschen festhielten, zuvorzukommen, denn obgleich die Genießer des Kifs sprichwörtlich apathisch sein mögen, so schienen doch heute noch nicht alle Anwesenden in jenen Zustand übergegangen, in welchem ihnen die ganze Welt gleichgültig wurde, und in dem sie auch keinen Finger rühren würden, um selbst das Leben ihres eignen Bruders zn retten. Ihre Nichtintervention vermochte ich mir nur dadurch zu erklären, indem ich annahm, daß sie an dergleichen Drohungen von Seiten des Betrunkenen schon gewohnt sein mochten, und hierin täuschte ich mich nicht, denn wirklich vernahm ich später, daß solche Vorkommnisse, wie das heutige, schon seit Monaten

sehr oft in der Haschischbude zu spielen pflegten. Die Stammgäste derselben schienen über diese Excentricitäten des Betrunkenen schon blasirt und völlig abgestumpft gegen den Wortlaut seiner Drohungen und Schimpfwörter. Denn, wie es schien, so war es bis jetzt immer noch bei dem Wortlaut geblieben und die Drohungen hatten nie die Gränze überschritten, welche Absichten von Thaten trennt. Das Ganze hatte gewöhnlich damit sein erwünschtes Ende gefunden, daß der Bedrohte nach langem fruchtlosen Zaudern und Zögern schließlich doch noch ein oder das andere Kupferstück in seinen schwindsüchtigen Taschen fand und dem Gegner überreichte. Die Stammgäste der Haschischbude schienen gar nicht den möglichen Fall im Voraus zu berechnen, wann einmal die Taschen Omars sich im traurigen Wittwenstande durch das Dahinscheiden selbst des letzten Kupferstückes befinden würden.

So sicher mochten sie an die gewöhnliche Entwicklung der kleinen Comödie glauben, daß sie auch nicht einmal bei dem folgenden Vorkommniß, dessen Zeuge ich nun werden sollte, Miene machten, Omar zu Hülfe zu eilen, als nämlich der kräftige Betrunkene den kleinen hinfälligen Mann mit der linken Hand gewaltsam ergriff und festpackte und mit der rechten die fraglichen Taschen selbst untersuchte. Da jedoch die erste Untersuchung fruchtlos ablief, so schritt er nun zu einer noch genaueren Inspection seines Opfers. Wie eine Amme, welche ein Kind wäscht oder ankleidet, das willenlose Geschöpf bald nach rechts, bald nach links umwendet, bald nach vorne oder rückwärts dreht, so spielte der Säufer mit dem armen Omar, indem er ihn bald in die Höhe hob, um zu sehen, ob er nicht etwa einige Kupferstücke unter seinen Sitz geschoben habe, bald ihn hoch in die Luft empor hielt und tüchtig schüttelte in der Hoffnung, daß etwas Klingendes

herunterfallen könne, bald auch dem hülflosen Männchen den Turban abnahm, und diesen aufwickelte, um dessen Falten einer genauen Untersuchung zu unterziehen, denn der Turban pflegt bei Arabern ein Hauptversteck ihres Geldes zu bilden.

Daraus, daß selbst bei diesem barbarischen Eingreifen in das Recht persönlicher, freier Selbstbewegung die Haschischraucher sich nicht rührten, schloß ich, daß auch dergleichen schon vorgekommen sein mochte. Der arme Omar ließ sich Alles gutmüthig gefallen, ja er machte sogar eine ganz resignirte Märtyrermiene, welche gewiß jeden Stein gerührt haben würde, deren Mitleid erregende Eigenschaft jedoch bei seinen betrunkenen Mißhandler gänzlich verloren ging. Dieser schien weitentfernt davon, mit seinem Opfer Mitleid zu empfinden, sondern im Gegentheil, sein Zorn war durch die Fruchtlosigkeit der Untersuchung aufs Höchste getrieben worden. Sein ohnehin erhitztes Gesicht wurde purpurroth, seine Augen standen im Feuer, und vor seine Lippen trat ein leichter, weißer Schaum, den höchsten Paroxismus der Wuth des Betrunkenen verkündend. Als er jetzt seine kräftigen Fäuste erhob und die oft ausgesprochene Drohung, welche nach Ansicht der Haschischraucher bestimmt sein sollte, niemals zur Thatsache zu werden, schließlich dennoch ausführte, nämlich das hinfällige Männchen mit fürchterlichen Hieben auf Kopf, Gesicht, Brust und Schultern heimsuchte, da ward die Apathie der Haschischraucher allerdings einen Augenblick unterbrochen. Sie eilten dem Geschlagenen schließlich doch noch zu Hülfe und suchten die zwistigen Parteien zu trennen. Es gelang ihnen auch wirklich, sich des Tobenden zu bemächtigen und von ihm loszureißen, aber leider kam ihre Intervention zu spät für den armen Omar, denn schon war dieser von den Hieben ganz betäubt zu Boden gesunken und lag wie eine leblose Masse zu ihren Füßen. Im ersten Augen-

blick kümmerte sich jedoch Niemand um Omar, da sein Angreifer die allgemeine Aufmerksamkeit ausschließlich fesselte.

Der jetzt ganz tobsüchtig gewordene Betrunkene nahm nicht nur all' ihre Aufmerksamkeit, sondern auch all' ihre Kräfte in Anspruch, welche letztere, hinfällig wie bei allen Haschischrauchern, vielleicht nicht ausgereicht hätten, um ihn im gezwungenen Ruhestande zu halten, wären sie bis auf's Ende auf die Probe gestellt worden. Aber zum Glück kam im entscheidenden Augenblicke noch Hülfe. Einer jener arabischen Polizeiagenten, welche im Dienst der französischen Behörde stehen, hatte den Vorfall von der Thüre aus mitangesehen und war schnell zum benachbarten Districtscommissar gegangen, um diesen selbst, sowie einige bewaffnete Polizeidiener, an den Schauplatz der Ruhestörung herbeizurufen. Der Stellvertreter der Behörde, ein französischer Untercommissar der Polizei, erschien, begleitet von zwei wohlbewehrten Polizisten, kräftigen, breitschultrigen Kerlen, welche sich ohne Mühe des Ruhestörers bemächtigten, um ihn, nach Constatirung seines Vergehens, in's Polizeigefängniß abzuführen.

Zuerst mußte jedoch dieses Vergehen constatirt werden, welches vermittels des in Frankreich so genannten Verbalprocesses (procès verbal) geschehen sollte. Die Haschischbude verwandelte sich plötzlich in ein Verhörzimmer. Da alle Gefragten einstimmig in ihrer Beschuldigung des Betrunkenen waren, so wurde die Durchprügelung, für welche die französische Jurisprudenz die beschönigenden Ausdrücke „insultes par gestes“ (Beleidigung durch Gesten) und „voies de fait“ (thatsächliches Eingreifen) besitzt, leicht constatirt. Jetzt blieb nur noch übrig, die Namen der beiden Individuen, des Durchgeprügelten und seines Mißhandlers, zu erfahren. Welche Ueberraschung sollte mir jedoch der Name des letzteren bereiten, als dieser nun durch einstimmige Zeugenaussagen ermit-

telt wurde? Dieser Name war an sich schon eine Offenbarung, welche ein helles Streiflicht auf die traurigen Familienzustände des armen Omar und seiner Tochter Hanifa warf, deren Schicksale durch Ali's Erzählung für mich ein besonderes Interesse gewonnen hatten. Ich hatte, nach der besagten Erzählung zu schließen, bisher immer geglaubt, daß Omar mit der Verheirathung seiner Tochter ein sehr gutes Geschäft gemacht, und daß, wenn auch diese einen ihr recht widerwärtigen Gatten, jener doch wenigstens einen ihm erwünschten, das heißt einen wohlhabenden Schwiegersohn bekommen habe. Wer schildert also meine Verwunderung, als ich nun vernehmen mußte, daß jener zerlumpte Vagabund, jener elende Mensch, welcher nun mit Recht von der französischen Polizei abgeführt wurde, jener verächtliche bettelhafte Säufer Niemand anders war, als der Gatte der schönen Hanifa. Ich konnte meinen Ohren kaum trauen. Aber es schien nicht zu bezweifeln; ich hörte zu wiederholten Malen den Namen des Betrunkenen deutlich nennen und durch Zeugenaussagen bestätigen und dieser Name war kein anderer, als der des Hassan ben et Tabari, des vermeintlich reichen jungen Mannes, welchem zu Liebe Omar gegen Ali wortbrüchig geworden war, indem er ihm seine Tochter, die er dem Andern schon zugesagt, zur Ehe gab und auf dessen Vermögen bauend er hoffte, als Schwiegervater eines reichen Mannes in Zukunft aller jener Sorgen enthoben zu sein, welche ihm seine eignen zerrütteten Vermögensverhältnisse bereitet hatten.

In einem solchen Lichte sollte sich mir also der vielerwähnte Hassan ben et Tabari offenbaren, in dem Lichte eines verachteten Vagabunden, eines Bettlers, er, dessen einziger Vorzug ja sein Reichthum nach der Erzählung Ali's sein sollte.

Inzwischen war der Durchgeprügelte, wenn er sich auch

keineswegs erholt hatte, doch wenigstens wieder zur Besinnung gekommen. Er wurde von den mitleidigen Polizeidienern vom Boden aufgehoben, auf eine Bank gesetzt und dann, mit einziger Belassung jener Umhüllung seiner unteren Körperhälfte, welche die Engländer „Unaussprechliche" genannt haben, nackt ausgekleidet, um die durch seinen theuren Schwiegersohn verursachten Beulen und sonstigen Beschädigungen, sowie die allenfalsigen Verwundungen durch genaue Untersuchung zu constatiren und in den Verbalproceß aufzunehmen. Ich sage, er wurde an seinem Oberkörper nackt, das heißt er wurde nicht blos bis auf's Hemd ausgekleidet, womit man sich doch sonst in ähnlichen Fällen zu begnügen pflegt, da das weite, offene arabische Hemd sehr gut eine Besichtigung des Oberkörpers gestattet; da aber der arme Omar mit jenem glücklichen Manne der arabischen Sage, welchen ein melancholischer Sultan, den seine Aerzte nur durch das Hemd des „glücklichsten Menschen" von seiner Schwermuth heilen zu können behaupteten, um dieses Kleidungsstück bat, ein Kleidungsstück, das der glücklichste aller Erdensöhne jedoch leider nicht besaß, da Omar mit diesem „glücklichsten aller Menschen", wenn auch nicht an Glückseligkeit, so doch an Hemdelosigkeit wetteiferte, so mußte sein elender, spindeldürrer Oberkörper den profanen Blicken der Haschischraucher im natürlichen Zustande preisgegeben werden. Zum Glück für ihn konnte man jedoch keine ernstliche Verletzung entdecken, nur war vorauszusehen, daß es sehr lange dauern dürfte, ehe Omar's Haut die verschiedenen Phasen des Farbenwechsels durchgemacht haben und ihre natürliche, gelbliche Pergamentfarbe wieder annehmen würde. Unsere deutsche Sprache besitzt in dem Worte „Durchbläuung" einen so scharf präcisirenden, wenn auch vielleicht von Manchen verschmähten Ausdruck für jenen höheren Grad der Durchprügelung, welche den ganzen Körper

des Opfers mit blauen Flecken und indigofarbnen Mälern bedeckt, wie er leider der französischen gänzlich abgeht. In Ermanglung eines so buchstäblich richtigen Wortes, welches folglich den juristischen Zwecken trefflich entspricht, mußte der französische Verbalproceß sich damit begnügen, zu constatiren, daß die Gesten und thatsächlichen Vergreifungen, mit welchen Omar heimgesucht worden war, eine so energische Handlungsweise verriethen, daß es ein Wunder schien, wie nicht jeder Knochen im Leibe des kleinen Mannes zerschmettert worden war. Omar sollte auch noch lange in Folge der schwiegersöhnlichen Durchprügelung an vielen Theilen seines schwerheimgesuchten Körpers Schmerzen empfinden, aber dafür auch wenigstens die Gewißheit erhalten, nun einige Wochen mit den Besuchen des theuren Eidams verschont zu bleiben, welchem wahrscheinlich eine monatliche Gefängnißstrafe bevorstand.

Als nun endlich der Delinquent von den Polizeidienern abgeführt worden war, als Omar seinen Platz wieder eingenommen und seine Haschischpfeife wieder gefüllt hatte, welche ihn die neuen wie die alten Schmerzen vergessen machen sollte, da kehrte auch ich an jene Stelle an Ali's Seite wieder zurück, welche ich allabendlich einzunehmen pflegte. Ich glaubte, dieser würde sich lebhaft für das Vorgefallene interessiren, da es ihm eine Einsicht in die häuslichen Verhältnisse Hassans und somit seiner früheren Geliebten zu versprechen schien. Aber hierin täuschte ich mich gänzlich. Ali schien völlig abgestumpft. Alle meine Fragen nach Hassan, über seinen früheren Reichthum, über seine jetzige, in die Augen fallende Armuth, über seinen trostlosen gesunkenen Zustand, als unverbesserlicher Säufer, alle meine Anspielungen auf das unglückliche Loos Hanifa's und selbst meine offen ausgesprochene Muthmaßung, daß Hassan, welcher nach Allem, was ich gesehen hatte, nicht mehr im Stande sein

konnte, eine Frau zu ernähren, wahrscheinlich zu der bei Arabern so häufigen Ehescheidung seine Zuflucht nehmen müsse, ja selbst meine geäußerte Hoffnung, daß Ali vielleicht schließlich doch noch in den Besitz seiner Geliebten treten könne, Alles dieses ließ den apathischen Haschischraucher völlig kalt. Er war bereits in jenes Stadium seines allabendlichen Rausches eingetreten, in welchem ihm die ganze Welt gleichgültig vorkam, und befand sich höchst wahrscheinlich jetzt im Paradiese seines Propheten, umgeben von den verlockenden Gestalten der ewigjugendlichen Huris. Da Omar gleichfalls nun in denselben Zustand hineingerathen war, so bot auch er meiner Neugierde keinen weitern Stoff mehr und ich verließ die Haschischbude, um sie jetzt längere Zeit hindurch gar nicht mehr zu besuchen, denn ich ahnte wohl, daß etwas Interessantes in Betreff Ali's oder Omar's sich erst dann zutragen möchte, wenn Hassan aus dem Gefängnisse entlassen sein würde.

Einstweilen interessirte mich nur Hassan und auch er nicht wegen seiner selbst oder wegen seines bevorstehenden Urtheils und der darauf folgenden Strafe, sondern einzig und allein wegen seiner Vergangenheit, in welcher die schöne Hanifa, wie ich theils wußte, theils errieth, eine so überaus wichtige Rolle spielte.

Bei dem öffentlichen Verhör vor dem Polizeigericht, welches den Schwiegersohn Omar's zu einer vierwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilte, wollte es der Zufall, daß ich, der ich mich auch unter dem auf der Gallerie versammelten Publicum befand, neben einen alten Freund zu stehen kam, einen Araber, welcher mir schon seit langer Zeit als ein besonders aufgeklärter und in gewisser Hinsicht civilisirter Repräsentant seiner Rasse bekannt war. Da dieser Mann schon viele von den Vorurtheilen seiner Glaubensbrüder abgestreift hatte, da er namentlich sich dadurch vortheilhaft von

ihnen unterschied, daß er sich dem Europäer gegenüber nicht in jene mißtrauische Schweigsamkeit verschloß, welche die gewöhnlichen Moslems charakterisirt, so wurde es mir nicht schwer, von ihm einige Aufklärung über das bisherige Schicksal des Verurtheilten zu erhalten. Was ich namentlich zu wissen wünschte, war, wie denn Hassan, welcher mir als ein junger Mann, der noch vor einem Jahre sich der Wohlhabenheit erfreute, geschildert worden war, in so kurzer Frist bis zu dem Grade der socialen Gesunkenheit gefallen sein konnte, daß er jetzt wie ein bettelhafter Vagabund erschien. Namentlich deßhalb war mir dieß ein Räthsel, weil ich nach Ali's Erzählung eine hohe Meinung von dem Charakter der Gattin des Säufers erhalten hatte und voraussetzte, daß diese, wenn es ihr Wille gewesen wäre, leicht durch ihren wohlthätigen Einfluß ihren Ehemann vor dem Abgrund des socialen und moralischen Verfalls hätte retten können. Wie konnte sie einen Mann so tief fallen lassen, mit welchem ihr Schicksal sie so eng verknüpft hatte?

Auf meine Fragen, welche diese Zweifel ausdrückten, erwiderte mein vorurtheilsfreier alter Bekannter ungefähr Folgendes:

„Es ist gut, o Rumi, daß Du Dich um Aufklärung über solche delicate Punkte an keinen andern Moslem gewendet hast, als an mich, der ich mit den Sitten der Europäer schon eine gewisse Vertrautheit erlangt habe. Denn Du weißt sehr wohl, daß meine Landsleute über alle Vorkommnisse, in welche ein weibliches Wesen verwickelt ist, eine eifersüchtige Schweigsamkeit beobachten, da sie es für Unrecht halten, von dem schönen Geschlecht anders, als in sehr allgemein gehaltenen Redensarten, zu sprechen. Auch würde ich mich selbst gewiß wohl hüten, hierin von der nationalen Sitte abzuweichen, wenn Du einer unsrer Glaubensgenossen wärest.

Da ich aber weiß, wie verschieden in diesen Dingen die europäische Sitte von der unsrigen ist, so bin ich weit entfernt davon, zu fürchten, durch meine Mittheilsamkeit in Deiner Achtung zu verlieren, während ich allerdings, wenn ich einem Moslem dasselbe wie Dir erzählen würde, in seinen Augen für den verächtlichsten aller Menschen gelten müßte, denn Niemand ist bei uns mehr verachtet, als derjenige, welcher Mittheilungen über das häusliche Leben der Frauen macht oder sonst viel von Frauen spricht. Ein solcher wird bei allen Moslems mit dem Schimpfnamen Kuat (Kuppler) gebrandmarkt, und nichts, selbst das ärgste Verbrechen nicht, dünkt uns eine größere Schande, als dieser Schimpfname. Da ich aber bei Dir dergleichen nicht zu fürchten habe, so will ich Dir Alles sagen, was ich über die Geschichte Hassan's und Hanifa's weiß, ja ich werde Dich vielleicht durch Enthüllungen solcher Geheimnisse ihres Familienlebens in Erstaunen setzen, daß Du Dich fragen wirst, wie denn überhaupt ein Dritter in so intime Angelegenheiten eingeweiht sein könne. Aber hierüber mußt Du Dich nicht allzusehr wundern. Es giebt viele Widersprüche in unserm gesellschaftlichen Dasein und in dem, was unser Familienleben angeht, welche machen, daß selbst der schlauste Europäer oft nicht den Geist unsrer Sitten erkennt. Einer der auffallendsten dieser Widersprüche ist der, daß die Araber über die häuslichen Angelegenheiten ihrer Nächsten oft die geheimsten Aufschlüsse besitzen, während doch allgemein geglaubt wird, daß sie darüber nicht das Geringste wissen; und zwar wird dieses mit vielem anscheinenden Recht geglaubt, einmal, weil kein Mensch von solchen Angelegenheiten spricht und dann, weil in Wirklichkeit ein großer Theil unsrer Landsleute darüber in der vollkommensten Unwissenheit ist. Diesen großen Theil unsrer Landsleute bildet die in allen Ländern so zahlreiche Classe der Dummköpfe, denen

es an Schlauheit mangelt, um aus oft kaum bemerkbaren Anzeichen schwierige, aber untrügliche Schlüsse zu ziehen. Diejenigen aber, welche nicht auf den Kopf gefallen sind, haben bei uns tausenderlei Gelegenheiten, um die Geheimnisse Anderer zu durchdringen. Wenn wir auch nicht viel reden, so hören wir doch desto mehr und unserm Gehörorgan entgeht nicht so leicht etwas, was nur irgendwie in seinen Bereich fallen mag; selbst die Wände, welche uns von dem Harem eines Nachbarhauses trennen, bilden für dieses geschärfte Organ nicht immer ein Hinderniß, und in einem Harem, das kann ich Dir versichern, hat man das Sprichwort, daß Schweigen Gold ist, nicht zur Lebensregel erhoben. Unsre Frauen sind ganz ebenso geschwätzig, wie die Eurigen. Wenn ich Dir nun sage, daß mein Haus in Algier dicht an die Stadtwohnung des Hassan ben et Tabari grenzt, welche dieser seit seiner Verheirathung ausschließlich bewohnt hat, dann wird Dein Erstaunen, wie ich über seine Verhältnisse so genau unterrichtet sein könne, vielleicht ein Ende nehmen.

„Doch nun zur Sache. Da Du für das Schicksal der schönen Hanifa ein so lebhaftes Interesse äußerst, so muß ich annehmen, daß Dir die Geschichte von ihrer früheren Verlobung mit einem gewissen Ali und deren unglücklicher Ausgang schon bekannt ist. Auch wirst Du davon gehört haben, daß Ali in einer gewissen Nacht, in welcher er eine Zusammenkunft mit seiner Braut hatte, von seinem Nebenbuhler, Hassan ben et Tabari, verwundet wurde. Der Verwundete hätte allerdings eine schöne Gelegenheit gehabt, sich seines Gegners zu entledigen, welcher, wenn ihn Ali wegen Mordversuchs angeklagt hätte, gewiß für längere Zeit auf den Bagno (die Galeeren) gekommen wäre. Aber Ali unterließ es, sei es, daß ihm die Zeugen fehlten, sei es aus einem edleren Beweggrunde, weil er seine Geliebte zu compromit-

tiren fürchtete, und er hätte sie jedenfalls auf's Aergste compromittirt, da ihre geheimen Zusammenkünfte mit dem Erwählten ihres Herzens durch die gerichtliche Untersuchung an das Licht der Oeffentlichkeit und in's allgemeine Tagesgespräch hätten kommen müssen.

„Omar benutzte einen Vorwand, welchen ihm der Bräutigam seiner Tochter selbst an die Hand gegeben hatte, um mit diesem zu brechen, und dann die Bewerbung Hassan's um Hanifa's Hand anzunehmen. Bisher hatte Jedermann geglaubt, daß das Mädchen über ihren Erzeuger einen so großen Einfluß ausübe, daß derselbe nie sie wider ihren Willen verheirathen würde. Aber der Aermste war von Geldnoth hart bedrängt und Hassan war wohlhabend, ja reich nach arabischen Begriffen. In der Hoffnung, sich mit Hülfe des reichen Schwiegersohns von dem ihm bevorstehenden Ruin zu retten, that er den Schritt, welchen er seitdem schwer bereut hat, und zwang seine Tochter, die Gattin eines Mannes zu werden, den unter unseren Landsleuten Jedermann wegen seines sittenlosen Lebenswandels verachtete, welcher aber ihr noch aus ganz besonderen Gründen verhaßt war, einmal weil sie, wie es scheint, ihm schon früher ihren Widerwillen zu erkennen gegeben und er dieser Mittheilung so wenig Rechnung getragen hatte, daß er sie dennoch stets mit seinen Anträgen verfolgte, und ferner aus einem noch mächtigeren Beweggrunde, weil er der Verwunder, ja beinahe der Mörder desjenigen geworden war, welchem allein ihr Herz gehörte. Daß es ihr mit dieser ihrer Herzensstimmung der heiligste Ernst war, davon sollte sie gleich an dem ersten Abend, an welchem man sie zwangsweise in das Haus ihres Gatten brachte, einen untrüglichen Beweis liefern.

„Kaum war sie mit Hassan allein, kaum sah sie den verhaßten Menschen, dessen Gewalt man sie überliefert hatte,

von sinnlicher Begierde erglühend, triumphirenden Blickes und siegesgewiß vor sich stehen, als sie einen schlagenden Beweis lieferte, wie auffallend sie sich von andren jungen Araberinnen an Muth und Willenskraft unterschied. Ein anderes junges Mädchen unsres Volkes hätte sich in das scheinbar Unvermeidliche geschickt und dem verhaßten Manne, als dessen unrettbares Opfer sie sich ansehen mußte, trotz ihrem gerechten Widerwillen dennoch jene Willfährigkeit gezeigt, welche von allen Moslems als die Pflicht der Gattin angesehen wird. Nicht so jedoch Hanifa. Sie erklärte ihm unumwunden, daß sie zwar vor dem Gesetze als seine Gattin anzusehen sei, daß sie ihm aber auch niemals mehr sein werde, als eben eine in den Augen des Gesetzes gültige Gattin. Ihr Herz habe stets einem Andern gehört und gehöre diesem Andern auch jetzt noch. Deßhalb könne sie niemals das für ihn werden, was eine andere Gattin für ihren Ehemann zu sein pflegt.

„Diese Erklärung von Seiten einer Araberin war so außerordentlich, so beispiellos im buchstäblichen Sinne dieses Wortes, daß Hassan nicht nur derselben keinen Glauben schenkte, sondern deren Bedeutung auch nicht einmal vollkommen begriff. Erst dann fing er an, etwas davon zu verstehen, als er die Erfahrung machen mußte, daß Hanifa alle seine Versuche, sich ihr zu nähern, mit eiserner Willensfestigkeit zurückstieß. Er sah sich mit einem Mädchen verbunden, welches ihm nicht mehr sein wollte, als eine Schwester, und wenn ich diesen Ausdruck hier brauche, so will ich ihn nur im negativen Sinne verstanden haben, denn von schwesterlicher Liebe konnte natürlich bei ihr keine Rede sein. Damit war freilich ihrem Gatten nicht gedient. Wäre dieser jedoch, statt ein roher, sinnlicher Mensch, ein feinfühlender, tactvoller Mann gewesen, wer weiß ob er nicht durch ein rücksichtsvolles, kluges Benehmen ihr gegenüber mit der Zeit ihren Wider-

willen einigermaßen überwunden hätte? Aber statt dessen benahm er sich auf eine so tölpelhafte, plumpe Weise, daß er sich bei ihr womöglich nur noch mehr verhaßt machen mußte.

„Hassan wußte, daß ihm das Gesetz unsres Korans das Recht einräumte, im Nothfall selbst zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen. Diese Gewalt beschloß er anzuwenden, aber er that dieses auf so barbarische Weise, daß er die Grenze der Gesetzlichkeit weit überschritt. Es ist nämlich nach unsern Gesetzen dem Ehegatten gestattet, seiner Frau gegenüber selbst zur körperlichen Züchtigung zu schreiten, aber dieselbe muß in den Schranken des Erlaubten bleiben. In diesen Schranken hielt sich jedoch Hassan nicht. Du wirst schaudern, wenn ich Dir der Wahrheit gemäß erzähle, daß der grausame Mensch seine junge Frau auf's Unbarmherzigste prügelte, so daß ihre Anverwandten sie in Schutz nehmen und eine Trennung der beiden Gatten zu Stande bringen mußten. Bis zur eigentlichen Ehescheidung kam es jedoch nicht, obgleich es für Hanifa sehr leicht gewesen wäre, eine solche auf Grund der Grausamkeit ihres Gemahls zu erlangen. Aber wieder waren Omars Absichten entgegengesetzt. Er hoffte noch immer auf eine schließliche Aussöhnung seiner Tochter mit Hassan und er wollte mit diesem nicht ganz brechen, da ihn dessen Reichthum allein aus seinen bedrängten Verhältnissen erretten konnte.

„Dieser Reichthum, auf welchen der bethörte Schwiegervater rechnete, war jedoch bestimmt, ein baldiges Ende zu nehmen, denn Hassan, als er sich in seinen sinnlich verliebten Plänen geschlagen und in seinen süßesten Hoffnungen getäuscht sah, kannte kein andres Mittel, um sich Zerstreuung zu verschaffen, als daß er sich den wildesten Ausschweifungen ergab. War bisher sein Lebenswandel keineswegs unbescholten gewesen, so wurde er es nun jedoch in einem solchen Grade,

wie das bei Euch Europäern, glaube ich, völlig unbekannt ist. Bei Euch Europäern giebt es freilich auch der ausschweifenden Menschen genug, aber Eure Ausschweifungen scheinen alle noch mit einem gewissen Maaß und Ziel, so zu sagen, mit einer Methode betrieben zu werden. Bei uns Arabern dagegen, die wir im gewöhnlichen Leben viel nüchterner und genügsamer sind, als die meisten Europäer, zeigt sich die auffallende Erscheinung, daß, wenn wir einmal mit unsrer alten Gewohnheit der Mäßigkeit brechen, wir es dann auf eine Weise thun, die dermaßen alle Grenzen des Vernünftigen überschreitet, daß selbst ein eingefleischter europäischer Wüstling sie sinnlos finden würde. Denn diese Ausschweifungen grenzen so sehr an Uebertreibung, daß derjenige, welcher sich ihnen hingiebt, selbst nicht einmal einen rechten Genuß dabei haben kann. Es ist auch in den meisten Fällen nicht der Genuß, welchen er sucht, sondern die Betäubung, die gewaltsame Zerstreuung durch alle nur möglichen Mittel, durch Trunk, Völlerei, Spiel, durch alle Arten von Wollust und durch die sinnloseste Verschwendung. Namentlich die letztere ist ein recht bezeichnender Sittenzug unsrer bethörten Landsleute. Ein liederlicher Araber ruht nicht eher, als bis er sein ganzes Vermögen, und wäre es auch noch so ansehnlich, vergeudet, als bis er sein letztes Kupferstück hinaus geworfen hat, und in seiner tollen Verschwendung findet er leicht eine Menge Helfershelfer beider Geschlechter, nebenbei auch noch eine nicht geringe Anzahl von Betrügern, welche ihm in kürzester Zeit seinen wahnsinnigen Zweck ausführen helfen und ihn seiner sämmtlichen Baarschaft entledigen.

„So erging es auch Hassan. Sobald es bekannt geworden war, daß er, wie wir Araber sagen, „den Damm durchbrochen habe“ (was ein Europäer „sein Capital verzehren“ nennt), sobald man also mit einiger Gewißheit annehmen

konnte, daß er im Begriffe stehe, sein Vermögen zu verzehren, so sammelte sich bald eine Anfangs kleine, aber in Schnelligkeit immer größer werdende Bande von Schmarotzern, welche ihm schmeichelten und schön thaten, daß es einem vernünftigen Menschen darüber vor Ekel übel hätte werden müssen und ihn mit den süßesten Redensarten überhäuften, wie dergleichen durch unsre bilderreiche Sprache so leicht gemacht wird. Hassan sah sich auf einmal, wie ein kleiner Fürst, von einer Vasallenschaar umgeben, welche seine leisesten Wünsche als Befehle zu betrachten schien. Diese Wünsche stimmten übrigens mit dem liederlichen Geschmack der sittenlosen Bande vollkommen überein. Die Tage wurden in kostspieligen Gelagen, die Nächte in ausschweifenden Orgieen zugebracht. Zu diesen Festen ließ man Tänzerinnen und Sängerinnen in großer Anzahl kommen, denen man die kostspieligsten Geschenke machte.

Hassans Vermögen war so ansehnlich, daß er, wäre er bei den obengenannten Vergnügungen stehen geblieben, vielleicht dieses sinnlose Leben einige Jahre durchführen und dabei noch die Schmarotzerbande ernähren gekonnt hätte. Aber, wie wenn ihm Allah völlig den Verstand geraubt, und wie wenn er den Augenblick seiner Verarmung nicht hätte erwarten können, so ergab er sich nun auch noch der verheerendsten aller Leidenschaften, dem Spiel, und mit wem spielte der bethörte Mensch? Mit Leuten, welche alle viel ärmer waren, als er selbst, von denen viele gradezu für Bettler galten und die natürlich alle nur darauf speculirten, von ihm zu gewinnen, während er, hätte er selbst gewonnen, doch wahrscheinlich nie seinen Gewinn ausbezahlt bekommen haben würde. An Spielern herrscht in unsrer Stadt eben kein Mangel und alle drei Classen der Bevölkerung, Araber, Juden und Christen, besitzen deren eine nicht geringe Anzahl. Ja, so

streng sich auch sonst diese drei Classen von einander abgesondert halten, so vermag sie doch der Spieltisch zu vereinigen. Unter einer solchen Menge von Spielern giebt es natürlich auch einige, welche, wie man gewöhnlich sagt, immer „Glück“ haben, wahrscheinlich, weil sie es verstehen, das launische Glück durch gewisse Talismane zu bannen, was die Franzosen „corriger la fortune“ nennen und wofür wir den einfacheren Ausdruck „betrügen“ gebrauchen.

Mit Hülfe einiger solcher Glücksritter gelang es denn auch Hassan, sein sämmtliches Gut in weniger als einem Jahre durchzubringen. Bald sah er sich genöthigt, Geld zu borgen, was ihm Anfangs zwar noch gelang, aber mit der Zeit immer schwieriger, zuletzt unmöglich wurde.

Man erzählt, daß die Ratten ein dem Untersinken geweihtes Schiff mit größter Eile zu verlassen pflegen, ehe es völlig versinkt. Wenn das wahr ist, so können sie es gewiß nicht eiliger thun, als die Schmarotzerbande sich von Hassan zurückzog, sowie sie merkte, daß er an allen Gütern der Erde Schiffbruch zu leiden im Begriffe stand. So lange noch ein Duro (Thaler) in seiner Kasse erklang, so lange hielt die Bande freilich tapfer aus, als aber der letzte den Weg alles Silbers gegangen war, da empfand sie auf einmal zarte Gewissensscrupel, und erklärte ihrem bisherigen Amphitryon, daß sie es nicht verantworten könne, zu seinem Ruin beizutragen. Dann ließ sie den bethörten Menschen allein mit seinem Elend.

Es ist eben kein seltenes Vorkommniß unter den Mauren Algiers, daß junge Leute, die eben die Volljährigkeit erreicht, oder eine Erbschaft gemacht haben, das ihnen plötzlich übergebene Vermögen auf die unsinnigste Weise in kürzester Frist durchbringen. Du siehst unter den Handwerkern und den kleinen Krämern unsrer Stadt, welche jetzt ihr Brod

nur kümmerlich verdienen, viele, welche einmal in ihrem Leben wohlhabend, selbst reich gewesen sind und die alle ihre Baarschaft in ähnlicher Weise, wie Hassan, vergeudet haben. Dergleichen Vorkommnisse werden von den meisten Moslems nicht einmal als ein Unglück angesehen. Da Allah alle Ereignisse vorausgewußt, vorausberechnet und vorausbestimmt hat, so hat er auch vorausbestimmt, daß der oder jener sein Vermögen durchbringen werde. Dieser Glaube an die absolute Abhängigkeit des Menschen von den dunklen Beschlüssen der Vorsehung flößt unsren Landsleuten eine solche Resignation ein, daß sie jedes erlittene Unrecht ohne Murren hinnehmen, jedes verschuldete Unrecht ohne übertriebene Selbstvorwürfe wie ein von ihrem Willen gänzlich unabhängiges Verhängniß ansehen und mit Stoicismus ertragen. In den meisten Fällen ergiebt sich der zum Bettler gewordene Verschwender ruhig und gelassen in sein Schicksal, er fängt sein Leben wieder von vorne an, arbeitet, um sich sein dürftiges tägliches Brod zu verdienen, acht oder zehn Stunden täglich für einen elenden Lohn und ist bei alledem vielleicht noch glücklicher, als er es früher inmitten der Schmarotzerbande seiner falschen Freunde, inmitten des Taumels der Verschwendung sein mochte. Hassan's Natur war jedoch von Anfang an so verderbt, daß er, statt in der Arbeit, welche so viele Leiden lindert, Trost zu suchen, zu nichts anderm seine Zuflucht zu nehmen wußte, als zu neuer Betäubung. Da ihm jedoch alle Mittel fehlten, so blieb ihm jetzt nichts übrig, als sich nach und nach aller Reste des Wohlstandes zu entledigen, die ihm noch ankleben mochten, seinen Turban, seine Kleider zu verkaufen, statt deren ihn nun Lumpen bedeckten, alle Frauen seiner Verwandtschaft ihres Schmucks zu berauben und ihn zu Geld zu machen. Zuletzt besaß er kein andres Hülfsmittel mehr, als hie und da von einem seiner

früheren Freunde einige Kupferstücke zu borgen, und als zu betteln, Alles, um sich täglich die Genugthung zu verschaffen, alle seine Leiden in dem Meer der Betrunkenheit zu ersäufen. Da er nun auf die wohlfeilsten und schlechtesten Betäubungsmittel angewiesen war, so trieb er sich nur in den elendesten Kneipen, in der allerschlechtesten Gesellschaft herum, und wurde bald von Allen wie ein Auswurf der Menschheit, wie ein gänzlich Gesunkener und Verlorener angesehen.

Die unglückliche Hanifa, welche diesem Menschen aufgeopfert worden war, sah sich nun auch des einzigen Preises, um dessen Willen man ihr Glück zerstört hatte, des irdischen Gutes, beraubt und ihren Vater, der für die Enttäuschung, welche ihm der Schwiegersohn bereitet hatte, bei dem Haschisch Vergessenheit suchte, dem größten Elend preisgegeben. Aber ihr edler Charakter offenbarte sich auch im Unglück auf die glänzendste Weise. Sie war in feinen weiblichen Arbeiten nicht unerfahren und suchte nun aus diesen, welche sie früher nur zum Vergnügen betrieben hatte, eine Unterhaltsquelle zu machen, um sich und ihren Vater zu ernähren, was ihr denn auch, freilich in mäßiger Weise, glückte. Der arme Omar war jedoch nicht zur Energie aufzurütteln. Er ergab sich, wie gesagt, dem Haschisch, und in einer Bude, in welcher dieses Kraut verkauft wird, sollte ihn, wie Du weißt, Hassan finden. Dieser elende Mensch war nämlich so tief gesunken, daß er nicht anstand, von dem Wenigen, was Hanifa verdiente, als ihr Gatte, seinen Theil zu verlangen, und da diese selbst ihn nach wie vor nicht sehen wollte, so quälte er den unglücklichen Omar tagtäglich, bis der arme Mann jedesmal genöthigt wurde, ihm seine letzten Kupferstücke einzuhändigen. Wie er jedoch das letzte Mal Hassans Bettelei nicht befriedigen konnte und was er dafür litt, das hast Du mit eigenen Augen gesehen.

Hassan wird nun seine vier Wochen im Gefängniß zubringen und dann wahrscheinlich sein elendes Leben von neuem beginnen. Wenn Hanifa sich von ihm scheiden lassen wollte, dann könnte sie vielleicht noch glücklich werden, aber einmal kostet die Scheidung bei uns mehr, als Omar besitzt, denn er müßte in diesem Falle dem Hassan die Morgengabe, welche jeder Moslem seiner Frau darbringt, zurückerstatten, und das kann er nicht, anderntheils scheint ihr auch jetzt wenig an der Scheidung gelegen zu sein, da sie von Ali so viel Schlechtes gehört hat, daß sie diesen, trotzdem, daß sie ihn vielleicht noch liebt, dennoch nicht heirathen würde."

So erzählte der alte Araber und seine Erzählung stimmte in den meisten Zügen so ganz mit arabischen Zuständen überein, daß ich keinen Augenblick anstand, ihm Glauben zu schenken. Ich sollte nun einen ganzen Monat nichts mehr von Ali, Omar oder Hassan hören.

Nach dieser Frist wollte es der Zufall, daß ich eines Nachts zu später Stunde in Gesellschaft einiger einheimischen Bekannten von einem arabischen Feste nach Hause ging und mich mein Weg in den ruinenhaften Theil der Stadt durch eine jener halsbrecherischen Straßen, deren es in Algier nicht wenige giebt, führte. Wie alle solche Straßen, so war auch diese theils von völligen Ruinen, theils von eben im Verfall begriffenen Bauten, theils von noch leidlich erhaltenen Häusern eingefaßt. Diese Straßen sind nicht ungefährlich zu passiren, denn viele Ruinen drohen jeden Augenblick Einsturz, lassen manchmal aber lange Zeit auch nicht einen Stein herunterfallen, so daß die gewohnten Passanten schon versucht sind, an die Festigkeit der Mauerreste zu glauben, bis sie auf einmal grade dann, wenn sie es am wenigsten erwarten, zu ihrem Nachtheil vom Gegentheil überzeugt werden, und plötzlich ein Fragment einer eingestürzten Wand auf die

Schulter bekommen, so daß sie oft mit dem Leben für ihre unberechtigte Zuversicht zahlen müssen. Wie unberechtigt eine solche Zuversicht sei, davon sollte ich in dieser Nacht einen traurigen Beleg bekommen.

Plötzlich sperrte unsern Weg mitten in der Straße ein großer Steinhaufen, welcher von kürzlich, das heißt noch an demselben Tage herabgestürzten Mauerresten herrühren mußte, da die französische Polizei dafür sorgt, daß nach jedem neuen Einsturz die Straße durch Hinwegräumen der Schutthaufen wieder gangbar gemacht wird.

Wie wir mühsam über diese Trümmer hinwegkletterten, da wurden unsere Schritte plötzlich durch ein außerordentliches Ereigniß gehemmt. Wir vernahmen deutlich ein ächzendes Stöhnen, dessen Ursprung wir jedoch nicht zu entdecken vermochten. Meine Begleiter, abergläubisch wie alle Araber, wollten schon diesen Tönen eine übernatürliche Ursache zuschreiben, indem sie behaupteten, daß alle Ruinen von den Dschinn (Geistern) heimgesucht würden, aber ich bestand darauf, die Trümmer zu untersuchen, um die allem Anschein nach menschliche Ursache jener Jammerklänge zu entdecken. Die Araber würden freilich wenig auf mich gehört haben, wäre nicht in dem Augenblicke, als sie eben schon den Ruinenhaufen verlassen wollten, ein bekannter Klang an ihr Ohr gedrungen. Es war das von den Moslems bei jeder Gelegenheit, besonders aber im Augenblicke der Gefahr oft ausgesprochene Wort „Allah", welches wir nun von einer schwachen, wie sterbend klingenden Stimme, aber doch deutlich erkennbar, ausgestoßen vernahmen. Ein so geheiligtes Wort konnte nicht von bösen Geistern herstammen. Diese Erwägung bestimmte meine Begleiter endlich, mir Recht zu geben und mir im Suchen nach der Ursache des Stöhnens behülflich zu sein. Wir konnten jedoch nicht eher etwas entdecken,

als bis einer unserer Gesellschaft aus einem der noch nicht verfallenen Häuser dieser Ruinenstraße eine Laterne herbeigeholt hatte.

Beim matten Schimmer dieser Leuchte gewahrten wir einen weißen Gegenstand, der zwischen den Lücken eines Trümmerhaufens sichtbar wurde. Wir eilten hinzu und entdeckten den Burnus eines Arabers. Der Eigenthümer dieses Kleidungsstückes konnte nicht fern sein, denn das Stöhnen wurde in dieser Nähe immer deutlicher vernehmbar. Endlich legten wir Hand an und räumten einige der Ruinensteine hinweg und da sahen wir die halbverstümmelte Gestalt eines Menschen, welche von Steinen noch zum Theil bedeckt war. Bald hatten wir ihn gänzlich befreit und nun richtete einer von uns das Licht der Laterne grade auf das Angesicht des Verunglückten hin. Dieses Gesicht war jedoch nicht erkennbar, denn die darauf gestürzten Steine hatten eine starke Blutung zur Folge gehabt und das Blut bedeckte in geronnenen Massen das Antlitz und machte es unkenntlich.

Ein Araber versuchte es, mit dem Unglücklichen zu sprechen, um seinen Namen und Wohnort zu erfragen, aber Alles erwies sich als vergebliche Mühe. Keine andere Antwort erfolgte, als schwache Seufzer, hie und da einige sinnlose Sätze und einzelne kaum verständliche Worte, die man ebensogut für Anrufungen als für Flüche nehmen konnte.

Da kein Arzt oder Apotheker in der Nähe wohnte und die arabischen Häuser für Alle, welche nicht zur Familie gehören, unzugänglich sind, so blieb uns nichts übrig, als das Opfer des Unfalls in das Haus des nächsten Polizeibeamten zu bringen. Dieser schickte sogleich nach dem von der Behörde eigens für dergleichen Fälle angestellten Arzt und nahm bis zu dessen Ankunft die Aussagen der Zeugen entgegen. Da

die Sache höchst einfach war, so wurde dieses schnell abgemacht.

Als nun der Arzt erschien und seine erste Verordnung dahin lautete, daß dem Verunglückten das Gesicht gewaschen werde, da sollte ich zu meinem Erstaunen die Entdeckung machen, daß dieses Gesicht mir nicht unbekannt war. Wo aber hatte ich dasselbe schon gesehen? Ich nahm mein Gedächtniß zu Rathe und da fiel mir ein, daß ich dieses Antlitz früher in einem ganz andern Zustande erblickt hatte. Damals war es fieberhaft erhitzt gewesen, die Wangen hatten in Gluth, die Augen in Feuer gestanden, jetzt, nachdem die Lage geronnenen Blutes von ihm entfernt worden war, sah es blaß, ja todtenbleich aus, das Augenfeuer war erloschen, die Lippen hingen schlaff hernieder, kurz es war das Angesicht eines Sterbenden. Dennoch täuschte mich mein Gedächtniß nicht. Ich theilte meine Vermuthung den Anwesenden mit und diese bestätigten deren Wahrheit. Der Verunglückte war Niemand anders, als Hassan, der Sohn des Tabari, der Gatte der schönen Hanifa, der Schwiegersohn Omar's.

Nach einer kurzen Untersuchung erklärte der Arzt den Zustand des Unglücklichen für unrettbar. Eine Gehirnverletzung habe stattgefunden, welche den Tod unfehlbar herbeiführen müsse. Zugleich constatirte er, daß der Verunglückte im Augenblick des Unfalls im Uebermaße betrunken gewesen sein müsse. Wer Hassans Gewohnheiten kannte, dem konnte dieses nur im höchsten Grade wahrscheinlich vorkommen. Der ganze Unfall war sehr leicht erklärlich. Der Gatte Hanifa's war in seinem gewohnten betrunkenen Zustande in der ruinenhaften Straße niedergestürzt, wahrscheinlich hatte sein Fall den Einsturz der ohnehin schon baufälligen Mauer herbeigeführt, oder sie war ihrer eignen Ruinenhaftigkeit erlegen, kurz er war von ihr begraben und tödtlich verletzt worden.

So starb der elende Hassan und so wurde die schöne Hanifa zur Wittwe. Natürlich werden sich meine Leser denken, daß sie nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihren geliebten Ali zu heirathen, denn bei Moslems pflegt es mit der Beobachtung des Trauerjahres nicht eben in allen Fällen sehr streng genommen zu werden. Freilich hatte sich Ali dem verderblichen Kraute ergeben und seine frühere Braut hegte einen eben so großen Abscheu gegen Haschischraucher, wie gegen Säufer. Aber selbst angenommen, daß sie diesen Abscheu überwunden hätte und trotz desselben bereit gewesen wäre, ihm ihre Hand zu reichen, so fehlte doch die erste Bedingung, welche zum Zustandekommen dieses Ereignisses nöthig war, die nämlich, daß Ali seine Bewerbung erneuerte. Ali hielt nicht um ihre Hand an.

Der Haschischraucher war so ganz von der Außenwelt abgeschieden, daß er sich für deren Ereignisse nicht im Geringsten interessirte und weit entfernt davon war, anzunehmen, als könne sich noch irgend etwas in der Welt zutragen, was für ihn von Wichtigkeit wäre. Wahrscheinlich vernahm er wohl die Nachricht vom Tode Hassans. Aber er vernahm sie zwischen einem Haschischrausche und dem andern und in diesem Zustand der Betäubung konnte nichts auf ihn Eindruck machen, außer die selbstgeschaffenen Bilder seiner eignen aufgeregten Phantasie, welche so viel mehr Außerordentliches boten, als irgend etwas, das der Wirklichkeit entstammte. Es war durchaus nöthig, daß es Jemand unternahm, ihn aus seiner Apathie aufzurütteln und ihm begreiflich zu machen, daß nun der Augenblick, sich den Träumen zu entreißen und dem wirklichen Leben wieder anzugehören, für ihn gekommen sei.

Ich war schon nahe daran, diese schwierige Aufgabe zu übernehmen. Aber glücklicherweise kam mir eine andere, hiezu

viel besser geeignete Person darin zuvor. Dieselbe war, man wird es errathen, Niemand anders, als die alte Fatma, welche in Ali's früherer Geschichte eine so wichtige Rolle gespielt hatte.

Diese gute Alte wurde der Schutzengel der beiden Liebenden. Sie ruhte nicht eher, als bis sie sich unter irgend einem Vorwande Einlaß in das älterliche Haus des Haschischrauchers verschafft hatte. Einmal darinnen, gab sie sich alle Mühe, Ali sprechen zu können. Dieser war jedoch nicht mehr ein regelmäßiger Insasse des Hauses. Meistens brachte er seine Nächte auf einer Bank der Haschischbude, seine Tage in irgend einem Kaffeehause zu. Die Seinigen sahen ihn fast nie und, wenn er, was selten vorkam, die Schwelle seines Vaterhauses überschritt, so blieb er doch nur wenige Augenblicke in ihrer Gesellschaft, um sich schnell in sein eignes Gemach zurückzuziehen und daselbst seinen nächtlichen Haschischrausch bei Tage auszuschlafen.

Einen solchen Zeitpunkt benutzte Fatma, um sich in seine einsame Kammer einzuschleichen. Was hier zwischen beiden vorging, das hat mir Ali nie erzählt, auch wohl nicht der Mühe werth gehalten, um erzählt zu werden, da ich aus den Folgen, welche sein Gespräch mit der Alten haben sollte, leicht dessen Inhalt errathen konnte.

Diese Folgen machten sich bald auffallend bemerkbar. Die erstaunlichste derselben war jedoch, daß Ali von nun an nie mehr in der Haschischbude erschien. Ich fand mich noch von Zeit zu Zeit zur gewohnten Stunde in derselben ein, wenn ich mich aber nach Ali erkundigte, so erhielt ich Antworten, wie folgende:

„Wir wissen nicht, wo er sich jetzt herumtreibt. Zu uns kommt er nicht mehr. Wahrscheinlich hat er den Haschisch nicht betäubend genug gefunden und sich dem Branntwein-

trinken ergeben. Du wirst ihn wohl in irgend einem französischen Kaffeehause, wo Absynth ausgeschenkt wird, antreffen.“

Aber Ali war ebensowenig in irgend einer Branntweinbude Algiers zu finden. Diese großen Menschenkenner, die Haschischraucher, hatten sich geirrt. Diese Leute vermochten durchaus nicht zu begreifen, daß Jemand einem betäubenden Laster entsagen könne, ohne einem andern in die Arme zu sinken, und in jener ihrer Voraussetzung hatten sie im allgemeinen allerdings die Erfahrung für sich. Es ist sehr schwer, ja fast unmöglich für einen Haschischraucher, dem geliebten Kraute und der holdseligen Betäubung zu entsagen, an deren süße Träume er sich einmal gewöhnt hat. Es kommt freilich vor, daß ein Haschischraucher sich eine Zeit lang dem Trunk ergiebt, aber dann kehrt er schließlich doch gewöhnlich wieder zu dem theuren Kif zurück, um zuletzt beide Laster miteinander zu vereinigen und sich körperlich und geistig desto schneller zu Grunde zu richten.

Nichts von Alledem war jedoch bei Ali der Fall gewesen. Die bekannte Behauptung, daß man eine Leidenschaft nur durch eine andere austreiben könne, eine Behauptung, welche sonst gewiß nicht unumstößlich sein möchte, fand in seinem Falle wenigstens ihre Bestätigung. Die Leidenschaft für das betäubende Kraut war von der mächtigsten aller Leidenschaften, der Liebe, ausgetrieben worden, und diese hatte das Wunder bewirkt, denn als ein Wunder wird es beinahe angesehen, wenn ein Haschischraucher mit seiner alten Gewohnheit bricht.

Als ich Ali das nächste Mal wiedersah, — es mochten etwa sechs Monate seit dem Tode Hassans verstrichen sein — da konnte ich meinen Augen kaum trauen, eine so auffallende Veränderung war mit ihm vorgegangen. Statt des

früheren schleppenden, wankenden Ganges schritt er nun aufrecht und beinahe mit triumphirender Haltung einher. Sein sonst hinfälliger, abgemagerter Körper hatte eine zwar nicht übermäßige, aber gegen seinen früheren Zustand auffallende, Gesundheit verkündende, stattliche Fülle angenommen. Der halbblödsinnige, halbverzückte Ausdruck seiner Gesichtszüge war ganz gewichen, statt dessen strahlten sie nun von jugendlichem Frohsinn, vom heiteren Bewußtsein einer glücklichen Wirklichkeit wieder. Seine Augen, die sonst zwar auch des Ausdrucks nicht ermangelten, hatten nun jedoch einen ganz veränderten angenommen, welcher allein geeignet war, sie in ihrer natürlichen Anmuth zu offenbaren. Kurz zum ersten Male entdeckte ich, was mir früher nie aufgefallen war, daß der bekehrte Haschischraucher von der Mutter Natur mit vielen Vorzügen ausgestattet worden war, welche erst jetzt sich in ihrem wahren Lichte zu zeigen vermochten.

Es war genau dasselbe, wie wenn ich einen und denselben Menschen vorher auf dem Krankenlager gesehen und nun in völliger Gesundheit wiedererblickt hätte.

Ali hatte sich jedoch auch darin verändert, daß er jetzt nicht mehr mittheilsam über seine Herzensangelegenheiten war. Der Schmerz der unglücklichen Liebe allein hatte ihn früher die moslemische Sitte überschreiten lassen, um seine gequälte Brust ihrer Geheimnisse zu entladen. Jetzt aber traten der geheiligte Brauch, die Vorschrift des arabischen Sittenbuches „dein Gesicht sei ein übertünchtes Grab“ und jener andere Spruch „Wer über Frauen spricht, der ist selbst nicht besser, als ein Weib“ wieder in ihre vollen Rechte ein. Jetzt war er wieder ein so vollendeter Moslem, wie er ein vollendeter Mann geworden war.

Aber, wenn auch die unerbittliche arabische Sitte streng verbot, daß Ali mir über die Erneuerung seines Verhältnisses

zu Hanifa die geringste Aufklärung gab, so konnte ich mich doch sehr gut ohne dieselbe begnügen, denn ich las zu deutlich sein Glück aus der auffallenden Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, und, wenn er auch den wahren Ausdruck seines Gesichts hinter dem Schleier einer angenommenen Gleichgültigkeit mir gegenüber zu verhüllen suchte, um es dem „übertünchten Grabe" so ähnlich als möglich zu machen, so entging mir doch nicht ein gewisses triumphirendes Wesen, welches er nicht ganz zu unterdrücken vermochte und an welchem allein man im Orient die Bräutigame erkennen kann, denn ihres Bräutigamstandes darf auch mit keinem Worte Erwähnung geschehen.

Selbst der Haschischbude wurde bei unserem Wiedersehen mit keinem Worte gedacht. Jedoch auch dieß war nicht nöthig, denn ohne daß er mir es sagte, wußte ich, daß er dem betäubenden Kraute auf ewig abhold geworden war. Nachdem wir eine Zeit lang von den gleichgültigsten Dingen der Welt geredet hatten, trennte ich mich von Ali. Aber im Scheiden konnte ich doch nicht umhin, ihm die Frage nachzuschicken:

„Und wann das Fatsha (die Trauungsceremonie), o Ali?"

Aber, sei es, daß er mich nicht hörte, sei es, daß er auf eine nach arabischen Begriffen so unschickliche Frage nicht antworten wollte, Ali ging von dannen, ohne sich auch nur nach mir umzuwenden.

Als ich aber einige Tage später in der stillen Einsamkeit meines Zimmers dasaß, da klopfte es plötzlich an meine Thüre und ein kleiner Maurenknabe, welcher zwei Teller und zwei Krüge in den Händen trug, trat ein. Er stellte den einen Krug und den einen Teller auf meinen Tisch, indem er sagte: „von Sidi Omar". Darauf that er dasselbe mit dem andern Krug und dem andern Teller und sagte: „von Sid' Ali".

Dann entfernte er sich, ohne mir weitere Auskunft zu geben. Diese Auskunft war auch vollkommen überflüssig. Denn die Teller enthielten den arabischen Hochzeitskuchen, Meschelwisch genannt, welcher, nur bei dieser einzigen Gelegenheit üblich, ein sicheres Kennzeichen einer eben abgeschlossenen Ehe bildet, die Krüge waren mit Scherbet gefüllt, welchen sowohl der Vater der Braut, als der Bräutigam unfehlbar am Hochzeitstage ihren Bekannten zu senden pflegen, und der Umstand, daß diese Sendungen von Omar und Ali zugleich ausgingen sagte mir deutlich, daß dieser nun sein Ziel erreicht und Omar's schöne Tochter Hanifa endlich heimgeführt hatte.

VI.

Die Diamanten des Pascha.

Es war ein eignes Ding mit der Herrschaft der alten Pascha's von Algier, jener Fürsten, welche uns Europäern unter dem in Afrika völlig ungangbaren, ja unverständlichen Namen „Dey" bekannt geworden sind. Diese von uns so genannten Dey's, welche von ihren Unterthanen jedoch officiell niemals anders, als Pascha betitelt und im gewöhnlichen Leben Sidna (unser Herr) genannt zu werden pflegten, waren dem Namen nach zwar die absoluten Beherrscher der ganzen Regentschaft. Aber in Wirklichkeit zeigte sich ihre Gewalt äußerst beschränkt. Die wahre Herrschaft über das Land besaßen die Janitscharen, die türkischen Soldaten von Algier, ein Haufe hergelaufenen Gesindels, aus allen verschiedenen Provinzen der Türkei zusammengewürfelt, sittenlose, fanatische übermüthige Kerle, aber tapfere, muthige und abgehärtete Krieger, jeder Ausschweifung ergeben und doch zugleich jeder Verweichlichung fremd. Diese Leute waren die einzigen, welche in der Stadt Waffen tragen durften und die ganze Stadt schien auf Gnade oder Ungnade, wie es nur der Willkür eines jeden Einzelnen belieben mochte, in ihre Gewalt gegeben, denn von jeder andern Truppe unterschieden sie sich dadurch, daß sie ihre Oberen nur nominell und nur so lange es ihnen gefiel, anerkannten, die Befehle derselben aber fast nie berücksichtigten. Alle Würdenträger, ja der Pascha selbst,

mußten vor ihnen zittern und ihnen auf jede mögliche Weise schmeicheln. Alle diese Persönlichkeiten gingen aus ihrer Zahl hervor und wurden von ihnen durch Wahl ernannt.

Aber selten begnügten sich die Janitscharen damit, den Herrscher ernannt zu haben; sie wollten ihn gewöhnlich nach einer kurzen Regierung auch wieder absetzen. Da nun im Orient die Abdankung eines Regenten beinahe beispiellos ist, und, sollte sie selbst vorkommen, doch nie für aufrichtig gehalten wird, so bildete die Absetzung für den entthronten Fürsten zugleich jedesmal ein Todesurtheil.

Die Verschwörungen gegen den regierenden Herrn waren an der Tagesordnung. Sehr oft gingen dieselben von gemeinen Soldaten, und zwar manchmal von einer ganz geringen Anzahl derselben aus. Das Geheimniß konnte so sicherer bewahrt werden und Viele waren auch in der That nicht nöthig, um die Regierung zu stürzen, da es sich lediglich darum handelte, den Fürsten zu ermorden und dieser keine andere Leibwache besaß, als eben diese Janitscharenmiliz. Die Verschworenen brauchten deßhalb nur ihre Reihe in der Bewachung des Souveräns abzuwarten, um diesen unbehindert und unbestraft hinwegzuräumen. Ja nicht selten gelang es ihnen, einen der Ihrigen an seine Stelle zu setzen. Einer meiner Bekannten in Algier, ein alter Maure, erzählte mir, daß er als Kind einmal zufällig einer Versammlung von solchen Verschwörern beigewohnt habe. Etliche zehn Kerle, entschlossene, zu allem fähige Mitglieder der Miliz, waren in einem abgelegenen Kaffeehause zusammengekommen und hatten damit angefangen, sich in langen Klagen über die Regierung zu ergehen. Plötzlich, so erzählte der alte Maure, erhob sich Einer aus ihrer Mitte, zog seinen Jataghan aus der Scheide, schwang ihn drei oder vier Mal in der Luft herum, indem er sich Mühe gab, durch dieses Manöver die Handlung des

Kopfabschneidens darzustellen, und rief dann: „So möge es dem Pascha gehen!“ Alle klatschten ihm Beifall, die Ermordung des Pascha wurde beschlossen, ebenso wurden alle Würdenträger einstimmig abgesetzt, und dann schritt man ohne Weiteres dazu, deren Nachfolger, sowie den neuen Regenten zu erwählen. Diese Nachfolger und dieser neue Regent wurden natürlich nirgendswo anders, als in der eignen Mitte der Verschwörer gesucht und gefunden. Ein gemeiner Soldat wurde zum Pascha erkoren und, da derselbe, vorgeblich aus Bescheidenheit, in Wirklichkeit aber aus Angst vor der gefährlichen Stellung, die verhängnißvolle Ehre Anfangs abzulehnen Miene machte, so wurde er unter Androhung augenblicklichen Todes zu deren Annahme gezwungen, und er ließ sich auch gutwillig zwingen, denn er sah nur noch die Wahl zwischen augenblicklicher und auf's Unbestimmte hinaus verschobener Ermordung vor sich.

Mein Erzähler, welcher, ohne daß es die Verschworenen geahnt hätten, der versteckte Zeuge ihrer Versammlung und ihrer Berathung geworden war, sollte erst am andern Morgen inne werden, daß die Scene im Kaffeehause, welcher er beigewohnt, nicht ein bloßer Scherz, eine Comödie gewesen war, wofür er sie in seiner kindlichen Unschuld gehalten hatte. Denn noch ehe die Mittagsstunde völlig abgelaufen war, vernahm er, daß der bisherige Pascha auf seinem Wege zur Moschee erdolcht und ein gewisser Ali Chodscha zu seinem Nachfolger ausgerufen worden sei.

Dieser Ali Chodscha war Niemand anders, als der im Kaffeehause von den gemeinen Janitscharen zum Pascha erwählte Soldat. Drei der Verschworenen hatten genügt, um dem Pascha aufzulauern und seine Ermordung zu bewerkstelligen. Die andern Verschwörer hatten aber eine wichtigere, oder wenigstens ebenso wichtige Aufgabe zu erfüllen; sie muß-

ten nämlich sich des Staatsschatzes bemächtigen: Staatsschatz, so würden wir Europäer es nennen, die alten Algierer besaßen aber einen viel einfachereren Ausdruck, sie sagten kurzweg: „die Kasse". Aber so einfach auch der Ausdruck, so war doch die Sache hochwichtig, wichtiger vielleicht, als ein Staatsschatz in Europa, wo meistentheils doch die Einhebung der Steuern geregelt erscheint, jemals werden kann. In Algier aber geriethen bei jedem Regierungswechsel die Steuerzahlungen in Stockung. Da kam denn „die Kasse" dem neuen Fürsten sehr zu Statten, denn sie enthielt fast immer mehr Geld, als es irgend einem algierischen Herrscher möglich gewesen wäre, in doppelter Jahresfrist an Steuern einzutreiben. Die Ausgaben der Regierung waren zwar gering, aber so gering sie auch sein mochten, so besaß doch die ganze Miliz zusammen nicht die dazu nöthige Summe und kein Maure oder Jude wagte es, sie ihr vorzuschießen, da es ein nicht ungewöhnliches Verfahren war, daß der zur Herrschaft gelangte Schuldner seine Gläubiger ohne Weiteres köpfen ließ; so wurden in Algier Schulden in summarischer Weise bezahlt. Da nun die Janitscharen ihren Lohn nie im Voraus, sondern buchstäblich täglich ausgezahlt bekamen und eine Stockung in dieser Zahlung für sie das größte Schreckniß bildete, so hatte sie derjenige in seiner Gewalt, welcher die Mittel zu dieser Zahlung besaß und nebenbei einer der Ihrigen war, denn ein Nichtjanitschare durfte in Algier nicht herrschen. Diese Mittel konnte nur „die Kasse" liefern und der kühne Verschwörer, welcher sich derselben bemächtigt hatte, der allein konnte die Soldaten für seine Sache gewinnen, und, hätte sich selbst eine Gegenparthei gebildet, so wäre dieselbe doch durch die klingenden Beweise, welche „die Kasse" zu liefern vermochte, bald zum Schweigen gebracht worden.

So kam es, daß die Verschwörung, welche Ali Chodscha

im Jahre 1816 zum Herrscher von Algier ausrief, ebenso gut gelang und auf ebenso wenig Widerstand stieß, wie so viele ähnliche frühere Staatsstreiche.

Ali Chodscha war also jetzt Pascha, was wir Europäer „Dey" zu nennen pflegten, er war der Beherrscher eines ganzen großen Landstriches; er konnte in Saus und Braus, in Lust und Ueberfluß leben; Alles, was die Stadt Algier, was die fruchtbaren Provinzen zu bieten vermochten, gehörte ihm; er war vom gemeinen Soldaten mit sechs Pfennigen täglicher Löhnung auf einmal zu einem steinreichen, mächtigen, im Staube verehrten Fürsten geworden. Aber er war dennoch weit entfernt davon, sich glücklich zu fühlen. Er sah das Damoklesschwert über seinem Haupte, und der Gedanke an die Art und Weise, wie er zum Thron gelangt war, schien besonders geeignet, ihm das drohende Schwert recht deutlich zu zeigen; ja, wenn auch hie und da die Nebel der Haschischbetäubung oder des Arakrausches diesen schrecklichen Anblick umschleierten, so fühlte er doch die Spitze dieses scharfen Schwertes, die mitten im Taumel der Haremsfreuden tief in seine Seele einschnitt und ihm jede Lust, jede Freude zerstörte.

Ali Chodscha Pascha war aber ein kluger Mann. Er fragte sich, was selbst die höchste Rangstellung, was aller Ueberfluß auf Erden werth seien, wenn dem Besitzer derselben stets eine solche Messerspitze das Herz kitzelte, um es bei der ersten besten Gelegenheit zu durchbohren? Es schien ihm unbegreiflich, wie die Fürsten von Algier dreihundert Jahre lang einen solchen Zustand ertragen hatten, ohne Miene zu machen, sich von demselben zu emancipiren. Daß er selbst jedoch kein Mittel unversucht lassen wolle, um sich diesem Zustande zu entreißen, das war der gewagte Entschluß, zu welchem er bald kam. Freilich erschien dieser Entschluß ein

sehr gewagter, ja ein tollkühner, aber ohne seine Ausführung, was besaß das Leben für einen Werth, welchen Reiz konnte die Macht und Herrlichkeit für Ali Chodscha Pascha besitzen?

Der neue Fürst war ein kluger Mann. Er hatte seine Klugheit schon als gemeiner Soldat dadurch bethätigt, daß er es verstanden und bewerkstelligt hatte, in den Augen seiner Kameraden für einen Menschen von höchst beschränkten Geistesgaben zu gelten, denn keine Eigenschaft wird in anarchischen sowohl wie in despotischen Staaten mehr geschätzt, als die kostbare Gabe der Dummheit. Er ahnte freilich damals nicht, daß seine verstellte Beschränktheit ihn bis zum Thron führen könne; und dennoch war es so. Die Janitscharen hatten ihn nur deßhalb zu ihrem Fürsten erkoren, weil sie von einem so einfältigen Manne kein selbstständiges Handeln, am Allerwenigsten ein Eingreifen in ihre verjährten Rechte, einen Staatsstreich erwarten konnten. Und dennoch sollte grade dieser vermeintliche Dummkopf einen ganz geschickt geplanten Staatsstreich versuchen und mit Glück durchführen.

Ali Chodscha Pascha war nicht nur ein kluger, sondern auch ein erfahrener Mann. In seinem Knabenalter, als er der Knecht eines Viehhirten in Kleinasien gewesen war, hatte er schon zu seiner richtigen Beurtheilung der Menschen den Grund gelegt, indem er einstweilen, in Ermangelung menschlicher Beobachtungsgegenstände, dem lieben Vieh seine Aufmerksamkeit widmete, um dann später die an den niederen Organismen gemachten Erfahrungen bei den höheren bestätigt zu finden. Eine der wichtigsten dieser Erfahrungen war die gewesen, wie sehr Charakter und Temperament der ihm anvertrauten Thiere von der Reichhaltigkeit des Weideplatzes abhingen. Genau dasselbe sollte er als Mann, nachdem er in die Miliz der Janitscharen eingetreten war, an den Men-

schen bestätigt finden, nur daß in diesem Falle der Weideplatz durch das Wort „Kasse“ übersetzt wurde. Die „Kasse“ repräsentirte die menschliche Fütterung, wie der Weideplatz die thierische repräsentirt hatte. Nur wer im Besitz der Kasse war, der konnte über guten Willen und kriegerischen Muth jener menschlichen Weidethiere, der Janitscharen, verfügen.

Leider befand sich aber der Pascha nicht im Besitze der „Kasse“. Zwar hatten sich seine Anhänger im Augenblick seiner Thronbesteigung derselben bemächtigt, aber, kaum war er zum Fürsten ausgerufen, so mußten sie dieselbe wieder, dem alten Brauch gemäß, der allgemeinen Bewachung der Janitscharen anvertrauen. Die „Kasse“ befand sich in der Dschenina, dem Stadtpalaste der algierischen Herrscher, welcher unbefestigt und allezeit den Janitscharen geöffnet war. Ein solcher Zustand konnte dem neuen Pascha unmöglich gefallen. Der einstige Viehhirt stellte bittere Betrachtungen darüber an, daß der Weideplatz seiner Heerde nicht sein Eigenthum, sondern Gemeingut war. Dieser Zustand durfte nicht fortdauern, so dachte Ali Chodscha Pascha. So hatte er nun denn auch keinen andern Gedanken, als den, sich zum alleinigen Herrn der „Kasse“ zu machen, um so den Brodkorb in seiner Gewalt zu haben, ihn nach Belieben bald höher, bald niedriger zu hängen, und auf diese Weise der wahre Herr der Janitscharen zu werden.

Ali Chodscha Pascha war aber nicht nur ein kluger und ein erfahrener, sondern auch ein entschlossener Mann. Seine Klugheit hatte ihm gezeigt, was er thun müsse, um nicht nur dem Namen nach, sondern auch in Wirklichkeit der Gebieter der Regentschaft zu werden; seine Entschlossenheit machte es ihn ausführen und zwar auf die rasche und summarische Weise ausführen, welche im Orient nur dann üblich ist, wenn es sich um Haupt- und Staatsactionen handelt. Aber wie

außerordentlich rasch und summarisch in diesen Ausnahmsfällen das Verfahren der Orientalen sei, davon sollte Ali Chodscha einen Beweis liefern. Sein Staatsstreich ward in einigen Stunden überdacht, beschlossen, den Helfershelfern mitgetheilt und ausgeführt. Natürlich mußte er seine Mitschuldigen haben. Diese Mitschuldigen hatte ihm das Schicksal von selbst an die Hand gegeben. Es waren dieselben Janitscharen, welche die alte Regierung gestürzt und ihn auf den Thron erhoben hatten und die nun nach Ermordung ihrer sämmtlichen Amtsvorgänger die Großwürdenträger des Landes geworden waren. Diese Leute mußten natürlich das größte Interesse haben, die Herrschaft Ali's zu befestigen, denn deren Fall wäre auch der ihrige, des Pascha's Tod auch ihr Todesurtheil geworden. Anders war es nie in Algier zugegangen, das wußten sie nur zu gut. Darum nahmen sie auch des Fürsten Mittheilung über den auszuführenden Staatsstreich mit größtem Enthusiasmus und mit Bewunderung des Genius, der ihn ersonnen hatte, auf, und boten Herzen und Hände zu dessen schleuniger Bewerkstelligung.

Der Staatsstreich ging auf eine kindlich einfache Weise von Statten. Die Helfershelfer warteten einen selbst für diesen Erdtheil recht erdrückenden, schwülen Sommertag ab, so einen Sommertag, wie er außerhalb Afrika's vielleicht nur in der Hölle einen ähnlichen Grad von Hitze erreicht. Der Wüstenwind wehte so heiß und verzehrend, wie der Hauch aus einem glühenden Ofen, und alle Menschen, welche dieser Hauch traf, glichen den geknickten Schilfrohren an dem Saume der Sahara-Oasen. War es deßhalb ein Wunder, wenn diejenigen Soldaten, welche die Wache bei dem Staatsschatz hatten, von der Hitze bewältigt, dem Schlummergotte in die Arme sanken, und in der Mittagsstunde die „Kasse" von den Helfershelfern des Pascha, welche der tollkühne Entschluß mit

einer über alle atmosphärischen Eindrücke erhabenen Energie stählte, entführen ließen? Als sie aus ihrem Mittagsschlummer erwachten, war die Kasse fort, und wo war sie hingerathen? Wohin anders, als in die Kassbah, die starkbefestigte Citadelle von Algier, nach welcher Ali Chodscha Pascha zu derselben Zeit seinen Herrschersitz und den Mittelpunkt der Regierung verlegte und deren wohlverschlossene Mauern und Schießscharten er mit Kanonen bespicken und von dem Häuflein seiner Helfershelfer, die nun auf einmal seine Leibgarde geworden waren, vertheidigen ließ.

Die Janitscharen von Algier sahen zu spät, daß sie ihren Meister gefunden hatten. Sie suchten zwar die Folgen des Staatsstreiches zu zerstören, aber sie wendeten dazu so ungeschickte Mittel an, daß sie die Geschlagenen blieben. Ihr erster Schritt war, daß sie beschlossen, die schlummersüchtigen Wächter des Staatsschatzes hinrichten zu lassen, worauf diese, welche man noch nicht einmal eingefangen hatte, nichts Eiligeres zu thun hatten, als zum Pascha überzugehen und so dessen Anhängerzahl zu vermehren. Ihr nächster Schritt war ein verrückter Angriff auf die Citadelle, aus welcher ihnen Ali Chodscha Pascha mit Kanonenschüssen antwortete, Antworten, welche eine so schlagende Beweiseskraft besaßen, daß die Miliz bald ihre eigne Ohnmacht einsah und sich in das Unvermeidliche ergab. Seitdem haben die Pascha's von Algier stets als unumschränkte Fürsten geherrscht, bis es endlich, vierzehn Jahre später, einer europäischen Macht gelingen sollte, das auszuführen, was die Janitscharen nicht vermocht hatten.

Ali Chodscha Pascha war also nun der allmächtige Herr eines ganzen, großen Landes. Der erste Gebrauch, welchen er von seiner durch den Besitz der „Kasse“ befestigten Gewalt machte, war der, daß er in besagte „Kasse“ einige kühne

Griffe that, um sich und seine Familie zu bereichern. Seine Frau, eine Person von sehr geringer Abkunft und noch geringerer Erziehung, welche ihre Jugendzeit und die ersten ihrer reiferen Jahre in Schmutz und Lumpen zugebracht hatte, empfand nun auf einmal ein lebhaftes Bedürfniß nach Allem, was die Erde Kostbarstes bieten konnte. Ihre alternden Reize sollten auf jede nur mögliche Weise hervorgehoben und durch Pracht der äußeren Ausstattungen womöglich verjüngt werden. Namentlich für Schmuck hatte sie urplötzlich eine Leidenschaft bekommen. Für ihr schon erbleichendes und bereits etwas spärliches, schlechtgepflegtes Haar, welches bisher keine andere Zierde als hineingeschmierte ranzige Butter gekannt hatte, schienen ihr nun keine Edelsteine zu kostbar. Namentlich nach einem Diamantschmuck hegte sie die größte Sehnsucht. Ein Diamantschmuck, das ist der Traum jeder Algiererin, der Inbegriff der höchsten Glückseligkeit, die Vision des irdischen Paradieses für jede Araberin, welche zu verwirklichen sie oft nicht ansteht, das ganze Gut ihrer Familie, Haus und Hof, ja ihr letztes Geldstück, das Brod ihrer Kinder, wegzuwerfen. Zeigt sich dieser Wunsch schon bei einer gemeinen Araberin, welche in Armuth schmachtet, so allmächtig, welche Potenz muß derselbe nicht dann erlangen, wenn diese gemeine Araberin plötzlich reich und vornehm geworden ist? Die Pascha'sgattin mußte ihre Diamanten und zwar die kostbarsten der Welt haben, das war ausgemacht. Wie hätte sie sonst bei arabischen Hochzeiten glänzen, wie hätte sie ihre Gegnerinnen vor Neid bersten sehen können. Sie quälte den Pascha Tag und Nacht, bis dieser endlich einen Juden kommen ließ, dem er den Auftrag gab, einen so kostbaren Diamantenschmuck anzukaufen, wie man dergleichen noch niemals in der schönen Stadt Algier erblickt hatte.

Der fragliche Sohn Abraham's war der geschickteste

Goldarbeiter in Algier; dieß Gewerbe wurde nämlich fast ausschließlich von Leuten seines Volkes betrieben, er eignete sich also sehr gut zu dem Auftrag. Er schien übrigens weit entfernt davon, über die hohe Ehre, welche ihm der Pascha erwies, entzückt zu sein. Der arme Mann wußte nur zu gut, daß es mit hohen Herren im Allgemeinen und mit den Pascha's von Algier im Besondern nicht gut Kirschen zu essen sei. Aber er durfte den Auftrag auch nicht von sich weisen. Solches wäre für ihn noch gefährlicher gewesen. Der Jude machte also einen tiefen Salamalek und behauptete, daß er nur in Europa das finden könne, was der Pascha verlangte. Ali Chodscha Pascha gab ihm das Reisegeld und schickte ihn übers Meer, nach Frankreich, von wo der Jude nach mehreren Monaten mit Schmuck beladen nach Algier zurückkehrte.

Kaum hatte die Pascha'sgattin die für sie so erfreuliche Nachricht von der Ankunft des Schiffes, welches den Juden zurückbrachte, vernommen, als sie lebhaft in ihren Herrn und Gemahl drang, den Händler doch ja nicht mit seinen Diamanten zugleich landen zu lassen. Wie leicht konnte der verschmitzte Sohn Abraham's die schönsten Edelsteine bei sich in seinem Hause verstecken und dem Pascha zwar die ganze Rechnung, nicht aber alle in derselben genannten Kostbarkeiten vorlegen. Da Ali Chodscha wohl wußte, daß weder er, noch sonst irgend ein Algierer etwas Anderes, als die Geldziffern, von der europäischen Rechnung verstehen würde und daß folglich Niemand sagen könnte, welche Artikel eigentlich in derselben benannt wurden und welche nicht, so gab er seiner Gattin Recht und empfahl in Betreff des Zurückgekehrten ein summarisches Verfahren. Der Jude wurde an Bord festgenommen und, da sehr zu befürchten stand, daß er vielleicht einen Diamanten in seinen Kleidern versteckt oder möglicherweise

selbst verschluckt habe, so wurde er zuerst seiner Gewande entledigt und so nackt in ein Gefängniß gesetzt, und dann auch zur innerlichen Untersuchung ärztlicher Behandlung übergeben, um durch wirksame Arzneimittel, heißes Wasser und strenge Diät jeden Verlust, welchen das allenfallsige Verschlucken der Diamanten zur Folge haben konnte, zu Nichte zu machen.

Die Kleidungsstücke des Ausgezogenen, sowie Alles, was derselbe von Frankreich mitgebracht hatte, wurde in die Kassbah geschafft und dort einer strengen Durchforschung unterzogen. Man fand jedoch außer in dem Schmuckkästchen nirgends eine Spur von Diamanten. Als man aber nun dieses öffnete und die Pascha'sgattin die glänzenden Edelsteine welche in schönen Etui's, vom feinsten Saffian mit Sammet ausgepolstert, sich recht geschmackvoll geordnet zeigten, mit gierigen Blicken musterte, da sollte die hohe Dame eine höchst auffallende Entdeckung machen. Das Kistchen enthielt zwar die herrlichsten Schmucksachen; sie weidete sich mit Wollust an ihrem Glanz, an ihrer blendenden Strahlenpracht, sie genoß schon im Voraus den Sieg befriedigter Eitelkeit, sie sah schon alle ihre Rivalinnen von Neid schwarz werden, sie feierte einen süßen vorgeschmacklichen Triumph, aber mitten in diesem Triumph empfand sie eine Verlegenheit, welche sie, je mehr sie den Schmuck betrachtete, immer mehr in Verwirrung setzte. Der Schmuck erwies sich nämlich doppelt, das heißt, diejenigen Stücke, welche bei einem vollständigen Schmucke nur in der Einzahl vorhanden zu sein pflegen, waren zweimal, die Armspangen, Ohrringe und andern Gegenstände, deren zwei zu einem Schmuck gehören, waren viermal vorhanden. Was sollte sie daraus machen? Wie sollte sie das zusammenreimen? Sie hatte den Israeliten nur mit dem Ankauf eines einzigen Schmuckes beauftragt. Der andere Schmuck schien

also nicht für sie bestimmt? Aber wie verhielt es sich mit dem Preis dieser kostbaren Gegenstände? War jeder Schmuck nur die Hälfte der Summe werth, welche der Pascha dem Juden mitgegeben, oder, wenn ein einziger Schmuck die ganze Summe darstellte, woher hatte der Jude das Geld zum Ankauf des andern genommen? Wäre es nicht möglich, und bei diesem Gedanken standen der Pascha'sgattin die Haare zu Berge, daß irgend eine andere Frau sich unterstanden hätte, dem nach Frankreich reisenden Juwelier gleichfalls Aufträge zum Ankauf von Diamanten zu geben, um es ihr, der Pascha'sgattin, gleich zu thun und bei den Festen mit gleich prächtigen Ornamenten zu erscheinen, wie sie, die höchste Frau in Algier? Ein solches Vergehen erschien ihr so strafbar, daß sie alle Fassung bei dem Gedanken daran verlor. Darüber mußte sie Aufklärung haben! Natürlich würde der Jude lügen. Aber dagegen gab es wirksame Mittel. Die Folter war noch nicht in Algier abgeschafft, und zu ihrer Anwendung dem Juwelier gegenüber beschloß sie ihren Gatten zu bereden.

Dieser gab jedoch einen ungewöhnlichen Beweis von Milde, indem er dem Sohn Abrahams vorläufig nur eine gelinde Bastonade von hundert Stockschlägen verabreichen und ihn dann fragen ließ, was der doppelte Schmuck zu bedeuten habe. Nun hätte wohl der Jude lügen können, da er aber sehr gut wußte, daß man doch das Gegentheil von seiner Aussage glauben würde, und da ihm die Wahrhaftigkeit in diesem speciellen Falle ausnahmsweise einmal vortheilhaft erschien, so sagte er einfach die Wahrheit.

Diese Wahrheit lautete aber entsetzlich für die Ohren der Pascha'sgattin. Der Jude hatte nämlich in Paris einen Bijoutier kennen gelernt, welcher es in der Verfertigung falscher Diamanten so weit gebracht hatte, daß ein ganz ausnahmsweise scharfsichtiger und geübter Kenner allein im

Stande war, seine Nachahmungen von wirklichen Diamanten zu unterscheiden. Um sich nun bei dem Pascha einzuschmeicheln und ihm eine noch nie in Algier gesehene Merkwürdigkeit europäischer Kunstfertigkeit zu zeigen, war der Jude auf den für ihn verhängnißvollen Gedanken gekommen, den für die hohe Dame bestellten Schmuck getreu nachbilden zu lassen. So war nur der eine Schmuck ächt, der andere falsch und kein Nichtkenner konnte den einen vom andern unterscheiden.

Diese Enthüllung erregte bei allen algierischen Frauen, welche sie vernahmen, eine Art von Grauen. Bisher war es noch keinem Menschen eingefallen, falsche Diamanten nach Algier zu bringen, ja die Araberinnen ahnten gar nicht, daß es falsche Diamanten geben könne, und nun mußten sie vernehmen, daß es sogar so gut nachgeahmte gäbe, daß nur die allerbesten Kenner ihre Falschheit zu entdecken vermochten. Daß sie selbst aber keine Kennerinnen seien, das wußten die Araberinnen nur zu gut. Wer stand ihnen also in Zukunft noch für die Aechtheit ihrer Edelsteine? Wen konnten sie darüber um Rath fragen? Die Goldarbeiter einmal gewiß nicht. Diese waren alle Juden und würden höchst wahrscheinlich einer verhaßten Araberin doch nicht die Wahrheit sagen. Es war ein fürchterliches Erwachen aus einem süßen Traum für die armen Araberinnen, diese Enthüllung von der Existenz täuschend nachgeahmter Diamanten.

Wer jedoch die Schrecken dieses Erwachens am Fürchterlichsten empfand, das war Niemand anders, als die hohe Dame, welche sich nun zu ihrer höchst unangenehmen Ueberraschung im Besitz eines ächten und eines falschen Schmuckes sah, und welche den einen nicht vom andern zu unterscheiden vermochte. Welcher von beiden war der ächte? Welcher war der falsche? Niemand in Algier konnte es wissen, außer der Juwelier, der den doppelten Schmuck gekauft hatte.

Vielleicht hätte man aus dem Sohne Abrahams eine wahrhaftige Auskunft über diese Frage herausbekommen, wäre man, statt zur Folter, zu gelinderen Ueberredungskünsten geschritten. Aber die Pascha'sgattin war zu erbittert, um der Milde das Wort zu reden. Sie bestand auf der Folter. Der Jude schwur zwar bei Moses und den Propheten, die Wahrheit auch ohne Anwendung der sie hervorlockenden Maschine aussagen zu wollen, aber da wäre die schreckliche Ungewißheit geblieben, ob man, wie gewöhnlich, das Gegentheil seiner Behauptung glauben müsse, oder ob man ausnahmsweise annehmen könne, daß er aus besonderen Gründen dieses Mal die Wahrheit sage. Zum Herauskommen aus dieser Ungewißheit schien die Folter, nach dem mittelalterlichen Grundsatz: „in tortura veritas“ den einzigen sicheren Ausweg anzudeuten. Man beschloß also, sie anzuwenden. Hätte die hohe Dame freilich das Resultat ihrer Anwendung in diesem Falle voraussehen oder nur ahnen können, sie würde sich mit Händen und Füßen gegen dieselbe gesträubt haben, denn jenes Resultat sollte für sie ein schreckliches sein.

Der Jude wurde also auf die Folter gespannt und in demselben Zimmer, in welchem diese Wahrheitsmaschine errichtet worden war, wurden auch die fraglichen Diamanten aufgestellt, damit er in Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen sowohl auf die ächten, wie auf die falschen mit seinen gemarterten Armen deuten könne. Der Henker, eine der geachtetsten Respectspersonen von Algier und zugleich der vertraute Liebling des Pascha's (der Scharfrichter war stets der Liebling der Pascha's von Algier), vollendete erst als guter Moslem seine Andacht. Nachdem er sich so auf fromme Weise für ein so verdienstliches Werk, wie die Folterung eines Ungläubigen war, vorbereitet hatte, schritt er mit salbungsvoller Majestät und zugleich mit einigen Messern und Zangen

bewaffnet, auf den Juden zu und begann ihn damit zu zwicken und zu kneifen, bis dieser vor Schmerz laut aufschrie. Dieß war freilich nur die Einleitung, das vorbereitende Spiel für das, was nachkommen sollte, aber dennoch hatte es zur Folge, dem Gemarterten ein Geständniß abzulocken. Derselbe deutete nämlich auf die Diamanten im grünen Futteral (denn an den Futteralen von verschiedener Farbe allein konnten sie die Araber unterscheiden) und behauptete, daß diese die ächten, diejenigen im rothen Futteral jedoch die falschen seien. Die Untersuchungscommission, aus den geachtetsten Personen des Richterstandes zusammengesetzt, war aber weit entfernt davon, sich mit einem einzigen und noch dazu so schnell abgedrungenen Geständniß zu begnügen. Sie behauptete, daß die Wahrheit ein so kostbares Gut sei, daß man sich derselben nicht genug versichern könne. Nur dann, wenn der Sohn Israels fortfahren sollte, unter allen verschiedenen Formen der Tortur, dasselbe auszusagen, nur dann dürfe man es wagen, ihm Glauben zu schenken, so lautete der Ausspruch der Untersuchungscommission und dieser wurde wegen seiner Weisheit von allen Anwesenden, außer von dem hartnäckigen Israeliten, gepriesen und bewundert.

So unterwarf man denn den Unglücklichen einer Reihe von abwechslungsvollen Martern, welche vielleicht nicht so lange fortgesetzt worden wären, hätte jener so viel Fassung behalten, standhaft bei seiner ersten Aussage zu bleiben. Der arme Mensch beging jedoch nun einen zwar erklärlichen, aber für ihn selbst höchst verhängnißvollen Fehlgriff. Da man mit der ersten Aussage nicht zufrieden gewesen war und offenbar dieselbe für eine Lüge zu halten schien, so kam der durch die Folterqual fast besinnungslos gewordene Mensch auf den unglücklichsten Gedanken von allen, auf den Gedanken, daß man vielleicht dem Gegentheil Glauben schenken

würde. Er sagte also nun aus, daß er sich bei seiner ersten Aussage geirrt habe und daß die Sache sich grade in entgegengesetzter Weise verhalte. Das rothe und nicht das grüne Futteral enthalte die ächten Diamanten.

Das war ein wahrer Donnerschlag für die hohe Dame, welche es sich nicht hatte nehmen lassen, der Folterung hinter einem Gitter versteckt und in tiefe Schleier eingehüllt, aus einem Seitengemache zuzusehen. Jetzt schien Alles in Frage gestellt. Wie sollte man nun sich Gewißheit, wenn solche überhaupt erreichbar schien, verschaffen? In diesem Nothfalle wurde an den Rath des Lieblings des Pascha appellirt und der Scharfrichter äußerte eine Meinung, welcher die ehrwürdigsten Mitglieder der Untersuchungscommission Beifall zollten. Sein Rath ging dahin, die Folterung so lange fortzusetzen, bis man eine gehörige Anzahl von Aussagen erlangt habe und dann zu berechnen, für welche Entscheidung in Bezug auf die Aechtheit der einen oder der anderen Diamanten die Mehrzahl dieser Aussagen bejahend gewesen wäre.

Die Folterung wurde also mit erneuerter Energie fortgesetzt. Der arme Jude verlor jedoch unter den Schmerzen der Tortur jetzt gänzlich den Kopf. Er sagte in einem und demselben Athem die widersprechendsten Dinge aus, er entschied sich bald für das grüne, bald für das rothe Futteral, so daß die Ungewißheit der Pascha'sgattin nur noch mehr zunahm und sie nicht einmal die Befriedigung besaß, aus der Mehrzahl der einen, wie der andern Antworten durch Wahrscheinlichkeitsberechnung die Wirklichkeit zu ermitteln, denn die Entscheidungen für die Aechtheit der einen wie der andern Diamanten, deren Anzahl vom Secretär der Commission genau aufnotirt worden war, erwiesen sich bei schließlichem Vergleich als vollkommen gleichviele. Der arme Gefolterte hatte nämlich in seinen durch die Tortur abgerungenen Ant-

worten mit Ja und Nein ohne eine einzige Unterbrechung abgewechselt. Endlich jedoch vermochte es dessen gemarterte Natur nicht länger aushalten. Eine Ohnmacht bemächtigte sich des Israeliten, und da die Folterung nun zwecklos geworden war, so stellte man sie ein. Ehe jedoch der arme Mensch in Ohnmacht gesunken war, hatte er noch eine letzte Aussage gethan, welche aller Verwirrung die Krone aufsetzte. Da er gar nicht mehr wußte, wie er seine Peiniger zufrieden stellen solle, so kam er zu Allerletzt auf den verzweifelten Gedanken, etwas völlig Neues auszusagen, nämlich alles bisher Gesagte zu widerrufen und nun den doppelten Schmuck für ächt zu erklären.

Dieses Geständniß war der hohen Dame das unangenehmste von allen. Denn natürlich glaubte sie nach dem gewohnten arabischen Grundsatz, daß im Zweifel über eine Aussage es sicherer sei, dieselbe als Lüge anzusehen, das schnurgrade Gegentheil davon und mußte nun sämmtliche Diamanten, die im grünen sowohl, als die im rothen Futteral, für falsch halten. Sie sah sich also doppelt betrogen. Ihre Wuth kannte keine Grenzen und gern hätte sie dieselbe im Blute des Juden gekühlt, dessen Hinrichtung sie leicht von ihrem Gemahl erlangen konnte.

Das Leben des Israeliten erschien aber zu kostbar, um geopfert zu werden. Denn von ihm allein konnte man noch eine Auskunft erwarten, denn da falsche Diamanten noch nie in Algier gewesen waren, so wußten selbst die geschicktesten übrigen Juweliere sie nicht zu beurtheilen. Vielleicht, daß eine andere Behandlungsweise schließlich doch noch ein befriedigendes Resultat zu Tage fördern würde. Der Pascha kam also zuletzt auf die für ihn völlig neue und ungewohnte Idee, es einmal mit der Milde zu versuchen. Der Gemarterte wurde deßhalb zur Heilung seiner Wunden seiner Familie

übergeben, deren Sorgfalt es auch wirklich gelang, ihn nach einigen Monaten wieder soweit herzustellen, daß er gehen und stehen konnte. Da der arme Mensch jedoch nicht mehr Willens war, sich von Neuem so brennende Fragen vorlegen zu lassen, so hegte er, kaum als er genesen war, begreiflicherweise nur einen Wunsch, den nämlich, zu entfliehen. Trotz den strengen und umständlichen Befehlen, welche der Pascha seiner Polizei gegeben hatte, den Israeliten genau zu überwachen, und vielleicht grade in Folge dieser strengen Einschärfung, da dieselbe die Polizeibeamten darauf aufmerksam machte, daß der Jude zu entfliehen wünschen könne und folglich bedeutende Bestechungssummen daran wenden dürfte, wenn man ihm diesen Schritt erleichtern würde, gelang es dem Juden, nach Marokko zu entkommen, von wo er nicht wieder zurückkehrte, während seine Familie ihn für todt ausgeben mußte und die Leiche eines andern, an Krankheit verstorbenen Israeliten an seiner Stelle begrub.

Der Tod keines ihres Angehörigen hätte die Pascha'sgattin tiefer betrüben können, als die Nachricht von dem Verscheiden des Juden. Jetzt schien ihr alle Hoffnung geraubt, jemals über die Aechtheit oder Falschheit ihrer Diamanten Aufklärung zu erhalten. Vielleicht hätte sie irgend einen europäischen Consul um Rath fragen können, aber diesen Christenhunden traute sie nicht. Dieselben würden ihr doch niemals die Wahrheit sagen, und sie gewiß auf irgend eine Weise, deren diese Ketzer nur zu viele kannten, um Alles betrügen, das mußte die in der schlechtesten Meinung von Christen im Allgemeinen und von Consuln im Besondern geschulte Araberin für ausgemacht halten. Freilich, so lange sie über Aechtheit oder Falschheit des Schmuckes nicht aufgeklärt war, was half ihr derselbe? Sie wußte ja nicht einmal, welchen von den beiden sie bei Paradegelegenheiten anlegen sollte?

In solcher Verlegenheit beschloß sie zur Kühnheit und zur Ausbeutung ihres hohen Ranges ihre Zuflucht zu nehmen. Wenn sie recht keck behauptete, die Gewißheit von der Aechtheit ihres Schmuckes erlangt zu haben, wer würde es dann wagen, sie Lügen zu strafen? Sollte es dennoch Jemand wagen, so würde schwere Strafe den Verläumder oder die Verläumderin treffen. Da sie jedoch auch darüber im Zweifel schwebte, ob überhaupt eine von den beiden Diamantzierden ächt oder ob sie nicht am Ende gar alle beide falsch seien, so wußte sie sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß sie in ihrer Eigenschaft als souveränes Orakel aller Algiererinnen, apodiktisch alle zwei für ächt erklärte und ihren Willen kund gab, daß sie dieselben als gleich werthvoll und unverfälscht angesehen haben wolle. Wehe derjenigen, welche das Gegentheil behaupten würde!

Von nun an erschien die Gemahlin Ali Chodscha Pascha's bei jeder arabischen Hochzeit, bei jedem Haremsfeste bald mit dem einen, bald mit dem andern Schmuck bekleidet, und da alle Frauen sich vor der gewaltigen Dame, von der ein Wink genügte, um sie sämmtlich erdrosseln zu lassen, entsetzlich fürchteten, so erntete sie überall nur einen einstimmigen, kriechenden, wenn auch vielleicht wenig aufrichtigen Beifall ein. Die Gewohnheit dieses Beifalls hatte schließlich zur Folge, daß die Pascha'sgattin zuletzt selbst noch an die Wahrheit ihrer Erdichtung, das heißt an die Aechtheit aller ihrer vom Juden aus Paris gebrachten Schmucksachen zu glauben anfing und, da Niemand ihr diesen Glauben zu rauben versuchte, so blieb sie auch bis an ihr Lebensende in einem so süßen Wahne.

Ali Chodscha Pascha war ein kluger Mann. Leider war er aber nicht klug genug, um den Vorurtheilen seiner Landsleute zu entsagen. Das ärgste dieser Vorurtheile,

ja mehr noch als ein Vorurtheil, ein Glaubenssatz, ist jener blinde Fatalismus, welcher dem Moslem untersagt, irgend etwas zur Abwendung einer drohenden Gefahr zu thun. Eine solche drohende Gefahr stand aber nun grade der Regentschaft Algier bevor. Die Pest war in dem benachbarten Tunis ausgebrochen und vor ihr konnte nur eine gut eingerichtete Quarantäne schützen. Hätte der Pascha dem Großsultan nachgeahmt, welcher dem Fatalismus insofern entsagt hatte, daß er sich der Einführung dieser wirksamen Vorsichtsmaßregel nicht widersetzte, sondern dieselbe sogar auf alle Weise begünstigte, so wäre vielleicht sein Tod nicht als unmittelbar bevorstehend von Allah vorausberechnet gefunden worden. Da aber Ali Chodscha Pascha nur dem Fatalismus Gehör gab, so sollte bald die Seuche auf die verheerendste Art in Algier ausbrechen. Ein Drittheil seiner Einwohner fiel ihr zum Opfer, unter welchen auch der Pascha und seine Gattin sich befanden.

Ali Chodscha Pascha ließ seinen einzigen Sohn an sein Sterbelager kommen, gab ihm seinen Segen und ertheilte ihm schließlich noch folgende gute Lehren:

„Mein Sohn!" so sprach der sterbende Pascha, „mit meinem Tode wirst Du höchst wahrscheinlich Alles verlieren, was Du auf dieser Erde jetzt Dein nennst. Der Sohn eines verstorbenen Pascha's hat keine Rangstellung, er gilt nichts, gar nichts, ja er gilt noch weniger, als ein gemeiner Janitschare, denn jeder Janitschare ist wenigstens ein Türke, und ein Türke allein kann es in Algier zu etwas bringen. Du bist aber leider kein Türke, sondern nur ein Kulugli, das heißt der Sohn eines Türken und einer Araberin, folglich kannst Du niemals hoffen, irgend eine einflußreiche Stellung einzunehmen. Aber, wenn Du auch auf Rang und Macht verzichten mußt, so kannst Du möglicherweise doch Dein Theil

von den Gütern dieser Erde genießen, wenn Du genau nach den Vorschriften Deines sterbenden Vaters handelst. Ich hinterlasse Dir ein nicht unbedeutendes Vermögen, welches theils in liegenden Gütern, die alle Welt kennt, theils in verscharrten Geldern, deren Verbergungsplatz nur ich kenne, besteht. Die verscharrten Gelder wirst Du an dem auf diesem Papiere bezeichneten Ort finden. Außerdem bekommst Du die Diamanten Deiner Mutter. Verachte dieselben nicht, obgleich die ganze Welt sie für falsch hält, woran Deine Mutter die Hauptschuld trägt, weil sie behauptete, von deren Aechtheit überzeugt zu sein. Ich glaube aber fest, daß wenigstens ein Schmuck von den beiden ächt ist. Da Du aber nicht wissen kannst und ich Dir es auch nicht zu sagen vermag, welcher von beiden der ächte und welcher der falsche ist, und diejenigen, welche Du darüber um Rath fragen könntest, Dich wahrscheinlich betrügen würden, so rathe ich Dir, behalte sie alle beide, veräußere sie nie. Es ist der letzte Nothpfennig für Deine Familie. Alles Andere wird man Dir vielleicht nehmen, denn Du weißt sehr wohl, daß der neue Pascha stets die Güter des alten zu confisciren und dessen Kindern nur ein sehr beschränktes Eigenthum, manchmal auch gar nichts, übrig zu lassen pflegt. So ist es den Kindern aller meiner Vorgänger ergangen und so wird es Dir höchst wahrscheinlich auch gehen, wenn es Dir nicht allenfalls gelingen sollte, die Gunst des neuen Pascha zu erwerben. Dir diese Gunst zu verschaffen, dazu giebt es nur ein Mittel, und dieses Mittel ist auch nur dann anwendbar, wenn der künftige Pascha eine unverheirathete Tochter besitzt. In diesem Falle bringe jedes nur erdenkliche Opfer, um ihre Hand zu erlangen. Schone nicht meine verscharrten Gelder, um den Pascha zu gewinnen. Solltest Du sie auch alle in Bestechungssummen ausgeben, so wirst Du immer noch dabei Vortheil haben,

denn als Dein Schwiegervater wird Dir der neue Pascha meine Güter gewiß belassen.

Gelingt es Dir nicht, der Eidam des Herrschers zu werden, dann freilich mußt Du Dich in Dein Schicksal ergeben. Allah kerim, Gott ist groß, er hat Alles vorausberechnet, was geschehen wird, und gegen diese Berechnung können wir nicht ankämpfen. Aber wie es auch ausfallen mag, bleibe standhaft und veräußere nicht die Diamanten Deiner Mutter. Es ist zu Deinem Glück nicht Sitte unter Moslems, daß die Herrscher den Schmuck der Unterthanen wegnehmen, außerdem sichert Dir den Besitz der Diamanten auch noch der günstige Umstand, daß Jedermann sie für falsch hält. An diesen Diamanten halte fest. Solltest Du auch für Geld arbeiten müssen, und am Hungertuche nagen, so verkaufe doch nie auch nur einen einzigen derselben. Denn bei dem Verkauf würdest Du unter unseren jetzigen Zuständen ohne Zweifel um die Hälfte, vielleicht um den größten Theil des Werthes betrogen werden, und selbst die kleine Summe, die man Dir dafür geben dürfte, möchte Dir höchst wahrscheinlich der neue Pascha nehmen lassen, denn baares Geld ist immer eine erlaubte Beute und wird durch keine solche geheiligte Rücksicht vor Confiscation geschützt, wie der Familienschmuck. So lange Du den Schmuck behältst, bleibst Du ein reicher Mann, im Augenblick aber, da Du ihn veräußerst, wirst Du zum Bettler.

Ich habe aber auf diesem meinem Sterbelager eine Ahnung, wie es in Zukunft in Algier gehen wird. Ich glaube, es werden andere Zustände kommen, und, da es nicht gut schlimmer werden kann, als es jetzt ist, so muß nothwendiger Weise eine Aenderung zum Besseren eintreten. Eine solche Aenderung wird vielleicht auch eine größere Sicherheit des Besitzstandes, eine größere Ehrlichkeit des Handels in

ihrem Gefolge haben. Einen solchen Zeitpunkt warte ab, mein Sohn, und wenn er jemals kommen sollte, dann, aber auch nur dann, kannst Du mit Deinen Diamanten offen auftreten und durch ihren Verkauf ein reicher und angesehener Mann werden. Nur in diesem Falle einer völligen Aenderung unsrer socialen Zustände magst Du die Edelsteine Deiner Mutter veräußern. Diesen meinen Rath zu befolgen mußt Du mir bei Sidi Abd-el-Kader el Dschelani und bei Sidi Mohammed Scheriff, unsern beiden großen Heiligen, schwören. Nicht eher werde ich ruhig sterben."

Nachdem der Sohn des Pascha diesen bei den Algierern besonders heilig gehaltenen Schwur geleistet, drehte sich Ali Chodscha in der Richtung nach Mekka um, murmelte die Sure des jüngsten Tages und schien eben im Begriff, unter den Worten der Umstehenden: „Allah irhamuh" (Gott sei ihm gnädig) dem Todesengel in die erlösenden Arme zu sinken, als er sich plötzlich noch ein letztes Mal nach seinem trauernden Sohn umwendete, wie wenn er etwas ihm mitzutheilen vergessen habe. Er hatte in Wirklichkeit auch etwas, nach moslimischen Begriffen sehr Wichtiges, zu eröffnen vergessen.

„Mein Sohn", so sprach er mit sterbender Stimme, „noch Eins muß ich Dir sagen. Sollte der Tag kommen, an welchem es Dir der eben abgelegte Schwur gestatten wird, die Diamanten Deiner Mutter zu veräußern, dann wirst Du in dem Lederüberzug des einen Schmuckes ein Zettelchen eingenäht finden, das einen mächtigen Talisman enthält, welcher Dich und Deine Familie vor Elend bewahren wird. Diesen Talisman darfst Du aber erst dann seinem Gehäuse entziehen, wenn du im Begriffe stehst, den doppelten Schmuck zu verkaufen."

Auch dieses mußte der Pascha'ssohn beschwören und erst

dann hatte seines Vaters Seele Ruhe und verließ in Frieden den irdischen Schauplatz.

So starb Ali Chodscha Pascha, welcher es seinem Staatsstreich verdankte, daß er zu den wenigen Herrschern von Algier gerechnet werden konnte, die eines natürlichen Todes endigten. Nach seinem Tode waren die Janitscharen lange uneins, wen sie wählen sollten. Darin waren sie jedoch alle einig, daß der Staatsstreich wieder rückgängig gemacht werden müsse und der neue Herrscher nur unter der Bedingung gewählt werden dürfe, daß er die „Kasse" wieder für Gemeingut erklärte. Endlich vereinigten sich die Stimmen in der Wahl eines gewissen Hussein, der für einen sehr unbedeutenden Menschen galt. Man nahm ihm das Versprechen ab, alle Folgen von Ali's Staatsstreich zu Nichte zu machen, und Hussein bestieg den Thron, in dessen Besitz er jedoch kaum gelangt war, als er sein Versprechen vergaß und nicht nur als Amtsnachfolger, sondern auch als Fortsetzer des Staatsstreiches in seines Vorgängers Fußtapfen trat. Die Janitscharen waren von Neuem angeführt.

Da der neue Pascha wirklich eine unvermählte Tochter besaß, erinnerte sich nun Kadur, so hieß der Sohn Ali Chodscha's, der guten Lehren seines Vaters und fing an, dessen Nachfolger in unterwürfigster Weise den Hof zu machen, denn die orientalischen Sitten bringen es mit sich, daß der Vater in diesem Punkte an die Stelle der Tochter tritt, das heißt, daß ihm und nicht ihr die Cour geschnitten werden muß. Der Pascha nahm die Huldigungen des gefallenen Prinzen gnädig auf. Natürlich durfte von Heirathsplänen noch nicht die Rede sein. Dergleichen pflegt bei Orientalen nur sehr langsam von Statten zu gehen und wenn überhaupt eine Heirath zu Stande kommen soll, so dürfen die dabei interessirten Personen kein Wort darüber zusammen wechseln.

Aber der schlaue Hussein errieth natürlich gleich die Absichten Kadur's. Er gab diesem sogar insofern einen Grund zur Hoffnung, daß er dessen väterliche Güter vor der Hand nicht confiscirte. Kadur blieb in deren ungeschmälertem Besitze. Derselbe erinnerte sich nun jenes andern Rathes seines verstorbenen Erzeugers, kein Geld zu sparen, um sich die Gunst des neuen Herrschers zu gewinnen. Er machte also von Zeit zu Zeit dem Fürsten recht ansehnliche Geschenke und die Sonne der Gnade traf ihn in vollen glänzenden Strahlen.

Da die Gunst ihm vom Throne aus entgegenleuchtete, so war es kein Wunder, daß des Fürsten sämmtliche Schmarotzer und Hofschranzen nun dem jungen Kadur schmeichelten und schön thaten, daß es eine Freude war. Derselbe besaß auf einmal eine Menge der zärtlichsten Freunde, welche ihm mit Rath und That an die Hand gehen wollten. Diese Freunde waren sehr uneigennützig. Sie hatten nur das Wohl Kadur's und vielleicht auch das Interesse des Pascha's im Auge, aber aus ihren Gesprächen ging hervor, daß sie diese beiden Dinge für innigst verschwistert hielten. Sie hüteten sich zwar sehr, so weit gegen die moslimische Sitte zu verstoßen, daß sie von der möglichen Vermählung Kadur's mit der Pascha'stochter gesprochen hätten, aber sie gaben durch ihr Benehmen, durch allerlei verstohlene Winke, durch geschickt verborgene Anspielungen dem jungen Manne zu verstehen, daß sie ihn eigentlich schon als den Schwiegersohn des Herrschers ansähen.

Kadur war überglücklich. Sein Herz war schon im Voraus von Dankbarkeit gegen den künftigen Schwiegervater erfüllt und er wartete nur die Gelegenheit ab, diesem eine recht schätzenswerthe Gefälligkeit erweisen zu können, sich so in seiner Gunst noch mehr zu befestigen, und dann allmählich mit seiner Absicht herauszurücken und seinen Heirathsantrag

durch die in solchen Fällen üblichen Vermittlerinnen stellen zu lassen. Diese Gelegenheit sollte nicht lange ausbleiben. Eines Tages trat der alte Brahim, Agha der Janitscharen und vertrauter Freund des Regenten, ein schlauer, verschmitzter Kerl, der aber für den einstigen Pascha'ssohn nur die Aufrichtigkeit und das Wohlwollen in Person schien, zu dem jungen Manne und eröffnete ihm mit geheimnißkrämerischer Miene Folgendes:

„Denke Dir, o Kadur, der Pascha will Dir eine große Gnade erweisen, welche für Dich ein unaussprechliches Glück ist, und Dir gewiß die Wege zu dem schönsten Ziel und den höchsten Ehren ebnen wird. Hussein hat in einigen Tagen eine gewisse Summe nöthig, die er nicht aus dem Staatsschatze erheben kann, da er zu gewissenhaft in Benutzung der Regierungsgelder ist. Denke Dir nun, in dieser Verlegenheit will er Dir die Gnade erweisen, ihm zu Hülfe kommen zu dürfen. Er, der Allmächtige, welcher Dir, wenn er nicht die Milde und Gnade selber wäre, eigentlich all' Dein Geld und Gut mit Gewalt wegnehmen könnte, er will sich großmüthig herablassen, diese Summe nur von Dir zu borgen! Kannst Du den Umfang einer solchen Großmuth ermessen, kannst Du so viel Gnade in dem Maße, wie es sich gebührt, bewundern?"

Kadur wußte wohl, was es mit dem „Borgen" von Seiten eines absoluten orientalischen Fürsten auf sich hatte. Aber er war ja darauf vorbereitet, er war im Voraus schon entschlossen gewesen, dem Pascha ein recht ansehnliches Geschenk zu machen. Er nahm also der Wahrheit gemäß das vermeintliche Borgen nur als eine schönrednerische Form für ein Geschenk auf. Was den andern Punkt betraf, welchen der Agha berührt hatte, daß nämlich der Fürst seinem Unterthan ja Alles wegnehmen könne, so wußte er ebenfalls sehr

gut, wie es sich damit verhielt, das heißt, er wußte, daß seine liegenden Güter allerdings jeden Augenblick der Confiscation ausgesetzt seien, daß aber das verscharrte Geld so sicher war, als ob es sich in einem ganz anderen Lande befunden hätte, denn Niemand, als er, kannte das Geheimniß seines Verstecks und Niemand, als er, wußte über die Summe desselben Bescheid. Dieses Geld konnte man einzig und allein von seinem guten Willen, gegen diesen Willen aber durch keine Gewalt der Erde erlangen. Da übrigens dieser sein guter Wille groß war, so rügte er nicht die Unrichtigkeit der Bemerkung Brahims. Nur eine Angst beklemmte ihn, die nämlich, daß die vom Herrscher gewünschte Summe seine Mittel übersteigen könne. In schwerer Sorge über diesen Punkt, fragte er den Agha nach der Ziffer des zu leihenden Geldes.

Diese Ziffer war allerdings groß, ja sehr groß, aber der junge Mann berechnete schnell, daß sie nicht seine Kräfte überstieg. Freilich würde ihm diese Zahlung beinahe seiner sämmtlichen Baarschaft berauben, aber hatte er nicht noch die liegenden Güter und besaß er nicht die Hoffnung, der Eidam des Herrschers zu werden? Wer nichts wagt, der gewinnt nichts, so dachte er und sagte mit jugendlicher Freigiebigkeit dem Agha die gewünschte Summe zu.

Der Pascha war tief gerührt von dieser edlen, uneigennützigen Handlung des jungen Mannes, ließ ihn zu sich kommen, erlaubte ihm, seine Hand zu küssen, und sprach dann voll väterlicher Huld zu ihm:

„O mein Sohn! Du bist fürwahr der Morgenstern unter den Jünglingen, der Mond am Jugendhimmel, die Sonne im Frühlingsstrahle des Lebens. Du hast eine Handlung begangen, deren Edelmuth nur unter den Thaten der Gefährten unsres gelobten Propheten, den Gott segnen möge,

ihres Gleichen finden kann. Darum will ich Dich auch meinen Sohn nennen!"

Kadur war auf's Angenehmste überrascht durch diese so plötzliche Erfüllung seiner heißesten Wünsche. Der Pascha wollte ihn seinen Sohn nennen! Was konnte das anders zu bedeuten haben, als daß er ihm seine Tochter zur Frau geben würde? Aber mit dieser Wortauslegung irrte sich leider der arme Kadur. Das Wort „Sohn" war hier nur in jenem allgemeinen, figürlichen, völlig nichtssagenden Sinne gebraucht worden, in welchem die Araber so oft die Worte „Sohn", „Vater", „Bruder" u. s. w. anwenden. Seine Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten, denn der Pascha fuhr bald darauf großmüthigst fort:

„Um Dir zu zeigen, wie sehr ich Dich in mein Herz geschlossen habe, will ich Dich auch zur Hochzeitsfeierlichkeit meiner Tochter einladen, welche demnächst stattfinden wird."

Das war ein harter Schlag für den armen Kadur. Er sollte also nicht der Schwiegersohn Hussein's werden, sonst würde man ihn nicht zur Feierlichkeit eingeladen haben, denn bei den Moslems wohnt der Bräutigam nie seiner eignen Trauung bei, da diese durch Procuration geschieht.

Kadur sah plötzlich ein, daß man nur mit ihm gespielt, daß man ihn mit der Hoffnung, der Eidam des Fürsten zu werden, so lange geködert hatte, bis alle seine Gelder den Weg in die Privatschatulle des Herrschers gegangen waren. Als er sich betrübten Herzens eben aus dem Thronsaale seines Beraubers entfernen wollte, da ließ ihn jedoch dieser plötzlich zurückrufen und redete folgendermaßen zu ihm:

„Mein geliebter Sohn! Ich kann Dir nicht genug Beweise meiner väterlichen Huld geben. Darum habe ich noch besonders darüber nachgedacht, was ich noch mehr für Dich thun könne, und da ist mir eingefallen, daß die Güter, welche

Dir Dein Vater hinterlassen hat, in sehr ungesunder Gegend befindlich, auch außerdem schwer zugänglich und nahe dem Gebiete rebellischer Stämme gelegen sind; deßhalb halte ich es im Interesse Deiner Gesundheit, Deiner Bequemlichkeit, ja sogar aus Sorge für die Erhaltung Deines kostbaren Lebens für meine Pflicht, Dir diese unvortheilhaften Besitzthümer wegzunehmen, um sie einem abgehärteten Krieger, meinem zukünftigen Schwiegersohn, für welchen sie besser geeignet sind, zu verleihen. Dir aber werde ich für das Weggenommene tausendfältigen Ersatz geben."

Ein neuer Schlag für den armen Kadur, welcher sich durch diese Kundgebung des allerhöchsten Willens vollkommen ruinirt sah. Denn er täuschte sich keinen Augenblick über die wahre Bedeutung der Worte des Pascha. Er wußte sehr gut, was der „tausendfältige Ersatz für das Weggenommene" zu bedeuten habe. Dieser „tausendfältige Ersatz" war ebenso phrasenhaft, ebenso hohl und vollkommen nichtsbedeutend, wie es jene Wünsche der Sklaven orientalischer Despoten sind, welche ihrem Sultan zurufen „mögest Du tausend Jahre leben!" Kadur bekam auf diese Weise eine noch weitere Einsicht in das verrätherische Spiel, welches man mit ihm getrieben hatte. Hussein hatte ihm so lange die väterlichen Güter gelassen, als er noch etwas andres besaß, was man ihm nicht durch Gewalt nehmen konnte. Nun, da man ihm seine letzten Gelder durch gleißnerische Vorspiegelungen entlockt hatte, konnte der Pascha die Maske fallen lassen. So war Kadur in einem Tage von einem reichen Manne zum Bettler, von einem vornehmen Manne, welcher erwartete, der Schwiegersohn eines Monarchen zu werden, zu einem verachteten Proletarier herabgesunken. Er besaß nichts mehr, nichts mehr als die Diamanten seiner Mutter, aber diese Diamanten hatte er auf dem Sterbebette seines Vaters geschworen,

nie zu veräußern, nie, außer in einem einzigen Falle, der sich wahrscheinlich nie ereignen würde.

Kadur verlor jedoch den Muth nicht in seinem Unglück. Dasselbe war rein finanzieller Natur und über ein solches Unglück tröstet sich ein Moslem leicht. Der Schmerz der unglücklichen Liebe kam in seinem Falle nicht hinzu, denn er hatte die junge Dame, nach deren Hand er strebte, nie gesehen, nie ihre Stimme gehört, nie eine Beschreibung ihrer Reize vernommen, kurz seine Freierschaft war nach arabischen Begriffen so durchaus anständig gewesen, daß ihm jetzt das Mißlingen derselben auch keinen übertriebenen Kummer verursachte. Es war ihm deßhalb auch gleichgültig, wen sie heirathen würde, und er wunderte sich nicht sehr, als er hörte, daß der verschmitzte Agha der Janitscharen, der alte Brahim, jener tapfere Krieger sei, von dem der Pascha gesagt hatte, daß er ihm mit der Hand seiner Tochter auch die eingezogenen Güter Kadurs geben würde.

Da der Sohn des verstorbenen Pascha, der Worte seines Vaters eingedenk, den geerbten Schmuck nicht zu Gelde machen wollte und auch vielleicht nicht ohne die Gefahr, den Erlös desselben seinem übrigen Besitzthum nachfolgen zu sehen, zu Gelde machen konnte, so mußte er natürlich jetzt irgend einen Erwerbszweig suchen. Ein solcher war ihm durch den Umstand an die Hand gegeben, daß er in seinem Knabenalter, als Sohn eines armen Soldaten in der Janitscharentruppe, welcher sich damals noch nicht träumen ließ, daß er einst Pascha werden könne, ein Handwerk erlernt hatte, wie überhaupt fast alle jungen Türken und Stadtaraber, seien sie oft selbst Söhne der reichsten Familien, etwas hineinsetzen, sich in ihrer Jugend irgend eine Handwerksgeschicklichkeit anzueignen, eine allgemeine Sitte, von welcher selbst die ottomanischen Prinzen keine Ausnahme bilden.

Das von Kadur erlernte Handwerk war eines, welches sich im Orient einer ungleich größeren Achtung erfreut, als bei uns Europäern, nämlich das edle Schuhmacherhandwerk, welches in diesen Ländern wegen der plumpen Beschaffenheit der Fußbekleidungen und der rohen Form des üblichen Schuhmaterials einen besonders großen Kraftaufwand in Anspruch nimmt und deßhalb gewöhnlich auch nur von sehr kräftigen, schon früh männlich gewordenen Knaben erlernt wird. Daher kommt es, daß die Ausüber dieses Gewerbes als starke Männer angesehen zu werden pflegen und natürlich in einem Lande, wo der barbarische Zustand die Selbsthülfe so oft nothwendig macht, gefürchtet und geachtet sind.

Diesem edlen Gewerbe also ergab sich der ehemalige Prinz von Algier, indem er sich mit seinem früheren Meister associrte, dessen Tochter heirathete und bald einer der geachtetesten Fußbekleider der Stadt wurde. Er machte gute Geschäfte, das heißt das, was man in seiner Vaterstadt gute Geschäfte nannte, er verdiente genug, um nicht Hungers zu sterben und um seine Familie zu ernähren. Ein großes Glück, oder vielleicht richtiger gesagt, eine hohe Ehre stand ihm jedoch noch mitten in seiner Erniedrigung bevor. Hussein Pascha, der Nachfolger seines Vaters und Räuber seines Vermögens, erinnerte sich plötzlich des von ihm gegebenen Versprechens, etwas für den Beraubten thun zu wollen, und verlieh ihm deßhalb großmüthigst das Amt eines königlich algierischen Hofschusters. Von nun an hatte Kadur nicht nur die Ehre, die allerhöchsten Pascha'sfüße mit Leder zu bekleiden, sondern auch die Gunst des ganzen Hofes wandte sich ihm zu, selbst sein früherer Nebenbuhler, der alte Brahim Agha, geruhte, ihm seine Kundschaft zu verleihen. Die Leute vom Hofe zahlten zwar nicht oft, brachen auch zuweilen wohl in liebenswürdiger Laune tumultuarisch in den Laden ein, welchen sie

vollkommen ausraubten, aber die Ehre, diese hochgestellten Spitzbuben zu bedienen, war zu groß, um nicht von Kadur als das höchste irdische Glück geschätzt zu werden, ein Glück, auf das er nicht einmal verzichten konnte, ohne des gröbsten Undanks beschuldigt und für die Verweigerung der Fußbekleidungen seine eigne Kopfbedeckung nebst dem darunter befindlichen, zum Leben leider so durchaus nothwendigen Körpertheile zu verlieren. Kadur ertrug auch diese Ehre mit jener stummen Ergebung in das Schicksal, welches alle diese gebornen Fatalisten, welche man Moslems nennt, zu ihrem Glaubensbekenntniß erwählt haben.

Auf diese Weise lebte Kadur etwa bis zu seinem vierzigsten Jahre. Es gelang ihm durch fleißiges Arbeiten, trotz der ehrenvollen Stellung eines Hofschuhmachers, welche er einnahm, dennoch seine Gattin nicht Hungers sterben und sogar seinen einzigen Sohn, dem er den Namen Abd-er-Rahman gegeben hatte, leidlich erziehen zu lassen. Als der junge Abd-er-Rahman im angehenden Jünglingsalter stand, da suchte seine Vaterstadt ein Ereigniß heim, welches in der Geschichte Epoche machte. Meine Leser werden errathen, daß von der Einnahme Algiers durch die Franzosen die Rede ist. Dieser dritte Angriff europäischer Mächte auf den alten Seeräuberstaat war von ungleich größerem Erfolge begleitet worden, als die beiden früheren, als nämlich derjenige der Spanier unter Karl dem Fünften und der der Engländer unter Lord Exmouth im Jahre 1816. Die Araber besitzen in ihrem Kauderwelsch von Lingua franca, welcher sogenannten Sprache sie sich den Europäern gegenüber bedienen, eine kurze, bündige, aber höchst charakteristische Schilderung dieser drei Angriffe und ihrer Erfolge, welche ungefähr dergestalt lautete:

Spaniol venir, fasir bum bum, makasch tschapar, andar.

Inklis venir, fasir bum bum bum, besaff bum bum, makasch tschapar, andar.

Fransis venir, fasir paff paff, fasir schuja, schuja, subito tschapar, makasch andar.

Was man in's Deutsche, mit Beibehaltung der beliebten Infinitivformen der Lingua franca etwa folgendermaßen übersetzen könnte:

Erst Spanier kommen, machen bum bum, nichts erobern, wieder fortgehen.

Dann Engländer kommen, machen bum bum bum, sehr viel bum bum, nichts erobern, wieder fortgehen.

Endlich Franzosen kommen, machen nur paff paff, machen langsam, langsam, bald Stadt erobern, nicht wieder fortgehen.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß unter „bum bum" Kanonenschüsse, unter „paff paff" Flintenschüsse, und unter „langsam, langsam" ein vorsichtiger strategischer Angriff gemeint sei.

Wie der dritte Theil dieses historischen Documentes aussagt, so waren die Franzosen nach Algier gekommen, um nicht wieder fortzugehen. Eine auffallende Umwälzung aller socialen Verhältnisse fand nun in der alten Piratenstadt Statt. Mit dem Pascha und den Großwürdenträgern war auch der namhafteste Theil der reicheren Bewohner ausgewandert und nur die bescheidenere Mittelclasse und die Armen zurückgeblieben. Die Stadtaraber oder Mauren, wie man sie auch nennt, fielen auf einmal von ihrer früheren privilegirten Bevorzugtheit in einen Zustand der Verachtung und des Elends, aus welchem sich nur wenige zu retten vermochten; während eine andere zahlreiche Classe von Menschen, die einheimischen Juden, welche bisher unter den Fußtritten der Gläubigen ein keineswegs beneidenswerthes Leben geführt hatten, nun ihr

Haupt stolz in die Höhe hoben und zu Wohlhabenheit und zu Ansehen gelangten.

Zu jenem bescheidenen Mittelstande der Stadtaraber gehörte auch Kadur. Als derselbe alle die auffallenden Veränderungen im öffentlichen und Privat-Leben seiner Vaterstadt sah, fragte er sich, ob jetzt nicht der Augenblick gekommen sei, sich dieser Mittelmäßigkeit zu entreißen und durch den Verkauf seiner Diamanten auf einmal in die Zahl jener wenigen wohlhabenden Araber einzutreten, welche seine Vaterstadt noch zählte. Wenn er jedoch die guten Lehren, welche ihm sein sterbender Vater gegeben hatte, überdachte, so mußte er sich sagen, daß jener Zustand der Sicherheit des Eigenthums und der Unverletzlichkeit des Privatlebens, von welchem der alte Pascha als möglicherweise bevorstehend prophezeit hatte, noch nicht gekommen war. In der That konnte die Unsicherheit des Besitzstandes, die Betrügerei in Handel und Wandel, der Wucher, die Schwindeleien aller Art und nebenbei die Erpressungen der Behörden unter den alten Pascha's kaum ärger gewesen sein, als in der ersten Zeit nach der französischen Besitzergreifung. Bei einem solchen Zustand, sagte sich Kadur, könne er keinen ehrlichen Käufer für seine Diamanten finden und noch weniger im gesicherten Besitz des aus ihrem Verkauf erlösten Geldes zu bleiben hoffen. Wie sehr er Recht hatte, wenn er sich bei den herrschenden Zuständen vor der Unsicherheit des Eigenthums fürchtete, das sollte ihm bald durch ein Beispiel, welches ihm persönlich sehr nahe gelegt wurde, bewiesen werden.

Unter der Menge des Lumpengesindels und der Vagabunden aus aller Herren Länder, welche sich gleich nach der Eroberung Algiers daselbst eingefunden hatte, befand sich auch ein älterer Mann von sehr respectablem Aussehen, welcher sich für einen Engländer aus Gibraltar ausgab. Zu diesem

Zwecke hatte er sich einen kräftigen Backenbart wachsen lassen, der bei seinem vorgerückten Alter die ehrwürdige weiße Farbe trug, während sein übriger Bart völlig abrasirt war. Er kleidete sich ungefähr wie ein englischer Prediger, ganz in Schwarz, und trug eine streifleinene, weiße Halsbinde. In seinem Gang und seinen Manieren zeigte er sich so phlegmatisch und gravitätisch zugleich, daß ihn Jedermann, der nicht ein besonderer Kenner der Verschiedenheiten der Nationalitäten gewesen wäre, für einen wirklichen Sohn Albions halten mußte.

Wer aber ein Kenner dieser Verschiedenheiten gewesen wäre, den würde der vermeintliche Engländer auch keinen Augenblick über seinen wahren Ursprung getäuscht haben. Derselbe besaß nämlich eine so auffallend gebräunte Gesichtsfarbe, eine so kühn gebogene Habichtsnase, so buschige Augenbrauen, die sich über der Nase vereinigten, und ein Paar so stechender, schwarzer Augen, welche diebisch nach rechts und links zugleich schielten, daß in dem Besitzer derselben für jeden mit den Physiognomien des Orients vertrauten Menschen der afrikanische Jude unverkennlich war. Wem noch hierüber Zweifel übrig geblieben wären, der würde dieselben völlig beseitigt haben, wenn er gehört hätte, wie der vermeintliche Engländer sich im geläufigsten algierischen Arabisch und zwar mit der unverkennbaren jüdischen Aussprache ausdrückte, indem er über eine in Algier geborne Persönlichkeit, welche ihn lebhaft zu interessiren schien, bei allen Einheimischen Erkundigungen einzog. Und wer war wohl diese Person, nach welcher sich der vermeintliche Engländer aus Gibraltar so angelegenlich erkundigte? Sie war Niemand anders, als der Besitzer der Pascha'sdiamanten, Kadur, Sohn des Ali Chodscha Pascha.

Der falsche Engländer zeigte sich hocherfreut, als er ver-

nahm, daß der einstige Prinz von Algier noch immer seine Vaterstadt bewohne, und sein mitleidiges Herz schien zwar kummervoll, aber doch nicht in übertriebenem Grade schmerzlich berührt, als er hörte, daß es dem armen Kadur recht übel gehe und daß derselbe sich nur noch mit großer Mühe durch das immer schlechter werdende Handwerk eines arabischen Schuhmachers ernähre. Der edle Menschenfreund schien sogar über eine solche Gelegenheit, seine Wohlthätigkeit zu entwickeln, erfreut. Er besaß offenbar einen eignen humanistischen Plan, dessen glückliches Gelingen durch die Armuth des Schuhmachers nur begünstigt werden konnte.

Den ersten Schritt zur Ausführung dieses Planes that er, indem er eines Morgens in die Werkstatt Kadurs trat und erklärte, den Meister sprechen zu wollen. Ein Europäer, denn dafür galt der verkappte Jude seiner Kleidung wegen, war zu jener Zeit in einer arabischen Handwerksstatt eine solche Seltenheit, daß Kadur Anfangs gar nicht zu begreifen vermochte, was man von ihm wollen könne. Dieses wurde ihm auch dann nicht einleuchtender, als der falsche Engländer ihn aufforderte, mit ihm einen kurzen Gang zu machen, auf welchem er ihm sein Geschäft auseinandersetzen wolle. Was für Geschäfte konnte der Fremde mit ihm haben? Kadur besaß darüber auch nicht die geringste Ahnung. Da er aber nicht viel zu thun hatte und auch durch eine allenfalsig beabsichtigte Betrügerei des falschen Europäers nichts verlieren konnte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nichts besaß (denn an die Diamanten dachte er nicht), so folgte er gutmüthig der an ihn ergangenen Aufforderung.

Der verkappte Jude führte ihn durch mehrere winkelige Gäßchen aus dem maurischen Quartier hinaus, bis Beide in dem von den Franzosen nun fast ausschließlich bewohnten Stadttheil anlangten. Hier befanden sich zwar schon einige

moderne, von Europäern auf den Ruinen niedergerissener maurischer Paläste und Moscheen errichtete Gebäude, aber die bei Weitem größte Anzahl der Häuser trug damals doch noch den Stempel einheimischer maurischer oder westarabischer Bauart. Namentlich waren fast alle zu Regierungs-, Militär- oder Justiz-Zwecken verwandten Baulichkeiten alte maurische Paläste, aus denen man ihre ursprünglichen Besitzer vertrieben hatte. In einen solchen ehemaligen maurischen Palast führte der Jude den Schuhmacher. Da dieß Gebäude jetzt der französischen Polizei gehörte, und die Sitzungen des Polizeigerichts, welche darin abgehalten wurden, öffentlich waren, so hätten die Beiden ohne Hinderniß nicht nur in den inneren Hof, sondern selbst in das Sitzungszimmer eintreten können. Sie begnügten sich jedoch mit dem Aufenthalt in dem innern Hof. Als sie dort angekommen waren, fragte der fasche Engländer den ehemaligen Prinzen:

„Kennst Du dieses Haus, o Kadur, ben Ali Chodscha Pascha?"

„Ob ich dieses Haus kenne?" rief der Gefragte. „Wie sollte ich den arabischen Palast nicht wiederkennen, welchen mein Vater bei seiner Thronbesteigung meiner Mutter schenkte, in welchem ich selbst einen Theil meiner Jugend verlebte und in dem ich noch bis zu jenem Augenblicke wohnte, da das ungerechte Machtwort Hussein Pascha's mich zugleich mit allen meinen andern Gütern auch dieses Wohnsitzes beraubte?"

„Nun antworte mir weiter", so fuhr der Jude fort, „weißt Du, was in diesem Hause in der Nacht des zweiten Ramadan im Jahre zwölfhundertdreiunddreißig der Hedschra Eures Propheten vorging?"

Kadurs Stirn umdüsterte sich einen Augenblick bei dieser unerwarteten Erwähnung eines Datums, welches ihm sehr gut im Gedächtnisse schwebte. Aber schnell hatte die arabische

Selbstbeherrschung oder zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit der Verstellung, wie man das nun nennen will, diese flüchtige Affectsäußerung überwunden, und anscheinend ruhig und gelassen erwiderte er einfach:

„Ich erinnere mich. Aber wer bist Du, daß Du von einem Vorfall unterrichtet sein kannst, von dem gewiß kaum ein Europäer jemals gehört hat. Du bist nicht das, was Du scheinst. Wer bist Du?"

Der so rücksichtslos Gefragte sah seinen Gefährten des Augenblicks mit einem Ausdruck des Hasses und der Rachsucht an, welcher jedoch bald einem andern wich, aus dem ein Physiognomiker vielleicht ein Gemisch von Schlauheit, Neugierde und Habsucht herausgelesen hätte, drei Eigenschaften, von welchen in diesem Falle die zwei ersten die Mittel zur Befriedigung der letzteren bieten sollten. Nun stierte er seinem Fragesteller mit dem einzigen seiner beiden schielenden Augen, welches einer geraden Richtung fähig schien, direct in's Angesicht hinein, und sagte dann:

„Sieh mich genau an, o Sohn des Pascha! und ziehe Dein Gedächtniß zu Rathe, ob Du mich nicht schon irgendwo einmal, und sei es selbst vor sehr langer Zeit, gesehen hast?"

Kadur hielt den scharfen Blick des stechenden Schakalsauges männlich aus und musterte dann genau die verwitterten Züge des alten Mannes. Aber wie sehr er auch in den geheimsten Kammern seines Gedächtnisses forschen mochte, es wollte ihm lange nicht einfallen, wo und wann er dieses Gesicht schon einmal erblickt habe. Nur eins wurde ihm bald klar, der Umstand nämlich, daß er dasselbe in Wirklichkeit schon einmal gesehen haben müsse; und wie er nachsann und nachsann, da überkam ihn endlich eine dunkele Erinnerung, als seien es schreckliche Umstände gewesen, unter welchen ihm dieses Antlitz schon gegenüber gestanden hatte, schreckliche Um=

stände nicht für ihn, wohl aber für einen Menschen, welchen er damals Unsägliches hatte leiden sehen. Sein Rückblick in die Vergangenheit wurde immer heller, und endlich sah er mit den Augen des Gedächtnisses, welchen seine mächtige arabische Phantasie vorzügliche Lebhaftigkeit der Anschauungskraft verlieh, ein ähnliches Angesicht, wie jenes, das ihm nun gegenüberstand, so vor sich, wie es ihm früher einmal erschienen war. Es war ein zwar jugendliches, aber ein trauriges, von Schmerz verzerrtes und von Leiden entstelltes Angesicht. Als er jedoch darüber nachdachte, wem dieses Angesicht gehört habe, da überkam ihn ein Grauen, wie wenn ein Schemen, aus dem Grabe entstiegen, plötzlich vor ihm aufgetaucht wäre.

Der Jude bemerkte wohl, wie Kadur unter dem Eindruck dieses Grauens einen Augenblick vor Schaudern zitterte und nahm schnell das Wort:

„Ich weiß, warum Du schauderst. Du glaubst einen Todten vor Dir zu sehen, denn Du bist abergläubisch, wie alle Moslems."

„In der That", entgegnete der Andere, „wenn ich nicht gewiß wüßte, daß Jehuda ben Saken gestorben ist, so würde ich glauben, daß Du es bist. Aber nun muß ich annehmen, daß Du vielleicht ein Bruder oder naher Verwandter des Verstorbenen seiest, oder daß die große Aehnlichkeit, welche Du mit ihm besitzest, eines jener seltnen Spiele der Natur bilde, womit sie uns zuweilen in Erstaunen setzt."

„Und wer sagt Dir denn", fragte der falsche Engländer, „daß Jehuda ben Saken gestorben ist?"

„Die ganze Stadt ist Zeuge seines Begräbnisses gewesen", lautete die Antwort.

„Du bist ein ächter Moslem, ein ächter Janitscharensohn!" rief der Israelite, „Du denkst, wie alle Algierer, daß

die gefallene Regierung der Pascha's ein Ideal von einer wohlgeregelten Herrschaft war, daß alle ihre Unterthanen ihr blind gehorchten und daß Niemand sie zu täuschen vermochte. Aber sieh einmal mich an, ich bin ein lebendiger Beweis davon, wie leicht diese barbarische Regierung zu hintergehen war. Ich habe diese Regierung betrogen, und zwar um mein Leben betrogen, welches sie mir rauben wollte, nachdem sie mich auf die Folter gespannt hatte. Ich bin Jehuda ben Saken, welcher einen Andern an seiner Stelle begraben ließ, nach Marokko entkam, dann nach Gibraltar übersiedelte und nun nach Algier zurückkehrte, um für das, was ich erlitten habe, Entgeltung zu fordern."

Kadur konnte jetzt nicht länger im Zweifel über die Identität des vor ihm stehenden vermeintlichen Engländers mit dem einstigen algierischen Juwelenhändler bleiben. Aber, waren auch seine Zweifel über dessen Persönlichkeit gehoben, so war er doch weit entfernt davon, zu ahnen, was der wiederaufgetauchte Jehuda ben Saken von ihm wollen könne. Daß dieser, wenn er von Entgeltung für das Erlittene sprach, mit Racheplänen umgehen könne, das war ein Gedanke, welcher zwar Anfangs bei ihm auftauchte, aber vom Standpunkt seiner Kenntniß des eigenthümlichen Charakters dieser afrikanischen Israeliten aus schnell beseitigt wurde. Er konnte sich nur ein Motiv, die Geldgier, denken, welches mächtig genug war, um einen algierischen Juden zu bestimmen, eine weite Reise zu unternehmen und alte, unangenehme Erinnerungen heraufzubeschwören. Daß er sich hierin nicht irrte, sollte ihm durch ben Saken's Antwort auf seine Frage, was sein Geschäft mit ihm sei, schnell genug bewiesen werden.

„Was mein Geschäft mit Dir ist? o Ulid el Pascha", entgegnete Jehuda, „das wirst Du Dir wohl ohne viel Kopfzerbrechens denken können. Ich habe durch die Deinigen viel

gelitten, ich bin von Euch Barbaren auf die Folter gespannt worden und, wenn ich noch lebe, so habe ich das keineswegs der Gnade Deines grausamen Vaters, sondern lediglich jenem Grützchen Mutterwitz zu verdanken, mit welchem die Natur jedes Kind Israels ausgestattet hat, um uns eine Entschädigung für so viele andere Nachtheile, unter welchen wir leiden, zu geben. Wäre ich ein Türke, ein Araber, ein Kabyle oder selbst ein Europäer, so würde ich gewiß jetzt nach einer Entgeltung ganz anderer Art streben, ich würde keinen anderen Gedanken haben, als die erlittene Unbill im Blute der Nachkommen meiner Peiniger zu rächen; und diese Rache würde mir unter den jetzigen veränderten Umständen vielleicht auch nicht so unmöglich werden, wie ein fanatischer Moslem etwa glauben dürfte. Denn jetzt hat Eure Bevorzugtheit aufgehört, o Ihr Nachfolger eines falschen Propheten! Jetzt sind Juden und Moslems vor dem Gesetze gleich und wir Israeliten haben vor Euch noch den Vortheil voraus, daß wir über eine Menge von Mitteln verfügen, welche Eurem verarmten Volke gänzlich abgehen. Für Geld kann man heut' zu Tage in Algier Alles bekommen, man kann selbst für den Tod Anderer zahlen. Ich brauchte nur ein halbes Dutzend jener gewissenlosen, aber kräftigen und tollkühnen Abenteurer zu miethen, von denen unsre Stadt jetzt wimmelt, und im Nu wäre Dir und Deiner ganzen Familie der Garaus gemacht."

Der Jude glaubte wohl etwas recht Schreckenerregendes gesagt zu haben, aber er täuschte sich gänzlich, wenn er vermeinte, auf seinen Gefährten dadurch einen einschüchternden Eindruck hervorzubringen. Diesem vermochte der blutige Anschlag, welchen die Worte Jehuda's in Aussicht stellten, nur ein ungläubiges Achselzucken und ein halb mitleidiges, halb ironisches Lächeln zu entreißen. Feigheit kennt der Araber selten, und wenn er auch Anlage zu ihr haben sollte,

so würde doch der blinde Fatalismus sie nicht aufkommen lassen.

Der kluge Israelite merkte bald, daß er keinen furchtsamen Menschen vor sich habe, aber er schien über den verfehlten Eindruck seiner Worte nicht übertrieben unangenehm enttäuscht. Er hatte dieselben nur aus einer alten Gewohnheit seines unterdrückten Stammes hingeworfen, welche darin bestand, alle thatsächlichen Handlungen in Worten abzumachen und alle blutigen und in die persönliche Freiheit der Mitmenschen eingreifenden Anschläge in einem schwülstigen Redefluß zu erschöpfen, um alle Energie für das Wichtigere, das heißt für die Pläne auf den Geldbeutel des Nächsten aufzusparen. Er hatte nun seine vorbereitenden Worte gesprochen und wartete nicht weiter auf eine Aufforderung, zur Sache selbst zu kommen, da er wohl wußte, daß die moslemische Gravität und Langsamkeit nicht gestattete, eine solche Aufforderung ergehen zu lassen, sondern fing nun gleich von selbst an, seinem Gefährten das Geschäft auseinanderzusetzen, welches sein einziges Motiv gebildet hatte, um diese Zusammenkunft zu suchen:

„Du hast wohl davon gehört, o Ulid el Pascha!“ so sprach Jehuda, „daß die französische Regierung, welche jetzt an Stelle der früheren barbarischen Pascha's herrscht, es in einem Stücke diesen ihren Vorgängern nicht nur gleich thut, sondern sie auch noch an Eigenmächtigkeit und Rücksichtslosigkeit übertrifft. Die alten Pascha's von Algier nämlich begnügten sich bekannter Weise gewöhnlich damit, die größeren Güter, die schönsten Häuser, die bedeutenderen Gelder der Familien ihrer Vorgänger einzuziehen, aber sie ließen denselben doch in den meisten Fällen ein ganz anständiges Privatvermögen, welches ihnen gestattete, immer noch eine angesehene Rolle zu spielen. In Deinem Falle hat freilich Hussein

Pascha eine Ausnahme gemacht. Er hat Dir Alles genommen und Dich genöthigt, bei einem bescheidenen Handwerk ein kümmerliches Auskommen zu suchen. Wenn ich abergläubisch sein wollte, so würde ich in dieser ausnahmsweise harten Behandlung, welche Dir zu Theil ward, eine gerechte Vergeltung für das sehen, was Deine Aeltern einst an dem armen Jehuda ben Saken gesündigt haben.

„Aber nicht allen Deinen Standesgenossen war es nach dem Tode ihrer fürstlichen Erzeuger so schlimm gegangen, wie Dir. Die Nachkommen der drei Herrscher, welche Deinem Vater in der Regierung unmittelbar vorangingen, die Söhne Mustapha Pascha's, Omar Pascha's und Hassan Pascha's, hatten von dem ihnen von ihren Aeltern hinterlassenen Vermögen mehr als den vierten Theil, beinahe ein Drittel behalten, und, da dieses Vermögen in allen drei Fällen höchst bedeutend war, so gestattete ihnen selbst der Bruchtheil desselben, den sie aus dem Schiffbruch retten konnten, noch zu den reichsten Leuten unsrer Stadt zu zählen. Was glaubst Du aber, was nun die französische Regierung thut? Sie confiscirt alles Besitzthum, was den Familien der einstigen Fürsten noch übrig geblieben ist, indem sie Alles, was einst ein Pascha besessen hat, für Staatseigenthum erklärt, und zwar mit vielem anscheinenden Recht vom europäischen Standpunkt aus, da sie der Wahrheit gemäß behauptet, daß die meisten Herrscher arme Leute waren, als sie die Regierung antraten und daß alles von ihm zusammengescharrte Vermögen ein Raub an dem Lande war. Die früheren Regenten von Algier ließen sich freilich durch andere Rücksichten bestimmen, indem sie annahmen, daß es einem Pascha immerhin in einem gewissen Maaße gestattet sei, seine Familie zu bereichern, und indem sie fürchteten, durch das Beispiel der Einziehung des gänzlichen Vermögens der Söhne ihrer Vor-

gänger, einen gefährlichen Präcedenzfall für ihre eignen Nachkommen zu statuiren.

„Die französische Regierung hat jedoch keine solchen Rücksichten zu nehmen. Sie ist, nach der Sprache ihrer Rechtskundigen, eine sogenannte moralische oder juristische Persönlichkeit und eine solche ist in einer Beziehung den Engeln im Himmel gleich, daß heißt, sie freit nicht und läßt sich nicht freien, sie zeugt keine Kinder und kennt keine Aeltern. Deßhalb liebt sie es auch wenig, oder vielmehr gar nicht, Rücksichten auf verwandtschaftliche Verhältnisse Anderer zu nehmen. Aber, wenn sie auch eine juristische Persönlichkeit ist, die sich weder nährt, noch des Schlummers pflegt, noch um ihre Kleidung besorgt zu sein braucht, so besitzt sie doch Bedürfnisse, und zwar viel größere Bedürfnisse, das heißt sie hat unendlich viel mehr Geld nöthig, als alle die handgreiflichen, meist feisten und gierigen Persönlichkeiten, welche vor ihr dieses Land regierten. Um nun diese Bedürfnisse befriedigen zu können, hat sie die angenehme Theorie des Fiscus nach Afrika verpflanzt, wo sie bereits viele goldene Früchte zu tragen anfängt. Du weißt vielleicht nicht, was der Fiscus ist, und über diese Deine Unwissenheit würde ich mich wenig wundern, denn ich selbst bin erst vor acht Tagen durch einen unsrer Religionsgenossen aus dem Elsaß darüber aufgeklärt worden. Der Fiscus ist eine vielköpfiges Ungeheuer, welches mit hundert Rachen zugleich und einem nie zu stillenden Hunger das Eigenthum aller Staatsunterthanen verschlingt. Es giebt jedoch, wenn ich mich so ausdrücken kann, zwei verschiedene Arten des Verzehrens, welche diesem Monstrum eigenthümlich sind und da ich, um Dir dieselben anschaulich zu machen, nothwendig wieder zu Bildern meine Zuflucht nehmen muß, so vermag ich Dir keinen besseren Vergleich als den einer Schmetterlingsraupe zu geben. Wie dieses gefräßige

Thierchen von einigen Blättern nur den Rand abnagt, während es andere gänzlich bis auf den Stiel aufißt, so greift auch der Fiscus das Eigenthum einiger Staatsunterthanen nur zum Theil an, während er das Besitzthum anderer gänzlich einzieht. Man nennt die erstere Art des Geldeintreibens die Steuern, die zweite, die Confiscation. Diese letztere findet im Augenblick in unsrer schönen Stadt Algier eine sehr ausgedehnte Anwendung, einestheils im Bezug auf die zahlreichen Besitzthümer früherer Moscheen oder öffentlicher Anstalten, welche sich in den Händen einzelner Familien befinden, in denen die Vorstandämter besagter Anstalten schon seit Jahrhunderten erblich gewesen waren, und welche sich gewöhnt hatten, diese Besitzthümer als ihr Privateigenthum anzusehen, anderntheils in Bezug auf das sämmtliche Eigenthum aller Derer, deren Vorfahren einst die höchste Würde im Staat bekleidet haben, und dieser letztere Fall ist es, mit welchem wir uns hier ausschließlich zu beschäftigen haben, denn dieser Fall geht uns Beide an."

„In wie fern er Dich angeht, Jehuda", fiel hier Kadur ein, „das weiß ich nicht, darum kümmere ich mich auch nicht. Wie soll er aber mich angehen, der ich nicht in dem Falle der Söhne Omar Pascha's, Mustapha Pascha's und Hassan Pascha's bin, welche von ihren väterlichen Gütern noch etwas gerettet haben? Denn, wie Du weißt, hat in meinem Falle schon der vorige Pascha jenes System der vollkommenen Confiscation in Anwendung gebracht, welches nun die französische Regierung auf alle anderen einstigen Herrscher-Familien ausdehnt."

„Wenn Du behauptest", so fuhr ben Saken in seiner Rede fort, „daß der vorige Pascha Dir Dein sämmtliches Vermögen genommen hat, so hast Du insofern Recht, als Du unter Vermögen nur die liegenden Güter und die er-

sparten Gelder Deines Vaters verstehst, nicht aber, wenn Du dazu auch die Diamanten Deiner Mutter zählen würdest."

„Die Diamanten meiner Mutter?" rief Kadur erschrocken aus. Seit vielen Jahren hatte kein Mensch mehr zu ihm von jenen Diamanten gesprochen, ja er schmeichelte sich beinahe schon, daß seine Landsleute deren Existenz vergessen hätten; und nun mußten sie in Verbindung mit der von der Regierung verordneten Confiscation erwähnt werden, und von wem erwähnt? Von einem Menschen, dessen einziges Motiv schmutzige Geldgier sein konnte. Aber, so unangenehm er sich durch diese Erwähnung berührt fühlen mußte, so bemeisterte er doch auch in diesem Falle bald jede Affectsäußerung, welche seine wahren Empfindungen verrathen konnte, und sagte mit angenommener gleichgültiger Gelassenheit:

„Diese Diamanten sind ein unveräußerliches Familieneigenthum."

„Unveräußerlich", entgegnete der Jude, „das ist möglich. Aber sie sind keineswegs vor Confiscation geschützt. Es bedarf nur eines Angebers, welcher die französische Regierung davon in Kenntniß setzt, daß Du aus den Besitzthümern des Pascha's, Deines Vaters, einen höchst kostbaren Schmuck gerettet hast, und schnurstracks werden Deine Diamanten in den Rachen des unersättlichen Fiscus wandern. An einem solchen Angeber wird es aber gewiß nicht mangeln, wenn Du nicht jeder Confiscation dadurch zuvorkommst, daß Du die Diamanten im Geheimen verkaufst und denjenigen, welcher Dein Angeber zu werden droht, mit einem Theile ihres Erlöses bestichst."

Auf einmal wurde dem einstigen Prinzen die ganze Natur des Geschäftes klar, welches Jehuda ben Saken mit ihm abzumachen wünschte. Aber er war weit enfernt davon, auf dieses Geschäft eingehen zu wollen, denn, angenommen

selbst, daß er sich entschließen könnte, seinem Schwur und seinem Versprechen untreu zu werden, welche ihn dazu verpflichteten, die Diamanten als ein Familienheiligthum zu bewahren und den Schmuck nur in einem bestimmten, jetzt noch nicht eingetroffenen Falle zu verkaufen, angenommen selbst, daß er sich zu diesem Treubruch gegen sein gegebenes Wort verleiten ließ, so sah er doch nur zu deutlich voraus, unter welchen höchst unvortheilhaften Bedingungen für ihn dieser Verkauf stattfinden mußte, denn einmal würde der Jude gewiß im Voraus, als Preis für sein Stillschweigen, einen großen Theil der Verkaufssumme in Anspruch nehmen und schließlich den armen Kadur höchst wahrscheinlich auch noch um den Rest derselben betrügen. Aber, obgleich fest entschlossen, lieber der Gefahr der Confiscation muthig in's Angesicht zu sehen, als mit dem treulosen Jehuda das erwähnte Geschäft abzuschließen, so stellte er sich doch einen Augenblick, als wolle er auf dasselbe eingehen, und zwar that er dieses ausschließlich aus einer seltsamen Neugierde, um zu sehen, wie weit denn die Prätentionen des Geschäftsmannes sich wohl versteigen möchten. Er fragte deßhalb ganz naiv, was denn Jehuda ben Saken als seine Commission für den Verkauf und als seinen Preis dafür, daß er sich des Angebens bei der Behörde enthalte, fordern würde?

„Ich sehe, daß Du vernünftig bist", entgegnete ben Saken. „Ich hätte zwar kaum von einem Moslem ein so schnelles Eingehen auf meine Geschäftsvorschläge erwartet. Aber ich freue mich desto mehr, daß Du dem alten arabischen Geschäftsgange, welcher Alles in unberechenbare Länge zu dehnen und die kostbare Zeit durch unendbare Redefloskeln und vorbereitende Formen zu vergeuden liebt, entsagt hast, und da Du so kurz und bündig bist, so will ich es auch sein. Ich will Dir deßhalb meine Bedingungen in wenigen Wor-

ten auseinandersetzen. Erstens, lieferst Du mir den Schmuck aus, das heißt wohlverstanden, den ächten, denn nur eines der beiden Schmuckkästchen, welche Du besitzest, enthält ächte Diamanten; der Inhalt des andern ist falsch, obgleich Deine Mutter, in lächerlicher Eitelkeit, den doppelten Schmuck für ächt erklärte, während die ganze Stadt Algier grade das Gegentheil annahm und Alles für falsch hielt. Ich weiß aber, daß der eine Schmuck ächt ist und dafür, daß der andere falsch ist, habe ich nur zu viel gelitten, um dessen Unächtheit vergessen zu haben. Du lieferst mir also den ächten Schmuck aus, ich verkaufe ihn, für welchen Verkauf Du mir eine nur sehr kleine Commissionsgebühr, etwa den zehnten Theil des Werthes zu zahlen brauchst; dann theilen wir den Rest der Verkaufssumme in zwei gleiche Hälften, von welchen Du die eine behalten kannst, während die andere mein Lohn dafür sein wird, daß ich die Behörde nicht davon in Kenntniß gesetzt habe, daß Du aus dem Vermögen Deines Vaters einen so werthvollen Diamantenschmuck gerettet hast. Du siehst, wie genügsam ich bin und wie gut es ist, mit mir Geschäfte abzumachen."

Hätte Kadur im Ernst jemals den Gedanken gehegt, auf die Geschäftsvorschläge des Juden eingehen zu wollen, so würden solch' übertriebene wucherhafte Forderungen ihn höchst wahrscheinlich in den heftigsten Zorn versetzt haben. Da er aber blos mit ihm gespielt und ihn lediglich aus Neugierde auf die Probe gestellt hatte, so vermochten Jehuda's unsinnige Ansprüche ihn nur zu belustigen. Er begnügte sich deßhalb, ihm mit einer beinahe gutmüthigen Ironie zu antworten:

„Ja, Du bist sehr großmüthig, o Sohn des Saken! Aber Deine Großmuth ist so maßlos, daß mein Gewissen mir in Deinem eignen Interesse verbietet, von derselben

Gebrauch zu machen. Ich würde mir niemals verzeihen können, wenn ich mir den Vorwurf machen müßte, Dich durch ein Dir so unvortheilhaftes Geschäft betrogen zu haben. Du wirst mir deßhalb gestatten, daß ich die Diamanten meiner Mutter einstweilen noch behalte, selbst auf die Gefahr hin, daß Du mich, als deren Eigenthümer, bei der Behörde angiebst und daß diese mir dieselben wegnimmt. Allah Asys! Gott ist allmächtig! Ohne seine Vermittlung kann nichts geschehen und nichts ungeschehen bleiben. Wenn es sein Wille ist, daß ich die Diamanten meiner Mutter verlieren soll, so werde ich mich mit jener Resignation, welche jedem guten Moslem eigenthümlich ist, in diesen seinen allerhöchsten Willen ergeben. Und nun, da unser Geschäftsgespräch beendet ist, bleibt mir nichts übrig, als Dir zum Abschied alles nur erdenkbare Gute zu wünschen. Mögest Du der Liebling des Glückes werden, mögen tausend und ein Kameele auf Deinem Landgute weiden, möge der Wohlgeruch der Rosen und des Jasmins nie in Deinem Garten zu duften aufhören und der Gesang der Nachtigall nie in Deinen Wäldern verstummen!"

Mit dieser hyberbolischen Abschiedsformel verließ der arabische Schuhmacher den verblüfften Juden, der sich ein so gänzliches Fehlschlagen seiner Geschäftspläne kaum für möglich gedacht hatte. Die Ironie, welche in Kadurs Worten lag, traf ihn wenig, denn für dergleichen besitzt dieses Geschlecht der afrikanischen Israeliten eine sehr abgehärtete Haut. Wohl aber war das Mißlingen der Geldangelegenheit für ihn ein harter Schlag, dessen Eindruck er tief empfand. Unter diesem Eindruck vergaß er sogar alle seine sonstige Ruhe und Nüchternheit des Temperaments, welche diesem Geschäftsvolke sonst eigenthümlich zu sein pflegt. Ja, so weit vergaß er sich, daß er dem einstigen Prinzen auf die

Straße nachfolgte, hinter ihm herlief und ihm folgende Drohworte nachschrie:

„O Du verfluchter Sohn eines gottverdammten Vaters und einer sittenlosen Mutter! Du glaubst meiner spotten zu können! Aber Du sollst bald inne werden, wie sehr ich Dir schaden kann. Noch heute gehe ich zur Behörde und gebe Dich als den Besitzer gestohlener Diamanten an, denn gestohlen hat sie Dein Vater, und gestohlen ist Alles, was Ihr Kinder der gefallenen Herrscher besitzet."

Ein Araber läßt sich nicht leicht von irgend Jemand, am allerwenigsten von einem Angehörigen eines von ihm tief verachteten Geschlechtes beschimpfen. So schwoll auch Kadur der Zorn, als er diese unehrerbietige Anspielung auf seine Aeltern vernahm. Aber, als er sich umwandte, um den Beschimpfer seiner Vorfahren zu züchtigen, da war dieser schon weit. Jehuda hatte mit der seinem Geschlechte eignen klugen Vorsicht sich schleunigst allen üblen Folgen entzogen, welche seine hitzköpfigen Worte nach sich ziehen konnten.

Dem Sohn Ali Chodscha Pascha's blieb nichts Anderes übrig, als seinen Zorn unbethätigt zu lassen und zu versuchen, ihn dadurch abzukühlen, daß er sich mit neuer Energie der zwar die Muskeln anstrengenden, vielleicht jedoch auf die Nerven beruhigend wirkenden Beschäftigung seines Handwerks hingab. Wenn er darüber in Ungewißheit schwebte, ob Jehuda ben Saken jene vor ihm ausgesprochene Drohung verwirklichen werde oder nicht, so sollten in diesem Punkte seine Zweifel zu seiner unangenehmen Enttäuschung nur zu bald aufgeklärt werden. Denn noch an demselben Tage erschienen in seiner Behausung vier Soldaten nebst einem Unteroffizier, begleitet von einem Polizeiagenten, und schattenhaft gefolgt von der dunklen, verhängnißvollen Gestalt des Juden. Dieser hatte sich schnell entschlossen, der Angeber Kadur's zu

werden, und zwar leitete ihn bei diesem Vorgehen weniger sein Zorn, welcher bereits fast abgekühlt war, als vielmehr die Aussicht auf den Gewinn, welchen die Regierung jedem Denuncianten von solchem Eigenthum versprach, das der Confiscation verfallen war. Freilich sollte dieser Gewinn ein sehr unbedeutender im Vergleich mit demjenigen sein, welchen er sich aus dem mit dem Diamantenbesitzer selbst abzuschließenden Geschäfte versprochen hatte. Da dieses jedoch nicht zu Stande gekommen war, so blieb dem Speculanten nichts übrig, als nun den einzigen Vortheil, welcher ihm noch vorschweben konnte, aus seiner Kenntniß vom Vorhandensein der zur Confiscation bestimmten Edelsteine zu ziehen. Von diesem Gewinn bedang er sich aber mit der ihm eignen Vorsicht die Vorausbezahlung aus und dieselbe wurde ihm auch ausnahmsweise gewährt, da die Behörde ihn als gänzlich in ihren Händen ansah, und im Falle des Mißlingens die bezahlte Summe leicht wieder zurücknehmen zu können glaubte.

Jehuda ben Saken hatte nur in der Absicht den Polizeiagenten begleitet, um einem sehr leicht denkbaren Irrthum bei der Confiscation der Diamanten vorzubeugen. Da nämlich ein ächter und ein falscher Diamantenschmuck vorhanden waren und Jehuda den einen wie den andern besser, als irgend Jemand, kannte, so eignete sich auch Niemand so wie er dazu, dem Agenten den wahren Gegenstand der Confiscation anzudeuten, denn die falschen Diamanten sah die Behörde nicht als der Einziehung verfallen an, dieselben beabsichtigte sie vielmehr großmüthigst dem einstigen Prinzen von Algier zu belassen.

Als Kadur diesen so unangenehmen Besuch erhielt, hegte er natürlich am Anfang keinen andern Gedanken, als auf die gewöhnliche arabische Weise dem Einschreiten der Polizei zu begegnen. Diese Weise besteht darin, daß derjenige, wel-

chem der Besuch der Polizei gilt, sich so apathisch wie möglich gebärdet, daß er vorgiebt, durchaus nichts davon zu verstehen, was man denn eigentlich von ihm wollen könne, daß er so wenig wie möglich antwortet und wenn er ja zuletzt irgend etwas zu sagen gezwungen wird, daß seine Antwort dann nur aus dem einzigen, stereotypen Satz „Ma narf" (Ich weiß nicht) besteht. Dieses ewige arabische „Ma narf" hat schon manchen französischen Polizeiagenten zur Verzweiflung gebracht. In der ersten Zeit der französischen Besitzergreifung kam es auch wirklich nicht selten vor, daß die Araber durch ihr System der vollkommenen Apathie ihren Zweck erreichten und sich der Polizist, von dieser vis inertiae besiegt, zurückzog. Aber, wenn in diesem Falle auch der Agent vielleicht im Stande gewesen wäre, aus Verzweiflung über die stoische Passivität des Arabers die Geduld zu verlieren und den Schauplatz seiner unfruchtbaren Nachforschungen unverrichteter Sache zu verlassen, so war er doch von einem Mann begleitet, welcher das arabische System zu gut kannte, um nicht alle seine Schliche und Ausflüchte zu durchschauen. Jehuda ben Saken kannte aber nicht nur das Vertheidigungssystem der Araber, sondern er besaß auch noch die ersprießliche Kenntniß anderer Einzelheiten in Bezug auf Sitten und Gewohnheiten der Araber, welche ihm in diesem speciellen Falle sehr von Nutzen sein und ihn mühelos zu seinem Ziele führen konnte. Eine lange Erfahrung im Umgang mit Arabern hatte ihm nämlich einen so richtigen Einblick in die häuslichen Gewohnheiten dieses Volkes verschafft, daß er im Stande war, mit einiger Bestimmtheit anzugeben, welche Schlupfwinkel in seinem Hause ein Araber am Wahrscheinlichsten zur Aufbewahrung seiner kostbarsten Schätze wählen würde. Da alle arabischen Häuser von Algier nach einem und demselben gleichförmigen Plane gebaut sind, so konnte er

leicht seine Kenntniß über die verborgensten Winkel in andern Häusern im gegebenen Falle auch in der Wohnung Kadurs zur Anwendung bringen. Jehuda forderte also den Polizeiagenten auf, mit dem Befragen des Hauseigenthümers, aus welchem man doch nie eine befriedigende Antwort herausbekommen würde, keine Zeit zu verlieren und gleich zur Haussuchung zu schreiten.

„Ich kenne“, so behauptete er, „genau die Gewohnheiten dieser Leute. Wenn sie ihre Schätze nicht in Gärten oder Feldern vergraben, was sie jetzt der großen Anzahl von Schatzgräbern wegen nur mehr selten thun, so pflegen sie dieselben fast immer in einem oder dem andern Schlupfwinkel, welche in allen arabischen Häusern dieselben und mir wohlbekannt sind, zu verstecken. Solcher durch die stereotype Gewohnheit vorgeschriebener Schlupfwinkel giebt es in jedem maurischen Hause nahezu ein Dutzend und wir müssen, um des Schmuckes habhaft zu werden, mit dem wahrscheinlichsten derselben anfangen und sie dann der Reihe nach untersuchen, bis unsre Nachforschung von Erfolg gekrönt wird.“

Der Polizeiagent zollte dem Scharfblick und der erfahrenen Kenntniß des Juden seine Bewunderung und befahl den Soldaten, an denjenigen Orten Nachforschungen anzustellen, welche derselbe bezeichnen würde. Zuerst führte sie der Jude in die Küche. Dort wurden alle Steine der Fußbodenbekleidung und des Herdes mit einem Hammer erprobt, ob keiner hohl klingen würde; aber umsonst. In der Küche war offenbar nichts zu suchen. Darauf begab sich die kleine Schaar in ein anderes Gemach, welches man gewöhnlich das geheimste des Hauses zu nennen pflegt und das nicht selten den Arabern zum Versteck ihrer Baarschaft dient. Aber auch dort blieben alle Nachforschungen fruchtlos. Der dritte Schlupfwinkel, welchen Jehuda untersuchen ließ, sollte jedoch

ein ungleich günstigeres Resultat bieten. Dieser Schlupfwinkel war nichts Anderes, als der Ziehbrunnen, ein Gegenstand, welchen jedes maurische Haus in seinem inneren, von Säulenarcaden umringten Hof besitzt. Der erprobende Hammer ließ hier bald den gewünschten hohlen Klang ertönen und im Nu war der verdächtige Stein der Brunnenbrüstung ausgehoben und man entdeckte ein kleines Schränkchen, in welchem sich zwei unförmige Packete in groben Baumwollstoff eingewickelt befanden.

„Gefunden!" rief ben Saken triumphirend. „Jetzt haben wir die Diamanten!"

Hierin täuschte er sich nicht, denn der Packumschlag war bald entfernt und nun erblickte man zwei sehr schöne Schmuckkästchen, das eine von rothem, das andere von grünem Saffianleder.

„Das grüne Schmuckkästchen enthält die falschen Diamanten", rief ben Saken und überreichte dem Polizeiagenten das rothe, welches dieser in Empfang nahm, und eben schon im Begriffe stand, forttragen zu wollen, als jedoch der Jude ihn plötzlich zurückhielt:

„Wer weiß", so sprach er, „ob diese Spitzbuben von Arabern nicht die Diamanten vertauscht und die falschen in das rothe Schmuckkästchen gethan haben?"

Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, öffnete er das grüne Etui, untersuchte dessen Inhalt genau und gelangte bald zur Gewißheit, daß derselbe in den falschen Diamanten bestehe. Folglich mußte das rothe Schmuckkästchen die ächten enthalten. Aber ein Zweifel kam ihm noch im letzten Augenblick. Vielleicht war das rothe Etui leer, oder mit irgend einem beliebigen Gegenstand angefüllt worden, welcher gleiches Gewicht mit den Diamanten besaß. Er bat deßhalb den Agenten, der dasselbe nicht wieder aus den Händen lassen

wollte, da er eine zu große Bewunderung für die Schlauheit des Juden hegte, das rothe Schmuckkästchen zu öffnen und nachzusehen, was dasselbe in sich schließe. Dieser folgte der Aufforderung, öffnete das Kästchen, sah, daß es einen Diamantenschmuck enthielt, und schloß es dann schleunigst mit den Worten:

„Die Sache ist in Ordnung, wir haben die Diamanten.“

Dann trat die Polizeischaar wieder in die Werkstatt des Schuhmachers ein, durch welche sie aus dem Hof in's Freie schreiten mußte. Eben schickte sie sich an, auch diese zu verlassen, als dem Agenten der Gedanke kam, daß der Jude, welcher allein von allen hier Anwesenden ein Kenner von Juwelen war, ihn vielleicht betrogen und die falschen für die wahren Edelsteine ausgegeben habe. Einen Augenblick stand er im Begriff, beide Schmuckkästchen mitzunehmen. Da er aber eine jener untergeordneteren Polizeiseelen war, welche dem Buchstaben des gegebenen Befehles sklavisch zu gehorchen pflegen und man ihm befohlen hatte, nur einen einzigen Schmuck zu confisciren, so besann er sich sogleich wieder anders und übergab das Schmuckkästchen mit den falschen Diamanten, das heißt, das grüne Schmuckkästchen, dem arabischen Schuhmacher, indem er sagte:

„Diesen Schmuck will Dir die Regierung gnädigst belassen. Du kannst ihn behalten, doch rathe ich Dir, wenn Du dem Gefängniß entgehen willst, ihn nicht ohne polizeiliche Erlaubniß zu veräußern. Es ist möglich, daß ich Befehl erhalte, auch diesen Schmuck abzuholen, und wenn ich ihn dann nicht mehr bei Dir finde, so steht Dir die schwerste Strafe bevor.“

Darauf entfernten sich die Besucher des armen Kadur, welche ihm sein letztes Gut, die einzige Hoffnung seiner Familie, davontrugen. Der Jude warf ihm noch zum Abschied

einige triumphirende, schadenfrohe Blicke zu und schickte denselben einige jener zärtlichen Schimpfwörter nach, welche die kleine Münze der arabischen Conversation zwischen Leuten verschiedenen Glaubens bilden. Dann aber zog er sich schnell mit der Polizei zurück, da er keineswegs versucht war, seinen Triumph in einem Zwiegespräch mit dem Schuhmacher weiter zu genießen. Die auserwählte Schaar, mit der kostbaren Beute beladen, begab sich sofort zum obersten Polizeivorstand, um dort den confiscirten Gegenstand zu deponiren.

Der Sohn Ali Chodscha Pascha's war kein eitler Prahler gewesen, als er sich gerühmt hatte, er würde im gegebenen Falle selbst den Verlust seiner Diamanten mit jenem Stoicismus ertragen, welcher dem wahren Moslem eigenthümlich ist. Obgleich er nun glauben mußte, daß man ihm wirklich die wahren Diamanten genommen habe, denn von Seiten des Juden konnte er keinen Irrthum voraussetzen, so war doch sein Kummer über deren Nichtbesitz ein verhältnißmäßig geringer. Ja, wenn man ihm selbst die Wahl gelassen haben sollte, welches von beiden Schmuckkästchen er am Liebsten behalten und welches er am Freiwilligsten der Polizei überlassen wolle, so würde er sich sonderbarer Weise ganz für dieselbe Theilungsart, wie sie nun wirklich stattgefunden hatte, entschieden haben. Denn, obgleich das rothe Schmuckkästchen, wie ihm nun klar geworden war, die ächten Diamanten und folglich einen hohen Geldeswerth enthielt, so barg doch das grüne einen Gegenstand, welcher für ihn eine unendlich größere Wichtigkeit besaß. Denn er erinnerte sich sehr wohl, daß jener geheimnißvolle Talisman, von welchem ihm sein sterbender Vater als dem letzten Hoffnungsanker seiner Familie gesprochen hatte, sich in demjenigen Schmuckkästchen befand, welches in seinem Besitze geblieben war. Von diesem Talisman hatte Kadur zwar niemals, nicht einmal zu denen,

welche ihm am Nächsten standen, zu seiner Frau und seinem Sohne, ein Wort gesprochen, aber ihn auch nie aus dem Gedächtniß verloren, und, wenn er manchmal den Zeitpunkt herbeigesehnt hatte, welcher ihn zum Verkauf der Diamanten berechtigen würde, so bildete sein Motiv hierzu keineswegs der Wunsch einer Armuth zu entrinnen, welche er als stoischer Moslem nicht fühlte, sondern lediglich der Umstand, weil er in diesem ausnahmsweisen Falle allein sich berechtigt fühlen durfte, den Talisman seiner Hülle zu entreißen und ein wichtiges Geheimniß, von dem er sich die wunderbarsten Enthüllungen versprach, zu entdecken. Oft zwar hatte er Augenblicke der Versuchung gehabt, das grüne Saffianetui aufzutrennen, um sich des geheimnißvollen Inhalts zu bemächtigen. Da er aber, als ein ächter Orientale, von der Wunderkraft dieses Talismans überzeugt war und diese Wunderkraft, dem im Orient verbreiteten Aberglauben zu Folge, wonach die Wirkung der Talismane an gewisse vom Stifter gegebene Bedingungen geknüpft ist, von der getreuen Erfüllung des väterlichen Willens für abhängig hielt, da er folglich glaubte, daß ein voreiliges Enthüllen des Geheimnisses ihm allen Vortheil, den er aus dem Talisman ziehen konnte, entreißen würde, so hatte er der Versuchung bis jetzt ritterlich widerstanden. Nun aber schien ihm der Moment nahe gerückt, da er durch Veräußerung des Inhalts des ihm übriggelassenen Schmuckkästchens das Recht erlangen sollte, jenes kostbare Gut seinem langjährigen Verstecke zu entziehen. Denn in Bezug auf die falschen Diamanten hielt er sich nicht für verpflichtet, jenen unbestimmten Zeitpunkt abzuwarten, von dessen möglichem Eintreten der verstorbene Pascha geweissagt hatte. Diese falschen Diamanten bildeten zwar auch einen verkaufbaren Gegenstand, da aber die Summe ihres Erlöses nur eine sehr geringe sein würde, so war es klar,

daß man ihn in Betreff derselben nicht um Vieles betrügen konnte, daß folglich jene außerordentliche Vorsichtigkeit beim Verkaufe, welche ihm sein Vater anempfohlen hatte, bei dem falschen Schmuck nicht ihre Anwendung fand. Um so mehr hielt er sich zu dieser Ansicht berechtigt, da er in dem Zufalle, welcher ihm offenbart hatte, welches die ächten und welches die falschen Edelsteine seien, der ihn folglich über einen Punkt aufgeklärt hatte, über den seine Aeltern stets in Unwissenheit geblieben waren, einen deutlichen Fingerzeig der Vorsehung zu erblicken glaubte. Hätte er die ächten Steine noch besessen, so würde er sich nicht zum Verkauf eines einzelnen Schmuckes ermächtigt gefühlt haben; nun waren diese ihm aber geraubt und so hielt er sich nicht mehr durch das dem sterbenden Pascha gegebene Wort gebunden.

Leider war ihm jedoch von der Polizei ausdrücklich verboten worden, den ihm belassenen Schmuck ohne ihre Erlaubniß zu veräußern. Aber dieses Verbot hoffte er schnell aufgehoben zu sehen, so bald man sich von der Aechtheit der confiscirten Diamanten überzeugt haben würde. Er sah deßhalb stündlich einem neuen Besuch des Polizeiagenten entgegen, welcher ihm die freie Verfügung über den übriggelassenen Schmuck verleihen werde. Dieser Besuch sollte ihm in Wirklichkeit auch bald werden, aber aus ganz andern Gründen, als den von ihm vermutheten, aus Gründen, welche er sich selbst in seinen trübsten Phantasien nie geträumt hatte, und zwar war dieser neue Besuch bestimmt, für den unglücklichen Mann weit verhängnißvollere Folgen zu haben, als irgend ein früheres Ereigniß seines Lebens.

Der Polizeidirector von Algier sah sich kaum im Besitz der confiscirten Diamanten des verstorbenen Pascha, als er in seinem officiellen Jubel einen triumphirenden Bericht an das Ministerium in Paris schrieb, worin er demselben mit

allem amtlichen Pathos meldete, daß es ihm endlich gelungen sei, sich jenes berühmten Diamantschmuckes zu bemächtigen, welchen der große Ali Chodscha Pascha im Jahre 1816 unsrer Zeitrechnung von dem damalig berühmtesten Pariser Juwelier für eine ganz ungeheure Summe erstanden und dessen Ankauf seiner Zeit so viel Aufsehen erregt habe. Der Schmuck solle wenigstens zwei Millionen Franken werth sein und werde gewiß einen schönen Zuwachs zu der Juwelensammlung des französischen Staatsschatzes bilden und so weiter.

Der hochgestellte Polizeibeamte hoffte natürlich, sich durch diesen Fang an allerhöchster Stelle ganz besonders gut anzuschreiben. Als er jedoch seinen pomphaften Bericht beendet hatte, da kam ihm auf einmal ein Scrupel, den er in seinem ersten übermächtigen Jubel gänzlich unberücksichtigt gelassen hatte. Dieser Scrupel war ein sehr natürlicher und der Umstand, daß ihm derselbe nicht früher gekommen war, konnte nur in dem Enthusiasmus seiner ersten Freude über den gelungenen Fang eine Erklärung finden. Jetzt aber, da dieser Enthusiasmus in das erste Stadium der Abkühlung einzutreten anfing, fiel ihm ein, daß er ja für die in seinem Briefe angegebene Werthbestimmung des Schmuckes keine anderen beweisenden Zeugenaussagen besaß, als die Versicherung des jüdischen Angebers und die dunkle öffentliche Meinung einer vergangenen Generation, welcher er selbst angehörte und welche sich erinnerte, den beiläufigen Werth des vor Zeiten für den Pascha von Algier in Paris erstandenen Schmuckes, als auf zwei Millionen sich belaufend, vernommen zu haben. Deßhalb sah er ein, daß er sich wohl hüten müsse, seinen Bericht nach Paris einzuschicken, ehe er durch Schätzung eines vertrauenswürdigen französischen Juweliers die niedergeschriebene Werthbestimmung bestätigt gefunden hätte.

Der Polizeidirector ließ also denjenigen Juwelier kommen, welchen die Behörde für alle ähnlichen Fälle beeidigt hatte und befahl ihm, in seiner Gegenwart die Diamanten abzuschätzen.

Der Juwelier öffnete das Kästchen, sah die Diamanten aufmerksam an und schien sich an ihrem Anblick nicht genug weiden zu können. Etwas so Schönes hatte er seit seiner Ankunft in Algier noch nicht zu Gesicht bekommen. Er nahm den Schmuck aus dem Etui, hielt ihn an's Licht, labte sich an seinem Glanze und schien so verliebt in denselben, daß er darüber ganz vergaß, dem Polizeidirector eine Antwort zu geben, so daß dieser endlich ungeduldig wurde und ausrief:

„Aber was Teufel! Sie gerathen ja wahrhaft in Extase! Ich habe Sie aber nicht blos deßhalb kommen lassen, um Ihnen die Diamanten zu zeigen, und keineswegs darum, um Zeuge ihres Enthusiasmus zu werden, sondern damit sie dieselben nach ihrem wahren Werthe gewissenhaft abschätzen, zu welchem Zwecke Sie von der Behörde beeidigt worden sind und wofür Sie gute Bezahlung erhalten."

Der Juwelier schien unangenehm berührt von diesen Worten. Er sah den Polizeidirector eine Zeit lang fragend an, dann erwiderte er:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Behörde, nach meinen langjährigen Diensten, noch so mißtrauisch gegen meine durch lange Uebung erworbene Geschäftskenntniß sein könne, um mich auf eine solche Probe zu stellen."

„Eine Probe?" fiel der Director ein. „Was fabeln Sie da von einer Probe? Kein Mensch will sie auf die Probe stellen. Wir wissen wohl, daß es in Algier keinen besseren Juwelenkenner giebt, als Sie. Sie sollen die Diamanten des Pascha abschätzen."

Der Juwelier warf nochmals einen fragenden Blick erst

auf den Director, dann nach dem Schmuckkästchen hin, als ob er dasselbe zum Zeugen aufrufen wolle. Darauf sagte er ruhig und gelassen:

„Wenn ich Diamanten abschätzen soll, so muß ich bitten, mir dieselben zu zeigen.“

„Aber Sie haben sie ja in der Hand!“ rief der Beamte ungeduldig.

Der Juwelier begnügte sich mit der Frage:

„Also Sie glauben wirklich, Herr Director, daß das Diamanten sind?“

„Natürlich! Es sind die berühmten Diamanten Ali Chodscha Pascha's, welche zwei Millionen werth sein sollen. Glauben Sie, daß diese Werthbestimmung genau ist?“

„Ich sehe jetzt“, so entgegnete der Goldschmied, „worum es sich handelt. Anfangs glaubte ich, man wolle mich auf die Probe stellen, um zu sehen, ob ich Wahres von Falschem unterscheiden könne. Nun merke ich jedoch, daß man von mir verlangt, den Werth eines Originals nach der Copie zu bestimmen. So weit geht aber die Kenntniß keines meiner Fachgenossen. Ich muß inständigst bitten, mir das Original zu zeigen.“

„Das Original? Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich meine die wirklichen Diamanten Ali Chodscha Pascha's. Das, was ich da in der Hand habe, ist nur eine sehr schöne, sehr geschickte, im höchsten Grade kunstvolle Nachahmung, so getreu und natürlich, daß ich bei ihrem Anblick meines Enthusiasmus kaum Herr werden konnte, welchen Enthusiasmus Sie, Herr Director, bemerkt haben und den Sie meiner Bewunderung des reinen Wassers der Steine zuschrieben, während er in Wirklichkeit nur meine Huldigung vor dem Genie eines meiner geschicktesten Fachgenossen zum Grunde hatte.“

„Also“, rief der Director verblüfft, „diese Diamanten sind falsch?“

„So falsch, wie sie nur sein können, aber ihre Falschheit ist nur von einem sehr geübten Kennerblicke zu entdecken.“

Der Polizeivorstand war ein Mann von entschlossener und rascher Handlungsweise. So war es für ihn ein Werk des Augenblicks, den Agenten, welcher die Confiscation vorgenommen hatte, herbeizurufen, auszufragen und ihn nach der Wohnung des Schuhmachers abzuschicken, um demselben den einen Diamantenschmuck, den man als falsch erkannt hatte, zurückzubringen und den andern, welcher der ächte sein mußte, abzuholen. Zugleich befahl der Director seinem Untergebenen, sich der Person des Juden zu bemächtigen, welcher dafür, daß er der Behörde gegenüber einen falschen Schmuck für den ächten ausgegeben hatte, zur Rechenschaft gezogen werden mußte.

Auf diese Weise war es gekommen, daß der arme Kadur so bald wieder den Besuch der Polizei erhalten hatte. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß er, ohne es zu ahnen, die wirklichen Diamanten bis jetzt in seinem Hause besessen und daß die Regierung sich bei der Confiscation geirrt hatte. Die Diamanten waren ihm übrigens so gleichgültig geworden, daß die Wegnahme der wahren und die Rückerstattung derjenigen, welche er nun mit Gewißheit für falsch halten konnte, fast spurlos an ihm vorübergegangen sein würde, hätte nicht ein anderer Umstand damit in Verbindung gestanden, der für ihn ungleich wichtiger war. Die unerbittliche Polizei nahm ihm nämlich nicht nur den Schmuck selbst, sondern leider auch dessen Behälter weg. Umsonst bat der arme Schuhmacher, ihm das grüne Etui zu lassen und statt dessen das rothe wegzunehmen, nachdem man den Inhalt des einen mit dem andern vertauscht haben würde. Grade die-

ser Umstand erschien dem Agenten verdächtig und machte ihn desto erpichter darauf, dem Buchstaben des Befehles getreu zu handeln, welcher dahin lautete, das grüne Etui sammt dessen Inhalt zu confisciren. Der arme Kadur sah mit trüben Augen, wie man den Behälter, welcher seinen Talisman einschloß, davon trug und jetzt erst war für ihn das kostbarste Gut, der langjährig bewahrte theuerste Familienschatz, das geheiligte Kleinod, dem er eine abergläubische Bedeutung beilegte, verloren gegangen.

Alle bisherigen Schläge des Schicksals hatte der Sohn Ali Chodscha Pascha's mit Gleichmuth und stummer Ergebung in den Willen seines fatalistischen Gottes ertragen, aber dieser letzte Schlag, der Verlust seines Talismans, war zu hart für ihn. Zwar auch in diesem verzweifelten Falle gab er sich Mühe, seine Seele zu jenem Stoicismus zu zwingen, welcher das Grundgesetz des Islam ist, aber diese arme Seele war einer solchen Kraftanstrengung leider nicht mehr gewachsen. Wie ein metallener Ofen, welcher zwar einen gehörigen Grad von Gluth vertragen kann, dennoch zuletzt, wenn dieser Grad überstiegen wird, einen Sprung bekommt, so bekam auch Kadurs Seele, deren Maaß im Ertragen der Unbill endlich erschöpft war, jetzt einen Riß, und durch diesen Riß nahm der Verstand des Vielgeprüften seinen Flug in höhere Regionen, um, wie die Moslems glauben, von nun an bei Allah im Paradiese zu weilen, während die körperliche Hülle allein auf Erden zurückblieb.

An demselben Abend erklärte der Schuhmacher seiner Familie, welche nur aus zwei Personen, seiner Frau und seinem Sohne, dem jungen Abd-er-Rahman, bestand, daß er die Nacht im Freien, auf einem Hügel in Algiers Nähe zuzubringen gedenke, weil ihm Allah geoffenbart habe, daß die Sonne heute um Mitternacht scheinen werde. Am andern

Morgen kehrte er von dem Hügel zurück und wußte nicht genug wunderbare Dinge von seinen nächtlichen Gesichten zu melden.

„Mir ist“, so erzählte er, „heute Nacht eine große Gnade widerfahren. Der Engel Gabriel ist mir erschienen und hat mir geoffenbart, daß ich zum Heiligen auserkoren sei. Er hat mir geboten, von nun an keine Kleider mehr zu tragen und als gotterwählter Derwisch in den Wüsten herumzuirren und den Vögeln und wilden Thieren zu predigen.“

Nach diesen Worten entledigte Kadur sich seiner Gewande und war nur mit großer Mühe zu bewegen, wenigstens das polizeilich vorgeschriebene Lendentuch zu behalten. Dann segnete er seine Familie und folgte dem Rufe des Geistes, welcher an ihn ergangen war. Er verließ sofort die Stadt und irrte von nun an bald in Wäldern, in Wüsten, auf öden Felsen oder in unwirthbaren Schluchten umher, kam auch manchmal wieder in die Nähe der Stadt, deren Bewohner er in Schrecken setzte und mit Ehrfurcht erfüllte, aber auf all' seinen Irrfahrten begleitete ihn die Verehrung der gläubigen Moslems, welche jeden Wahnsinnigen für einen Heiligen halten, und ihn, wenigstens in Nordafrika, mit dem ehrwürdigen Namen „Derwisch“ anreden.

In Europa pflegen die Angehörigen eines Wahnsinnigen diesem nicht zu gestatten, frei herumzugehen, sondern ihn einer Anstalt zur möglichen Heilung zu übergeben. In Afrika und bei Mohammedanern ist das anders. Der Wahnsinnige steht höher, als alle übrigen Menschen, er ist von nun an kaum mehr ein irdisches Wesen, sondern ein verzückter Heiliger, dessen Geist im Himmel weilt und dessen Körper auf Erden Zeugniß von der Gnade Gottes ablegt. Alles, was der wahnsinnige Heilige oder Derwisch thut, ist eine unmittelbare Eingebung des göttlichen Willens, und sich einer solchen widersetzen, wäre die gröbste Verletzung der himmlischen

Gebote. Abd-er-Rahman und seine Mutter waren zu gute Moslems, um dem Willen der Gottheit auch nur im Geringsten zu widerstreben. Sie verehrten die göttliche Vorsehung, welche ihrer Familie eine große Gnade erwiesen, indem sie das Haupt derselben zum Heiligen erkoren hatte. So ließen sie denn den Sohn Ali Chodscha Pascha's thun, was er wollte, und hingehen, wohin es ihm beliebte, wohlwissend, daß die Frömmigkeit der Gläubigen ihn an nichts Mangel leiden lassen, sondern ihn im Gegentheil mit Allem, was die Erde Bestes besitzt, reichlich versorgen würde. In ihren Augen hatte Kadur nun eine höhere Rangstufe erstiegen, als sein Vater, der Pascha, jemals eingenommen hatte. Er war mehr, als ein Fürst, reicher, als ein Krösus, herrlicher, als der Mächtigste auf Erden und seine Familie durfte auf diesen stolzer sein, als auf irgend einen andern ihrer Vorfahren.

Hier verlieren wir einstweilen Kadur aus den Augen, welcher von jetzt an fern von dem Schauplatz unsrer Erzählung das Leben eines wahnsinnigen Heiligen oder Derwischs führte. Ob wir ihn jemals wieder zu Gesicht bekommen werden, das wird das Ende dieser Geschichte enthüllen.

Da jedoch die Familie eines Heiligen nicht immer selbst aus lauter wahnsinnigen Mitgliedern oder vielmehr aus Heiligen besteht, sondern sehr oft im Besitz ihres Verstandes bleibt, so fallen dieser nicht alle jene irdischen Vortheile zu, welche ihrem Haupte in seiner religiösen Eigenschaft zu Theil werden. Die Mildthätigkeit der Gläubigen hört gewöhnlich dann auf, eine solche Familie zu ernähren, wenn der große Heilige sich aus ihrem Kreise entfernt hat, und begnügt sich von nun an damit, dieselbe mit Hochachtung und Verehrung abzuspeisen. Da jedoch der Mensch leider nicht von Hochachtung und Verehrung allein leben kann, sondern unglücklicher Weise auch des irdischen Tandes bedarf, so sah sich der

Sohn Kadurs nun genöthigt, in der Fortsetzung des väterlichen Handwerks eine Ernährungsquelle für sich und seine Mutter zu suchen. Diese Ernährungsquelle floß zwar nur sparsam, wie ein dünner, schmächtiger Wasserstrahl, aber der Fleiß und die Ausdauer des jungen Abd-er-Rahman machte, daß sie doch genug Wasser gab, um beide vor dem Verschmachten zu retten.

Abd-er-Rahman stand jetzt ungefähr in seinem siebenzehnten oder achtzehnten Lebensjahre, das heißt er war bereits ebenso männlich entwickelt, als ein junger Europäer es in seinem zweiundzwanzigsten Jahre zu sein pflegt. Er konnte wohl als ein Typus seines Volkes und seiner Altersgenossen, und zwar als ein vortheilhafter Typus betrachtet werden. Nicht, als ob sein Körper sich durch auffallende Schönheit ausgezeichnet hätte, aber er war in jeder Beziehung edel und harmonisch. Sein Gliederbau hätte einem Bildhauer zum Modell für einen jugendlichen Herkules dienen können, jedoch keinem Künstler wäre es eingefallen, ihn etwa für einen Bacchus oder Apollo sitzen zu lassen, so ganz fehlte seinem Körper jene weichliche Geschmeidigkeit, welche diese beiden Schöpfungen des antiken Kunstgeistes zu charakterisiren scheint. Kraft war der Ausdruck seiner körperlichen Individualität, während ihm doch auch nicht jene Anmuth abging, welche der noch nicht durch Mode und falsche Civilisation verkünstelten und verfälschten Jugend innewohnt. Sein Angesicht hatte jene geschwollene Gedunsenheit verloren, welche dem Knabenalter bei den Stadtarabern eigenthümlich ist, und zeigte nun jene sehnige, kräftige Magerkeit der Züge, welche, wenn sie, wie es bei ihm der Fall war, mit großer Regelmäßigkeit gepaart ist, den Adel der Gesichtsformen in voller männlicher Pracht offenbart. Das Haupt trug er nach algierischer Sitte glatt geschoren, nur auf dem äußersten Scheitel mit dem kleinen

rothen Fes bedeckt, und so hinderte nichts den Beobachter daran, das glückliche Verhältniß seiner geistigen Organisation aus den ausdrucksvollen Formen seines Schädelbaues herauszulesen. Der Beobachter, welcher aus dieser edlen Schädelbildung eine günstige Folgerung abgeleitet hätte, würde sich auch in seinen Schlüssen nicht geirrt haben, denn der Charakter und die Gemüthsart des jungen Mannes offenbarten sich in der That so vortheilhaft, als es bei der mangelhaften Entwickelung in den Verhältnissen, unter welchen er aufgewachsen, nur immer möglich sein konnte. Diese Verhältnisse waren allerdings sehr einseitig für den Bewohner einer Stadt, welche bereits anfing, zur Hälfte europäisch zu sein. Sein Vater war ein Moslem von altem Schlage gewesen und hatte ihm keine andere Erziehung geben lassen, als die gewöhnliche arabische, welche im papageimäßigen Auswendiglernen des Korans besteht. Von der Sprache, den Sitten, den Gesetzen der Franzosen besaß er kaum eine Ahnung, und doch lebte er in einem Lande, von Franzosen beherrscht, und konnte täglich mit Mitgliedern der herrschenden Nation in Berührung kommen. Dieser Umstand sollte ihn in Gefahr bringen, das Opfer einer Intrigue zu werden, mit welcher wir uns gleich zu beschäftigen haben werden, und deren Ausführbarkeit durch zwei Fehler des jungen Mannes noch begünstigt wurde. Diese Fehler waren freilich bei einem Jünglinge leichtverzeihliche, nämlich eine große Vorliebe zum schönen Geschlecht und eine gewisse Eitelkeit, welche machte, daß er sich leicht einbildete, von den Schönen ausgezeichnet und bevorzugt zu werden, zwei sehr gewöhnliche Fehler, welche bei den meisten Jünglingen nur Lächerlichkeiten zur Folge haben, welche ihn jedoch noch weiter führen konnten.

Bei einer so mangelhaften Erziehung nach europäischen Begriffen wird man verstehen, daß Abd-er-Rahman durch

Alles, was ihn mit Franzosen, mit französischen Sitten und Gesetzen in Verbindung bringen konnte, in Verlegenheit gesetzt wurde. Eine solche Verlegenheit sollte ihm bald durch einen Besuch desselben Polizeiagenten bereitet werden, welcher seinem Vater so verhängnißvoll geworden war.

Dieser Mann war kaum in den Besitz der, wie er mit Bestimmtheit annahm, wirklichen Diamanten Ali Chodscha Pascha's getreten, als er sich beeilt hatte, dieselben in das Amtslocal seines Vorgesetzten zu tragen. Der Director zeigte sich nicht wenig über diese schnelle glückliche Wendung erfreut und wollte auch diesesmal im ersten Jubel seinen früher niedergeschriebenen Bericht nach Paris abgehen lassen. Aber auch diesesmal gab er der Stimme der Vorsichtigkeit Gehör und ließ zuerst den beeidigten Juwelier kommen, um die Diamanten abzuschätzen.

„Jetzt", so rief er diesem triumphirend zu, „haben wir die ächten Diamanten des Pascha! Sehen Sie dieselben nur an! Ist es nicht gleich auf den ersten Blick klar, daß diese die wahren Steine sein müssen?"

Der Juwelier nahm das Schmuckkästchen und beobachtete seinen Inhalt genau. Dann sagte er zu dem erstaunten Director:

„Ich muß wohl glauben, daß Sie jetzt die ächten Diamanten haben, da Sie dieses mit so vieler Zuversicht behaupten. Aber Sie besitzen eben nicht nur die ächten, die wahrscheinlich wohlaufbewahrt in einem Schrank ruhen, sondern zugleich auch die falschen, und das, was Sie mir hier die Güte haben zu zeigen, sind eben wieder die falschen. Ich muß deßhalb meine Bitte wiederholen, mir endlich einmal die ächten zu zeigen."

Der Polizeivorstand war wie vom Schlage getroffen:

„Wie?" rief er, „auch diese Diamanten sind falsch?"

„So falsch, wie die andern, welche man mir zeigte, wenn es nicht eben wieder dieselben sind", entgegnete der Goldarbeiter.

„Nun in's Teufels Namen!" schrie der Director, „dann fange ich an zu glauben, daß es gar keine ächten giebt. Aber dieser Sache muß ich auf die Spur kommen. Sie muß gerichtlich untersucht werden."

Der Director war, wie gesagt, ein Mann, bei dem die That rasch auf den Entschluß folgte. Er that schnell die gesetzlichen Schritte, um eine gerichtliche Untersuchung einzuleiten. Zuerst ließ er den Sohn Kadurs und dessen Mutter festnehmen. Der Jude saß bereits im Gefängniß. Dann wurden alle alten Moslems zusammengetrommelt, welche noch aus der Zeit Ali Chodscha Pascha's übrig waren und aus deren Zeugenaussagen man hoffte etwas über die Wahrheit zu ermitteln.

Die gerichtliche Untersuchung ging also von Statten. Zuerst wurden die Angehörigen Kadurs befragt. Dieselben wußten jedoch nicht das Geringste auszusagen, sie hatten von der Existenz der Diamanten, welche der Pascha'ssohn stets geheim gehalten, erst im Moment ihrer Confiscation zum ersten Male etwas erfahren. Alle Kunstgriffe der französischen Advocaten vermochten weder aus dem jungen Abd-er-Rahman, noch seiner Mutter irgend etwas herauszubringen, was über den Vorfall mit den Diamanten einiges Licht verbreiten konnte.

Dann kam die Reihe an den Juden. Von diesem erwartete man, seinem Vorgehen gemäß, bestimmt die Aussage, daß er von der Existenz eines ächten Diamantschmuckes wisse. Aber mit Jehuda ben Saken war eine große Veränderung vorgegangen. Die französische Behörde hatte ihn nicht nur eingesperrt, sondern ihm auch den im Voraus em-

pfangenen Angeberlohn wieder abgenommen. Diesen Lohn, das wußte er, würde er jetzt nicht wieder zurückbezahlt bekommen, da die Behörde ihn als einen Betrüger ansehen mußte, da sie es für bewiesen oder wenigstens leicht beweisbar hielt, daß er, von dem Vorhandensein eines ächten Schmuckes wissend, den falschen ausgeliefert hatte. So kam es, daß ihm nun daran gelegen war, an einen Irrthum von seiner Seite glauben zu machen, da ein solcher nicht bestraft werden konnte, während ihm für den Betrug, wenn ein solcher erwiesen werden sollte, noch eine gerichtliche Bestrafung bevorstand. Ben Saken sagte also zum Erstaunen der Polizeibeamten und Richter ungefähr Folgendes aus:

„Gestrenge Herren! Verfahrt nicht zu grausam mit einem armen Manne, welcher ebensowenig, wie alle übrigen Menschen, vor Irrthum gesichert ist. Ich habe allerdings ausgesagt, daß Kadur ben Ali Chodscha Pascha den ächten Diamantschmuck seiner verstorbenen Mutter noch besitze. Da es aber nun erwiesen ist, daß der doppelte Schmuck aus falschen Steinen besteht, so muß ich wohl glauben, daß der schlaue Pascha, denn diese Moslems sind pfiffiger, als man glaubt, aus irgend einem Grunde im Geheimen den ächten Schmuck verkauft und einen falschen an seiner Stelle hat verfertigen lassen, um ihn zusammen mit dem andern falschen, welchen er bereits besaß, aufzuheben. In der That erinnere ich mich jetzt, in meiner Verbannung in Marokko gehört zu haben, daß im letzten Regierungsjahre Ali Chodscha's eine große Sendung von Juwelen nach Europa abging. Gewiß waren unter denselben auch die wahren Diamanten des Pascha, welche ich einst für ihn gekauft hatte, begriffen gewesen.

Diese letztere Behauptung machte zwar dem Erfindungsgeiste ben Sakens, nicht aber seiner Ehrlichkeit Ehre, denn

an derselben war auch nicht ein wahres Wort. Da sie ihm aber den Beweis seiner Unschuld sehr zu vereinfachen schien, so stand er nicht nur an, sie durch einen Meineid zu bekräftigen, sondern er hatte auch noch einen Entlastungszeugen mit zu Gericht gebracht, einen andern algierischen Juden, welcher nun hoch und theuer schwur, selbst den Verkauf der Diamanten auf Befehl Ali Chodscha's in Europa bewerkstelligt zu haben.

Die Aussage dieses letzteren Zeugen war allerdings sehr verdächtig. Da aber die Berichte der alten Araber, welche aus Ali Chodscha's Zeit noch übrig geblieben waren, alle einstimmig dahin lauteten, daß die ganze Stadt Algier niemals den doppelten Schmuck der Pascha'sgattin für ächt, sondern vielmehr beide Diamantengarnituren für Nachahmungen gehalten habe, so konnte man doch nicht umhin, ihr einigen Glauben beizumessen.

Die Sache wurde also dahin erledigt, daß ben Saken einen strengen Verweis erhielt, dafür, daß er der Polizei eine ungerechtfertigte Angabe gemacht habe, daß man aber ihm sowohl, als den Angehörigen Kadurs die Freiheit wiedergab, und daß man beschloß, die falschen Diamanten, welche keinen confiscirbaren Gegenstand bildeten, ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zurückzuerstatten.

So kam also Abd-er-Rahman, als der Stellvertreter seines wahnsinnigen Vaters, nun in den Besitz der beiden Schmuckkästchen und ihres falschen, für ihn völlig werthlosen Inhalts, denn von der Existenz eines Talismans in dem Etui des einen Schmuckes besaß er nicht die geringste Ahnung. Gern hätte er nun diese Gegenstände veräußert, um aus ihrem Verkauf die bescheidene Summe zu erlösen, welche für Nachahmungen von Edelsteinen zu erlangen ist. Aber er betrachtete sie nicht als sein, sondern als seines Vaters Eigen-

thum und, um ihn diesen lobenswerthen Scrupel überwinden zu lehren, dazu besaß das Motiv der Geldnoth nicht Macht genug über die Seele des jungen Mannes. Freilich sollte bald ein andres Motiv, das mächtigste von allen, sich dieser Seele bemächtigen, welches ihn nicht nur diesen Scrupel zu überwinden, sondern ihn selbst seinen eignen Vortheil gänzlich aus den Augen zu lassen bewog.

Die Folge jener öffentlichen gerichtlichen Verhandlung war natürlicher Weise die gewesen, daß nun die ganze Stadt mehr als jemals von der Falschheit der Diamanten Abd-er-Rahmans überzeugt war. Er selbst und seine Mutter mußten ebenfalls an deren Unächtheit glauben. Aber wenn auch die ganze Stadt daran glaubte, so fand sich doch ein Mann in derselben, welcher allein noch an der Unächtheit beider Schmuckgegenstände zweifelte, und dieser Mann war Niemand anders, als Jehuda ben Saken. Dieser wußte nur zu gut, daß er gelogen hatte, als er vorgab, an den Verkauf der ächten Diamanten zu glauben. Er wußte, daß die ächten wirklich existirt, und war davon überzeugt, daß dieselben niemals Algier verlassen hatten. Wo sollten sie sich also anders befinden, als im Hause und im Besitze der Nachkommen Ali Chodscha Pascha's? Sich dieser geheimnißvollen Diamanten zu bemächtigen, das war nach wie vor sein vorzüglichster Wunsch, sein sehnlichstes Streben. Wie aber in ihren Besitz gelangen? Gewiß befanden sie sich in den Händen des jungen Abd-er-Rahman, so dachte der Jude, und zwar nahm er an, daß trotz aller Umsicht und Vorsichtigkeit der französischen Behörde dieselbe dennoch bei der Confiscation der Schmuckkästchen und ihres Inhalts von den Arabern hintergangen worden sei.

„Die Araber“, so sagte er bei sich selbst, „haben im Betrügen vor uns den großen Vortheil voraus, daß man sie

im Allgemeinen für viel zu schwerfällig, zu naiv und kindisch hält, um irgend einen verschmitzten, betrügerischen Plan fassen und mit der nöthigen Schlauheit durchführen zu können. Von ihnen wird ein Franzose vielleicht wohl einen plumpen Betrug, welcher leicht zu entlarven ist, nie aber einen feinen Ueberlistungsplan erwarten. Dieser Umstand kam auch in diesem Falle der Familie Ali Chodscha Pascha's zu Statten. Die Polizei traute derselben keinerlei Listanwendung zu und in diesem Glauben beging sie die Unvorsichtigkeit, nur einen einzigen Juwelier zu Rathe zu ziehen, welcher leicht von jener Familie durch die Aussicht auf Gewinn, welcher ihm nach Verkauf der ächten Steine zufallen würde, bestochen sein konnte. Zudem giebt es unter diesem anscheinend so einfachen Volke einzelne Individuen, welche es in der Taschenspielerkunst weiter, als irgend ein Europäer, gebracht haben. Man braucht nur die Gaukeleien der Issaua, welche das Volk für eine wunderwirkende religiöse Secte hält, deren vermeintliche Wunderkraft aber nur in außerordentlicher Fingerfertigkeit und in einem staunenerregenden Täuschungsvermögen besteht, anzusehen, um inne zu werden, was für vollendete Taschenspieler einzelne Araber sind. Wer weiß, ob nicht Kadur oder sein Sohn, oder irgend einer ihrer nächsten Freunde ein derartiges Geschick besaß, um bei den verschiedenen Confiscationen, von der französischen Polizei unbemerkt, jedesmal die falschen Diamanten den wahren unterzuschieben? Zwei Dinge sind also möglich, entweder haben die Araber durch Bestechung oder durch Taschenspielerei die französische Behörde überlistet. Bei dieser Ueberlistung kam ihnen noch die kurzsichtige öffentliche Meinung, welche auch diesesmal, wie immer, von einem Extrem in's andre verfiel, und da sie nicht die beiden Diamantengarnituren für ächt ansehen konnte, das Gegentheil annahm, nämlich daß der doppelte Schmuck falsch sei, sehr

zu Statten; und die Behörde beging in Bezug darauf die weitere Unvorsichtigkeit, daß sie nicht die Hohlheit dieser öffentlichen Meinung durchschaute, und daß sie nicht einmal auf den Gedanken kam, daß dieselbe von einseitigen Vorurtheilen beeinflußt, ja daß sie möglicherweise nur gespielt sein konnte. Die Araber pflegen stets einander in allen ihren Rechtshändeln mit der Regierung beizustehen. Es ist wahr, das dumme Volk glaubte schon zu Zeiten Ali Chodscha Pascha's an die Unächtheit des doppelten Schmuckes. Aber gewiß waren einzelne klügere Männer, von denen manche jetzt noch geachtete Aemter bei der Moschee oder den arabischen Gerichten bekleiden, und deren Stimme folglich mehr Gewicht hat, als die der ganzen übrigen Menge, von dem Gegentheil überzeugt, und dennoch stimmte ihre Aussage mit der allgemeinen überein. Was ist also wahrscheinlicher, als daß ihre Aussage gewissenlos war, als sie behaupteten, nie etwas andres gehört zu haben, als daß der doppelte Diamantenschmuck unächt sei. Ich weiß aber nur zu gut, daß der eine Diamantenschmuck ächt war, und da er nicht durch ein Wunder vertauscht sein kann, und die Araber keinen zweiten falschen Schmuck an der Stelle des einen ächten verfertigen konnten, so ist es klar, daß Abd-er-Rahman jetzt noch die ächten Diamanten seines Großvaters besitzen muß. Freilich wird es mir schwer werden, in deren Besitz zu gelangen, aber daß ich in ihren Besitz kommen muß, das steht bei mir fest. Verkaufen wird sie Abd-er-Rahman jetzt nicht, da er sie als das Eigenthum seines wahnsinnigen Vaters ansieht, welcher jetzt Derwisch geworden, und dessen Wahnsinn und Heiligkeit meiner Ansicht nach nur gespielt ist. Aber vielleicht giebt es ein andres Mittel, ein Mittel, welches die eben erwachenden Leidenschaften des jungen Mannes mit in's Spiel zieht,

mit Hülfe dessen es gelingen möchte, dem Enkel des Pascha seinen Schmuck abzulisten."

Unter solcherlei Gedanken reifte allmählich in dem verschmitzten, spitzfindigen Gehirn ben Sakens ein neuer Plan, welcher ihn, seiner Meinung nach, unfehlbar zur Erlangung seines Zieles führen sollte. Dieses Ziel lief diesesmal darauf hinaus, sich des doppelten Schmuckes zu gleicher Zeit zu bemächtigen, das heißt nicht eines Schmuckes nach dem anderen, da er nun von der Taschenspielerkunst der Familie Kadurs im Unterschieben eines Schmuckes an der Stelle des andern überzeugt zu sein glaubte. Von einer andern Sache war er gleichfalls jetzt vollkommen überzeugt, vollkommener vielleicht, als sein eben mitgetheiltes Selbstgespräch andeuten mochte, nämlich davon, daß Abd-er-Rahman wirklich noch den doppelten, den ächten wie den falschen Schmuck besitze und daß dieser doppelte Schmuck kein anderer sei, als der, welchen die französische Behörde, durch betrügerische Abschätzung oder falsche Zeugen oder durch beides zusammen in allen zwei Exemplaren für unächt erklärt hatte. In welcher neuen List, in welchen neuen Kniffen der jetzige Plan ben Sakens bestand, das brauchen wir hier einstweilen nicht näher auseinander zu setzen, da es sich aus dem Fortlauf unsrer Geschichte von selbst ergeben wird.

Um diesen Zeitpunkt war es, daß Algier, welches bereits für ein gesichertes Besitzthum der französischen Nation galt, anfing, die Aufmerksamkeit und Neugierde europäischer Touristen zu erregen. Am Anfang unmittelbar nach der Besitzergreifung hatte sich nur elendes Lumpengesindel, der Abschaum der Menschheit, Leute, welche sich alle durch einen sehr schwindsüchtigen und fadenscheinigen Geldbeutel und eine große Gier, denselben aus den Taschen der Araber oder durch Betrügereien der Behörden, falsche Lieferungen, durch

Wucher, unerlaubte Speculationen, kurz durch alle mögliche Schwindeleien zu füllen, auszeichneten, in dieser schönen Stadt eingefunden. Nun aber begann dieses anders zu werden. Es kamen Engländer, selbst einige Deutsche, namentlich aber Franzosen und zwar Pariser, die neugierigsten aller Menschen, welche sich von den bisherigen Ankömmlingen auffallend unterschieden. Sie durchschifften das Mittelmeer nicht in der Absicht, um in der neueroberten, gleichsam neuentdeckten Stadt Schätze zu finden, welche nicht vorhanden waren, sondern um sich an der Originalität der dortigen Erscheinungen, an dem bunten Farbenspiel des Völkergemischs, an den exotischen Sitten und Gebräuchen, an der Mannigfaltigkeit der Bilder, welche ihnen hier geboten wurden, zu ergötzen. Zu jener Zeit wurde aber nicht nur der blos neugierigen, sondern selbst der kunstliebenden Geschmacksrichtung der Touristen noch ungleich mehr geboten, als in unseren Tagen, wo die utilitarische Zerstörungswuth der französischen Ingenieure fast alle Spuren der reizenden arabisch-maurischen Architektur zerstört hat.

Damals standen noch jene schönen, zierlichen maurischen Paläste und Lusthäuser, mit ihrem innern säulenumgebenen Arcadenhof, in dessen Mitte die plätschernde Fontäne aus dem Marmorbecken hervorsprudelte, mit ihren in buntem Farbenspiel schillernden Wänden von glasirten Fließen, welche den feinsten Porcellantäfelchen an Schönheit gleich kamen, überdeckt; mit ihren Zimmerdecken von kunstvoller, buntbemalter Holzschnitzerei, oder von feiner, blendendweißer Stuccatur, deren Formen die Stalaktiten einer Tropfsteinhöhle nachzuahmen schienen; mit ihren luftigen Terrassen und graciösen Kuppeln von verschiedenster Größe, mit ihrem duftigen maurischen Badezimmer, dessen Boden oft alle Marmorarten in schöner Vermittlung der verschiedensten Farbentöne vereinigte.

Man kann sich denken, daß diese allerliebsten Bonbonièren, welche man maurische Paläste nannte, zu jener Zeit, als man sie wie ein Ueberbleibsel aus den Tagen der Alhambra neu entdeckt hatte, einen ganz besonderen Anziehungspunkt für den gebildeten, kunstliebenden europäischen Touristen ausmachen mußten. Aber es waren nicht nur Touristen, welche sich von den Reizen dieser gleichsam neu entdeckten Stadt, dem damaligen Algier, anziehen ließen. Hie und da, wenn auch selten, fand sich unter der Schaar der Reisenden auch eine Touristin ein, eine Angehörige jenes Geschlechts, welches, wenn es eine höhere Bildungsstufe erreicht, zuweilen einen noch feineren Kunstgeschmack, ein zarteres Verständniß des Anmuthsvollen, ein tieferes Eingehen in die dem roheren männlichen Blicke oft kaum bemerkbaren Einzelheiten einer Kunstschöpfung offenbart, als selbst der Blick des erfahrensten männlichen Künstlers.

Die wenigen, ausnahmsweisen Touristinnen, welche, in jener ersten Zeit der beginnenden Wanderungen des reiselustigen Publicums nach Afrika, die neueroberte Stadt aufsuchten, waren fast durchgängig Französinnen, namentlich verfeinerte Bewohnerinnen der Hauptstadt, welche Alles, was die europäische Civilisation bieten konnte, bis zum Ueberdruß kennen gelernt und gleichsam erschöpft haben mochten und nun vielleicht an einer gelinden Europamüdigkeit, im einfacheren weltschmerzlosen Sinne dieses vielgemißbrauchten Wortes, zu leiden anfingen. Unter diesen Damen befand sich auch eine junge Pariserin, welche sich so sehr von der Schönheit des Clima's, von der Anmuth der Landschaft, von der bezaubernden Pracht des afrikanischen Himmels, von der dunkelblauen Farbentiefe dieses Theiles des Mittelmeeres, von der künstlerischen Vollendung der maurischen Villen und Paläste, von der Buntheit der Erscheinungen im öffentlichen

Leben, von der Seltsamkeit der zwar dem männlichen Beobachter unzugänglichen, ihr aber geoffenbarten Geheimnisse, welche das Frauengemach, der vielgeschmähte und so wenig von Europäern verstandene Harem, enthüllte, kurz welche sich so sehr von der ganzen beinahe betäubenden Atmosphäre des Exotischen, des Neuen und künstlerisch Vollendeten überwältigen und hinreißen ließ, daß sie beschloß, diese Gestade, welche sie Anfangs nur in der Absicht eines flüchtigen Besuchs betreten hatte, für längere Zeit zu bewohnen.

Zu diesem Zwecke miethete sie eines jener eben beschriebenen maurischen Gebäude, welches sie in sinnigem Verständniß des orientalischen Geschmacks mit Allem, was die Stadt Algier an ächt arabischen Möbeln Zierlichstes bieten konnte, ausstattete. In diesem reizenden Wohnorte führte sie in den ersten Wochen ein ganz auffallend zurückgezogenes Leben. Dann fing sie jedoch allmählich an, sich mehr in der Stadt umzusehen, aber den Umgang mit Europäern vermied sie beinahe gänzlich, da derselbe ihr nichts Neues, sondern nur längst Gewohntes und Abgedroschenes bieten konnte. Statt dessen suchte sie, so viel als thunlich, sich den eingeborenen Kreisen zu nähern, was ihr in ihrer doppelten Eigenschaft, als Frau und als Französin, bei beiden Geschlechtern ziemlich leicht gemacht werden sollte. Als Frau standen ihr alle Harems und somit die ganze weibliche Gesellschaft offen. Als Französin war sie von jener Zurückhaltung dem männlichen Geschlechte gegenüber, welche den Maurinnen und Araberinnen der eiserne Zwang der Sitte auferlegt, entbunden, ja im Umgang mit Arabern konnte sie sogar, ohne auffallend zu erscheinen, selbst eine größere Freiheit, als im Umgang mit Europäern genießen, da ihr ganzes Benehmen vom Standpunkt ihrer Unkenntniß der fremden Sitten aus entschuldigt wurde.

Die jungen französischen Offiziere, welche in ihrer Garnisonsstadt Algier zu jener Zeit besonders lebhaft den Mangel einer gebildeten weiblichen Gesellschaft empfanden, hatten kaum von diesem damals außerordentlichen Ereigniß gehört, daß eine ihrer eleganten, reichen, jungen und schönen Landsmänninen sich hier niedergelassen habe, als sie aufs Lebhafteste den Wunsch hegten, sich derselben zu nähern, und über sie Erkundigungen einzogen. Die Annäherungsversuche scheiterten jedoch sämmtlich an dem Entschluß der Dame, wenn überhaupt mit irgend Jemand, dann nur mit Eingeborenen umzugehen; und die Erkundigungen hatten kein andres Resultat, als daß man auf der Polizei, wo alle neuen Ankömmlinge eingeschrieben werden mußten, ihren Namen erfuhr. Dort war die Unbekannte als Frau oder Fräulein Julie von Clavières eingeschrieben, ich sage als Frau oder Fräulein, denn sie selbst hatte nur ihren Namen und keine andere Standesbezeichnung abgegeben, als diejenige, daß sie sich eine Rentière nannte, das heißt eine Person, welche kein Gewerbe ausübt und von wirklichen oder vermeintlichen Renten lebt, denn diese Worte Rentier und Rentière sind in Frankreich keineswegs immer buchstäblich zu verstehen; sie werden oft als eine allgemeine, nichtssagende und doch den Anforderungen der Polizei genügende Ausfüllungsformel der polizeilich vorgeschriebenen Rubrik „Stand" in aller Eile aufs Papier geworfen, und kein Mensch wird durch diese Standesangabe über den wirklichen Stand der sich so bezeichnenden Leute aufgeklärt. Nur war es in ihrem Falle wahrscheinlich und nach dem luxuriösen Leben, welches sie führte, sogar beinahe mit Gewißheit zu schließen, daß die polizeilich angegebenen Renten wirklich vorhanden und zwar in höchst anständiger Menge vorhanden sein mußten.

Jene andere Rubrik auf dem Polizeiregister, welche mit

„Alter" überschrieben ist, hatte sie, aus leichtverzeihlicher weiblicher Eitelkeit oder vielleicht nur aus Bescheidenheit, auszufüllen unterlassen, eine Unterlassung, welche übrigens die galante französische Behörde keineswegs rügte. Da aber der Ordnung halber auf dem Register keine Rubrik unausgefüllt bleiben darf, so hatte die officielle Galanterie ihr ein Alter octroyirt und zwar ein so zartes Alter, daß sie sich gewiß nicht darüber beschweren konnte. Die unausgefüllte Rubrik war mit den Worten „achtzehn Jahre" von dem galanten Beamten ausgefüllt worden. Wenn auch dieses so sehr jugendliche Alter, welches ihr eine liebenswürdige officielle Laune octroyirt hatte, vielleicht nicht ganz das richtige sein mochte, so war doch klar, daß sie dasselbe noch nicht übertrieben lange überschritten haben könne, und hätte sie selbst dasselbe schon um sechs oder acht Jahre überschritten gehabt, so war doch ihre Schönheit von jener Vollendung, daß dieselbe den Reiz einer sehr großen Jugendlichkeit am Ende auch entbehren konnte.

Sie besaß jene feingeschnittenen, scharf, aber nicht allzuscharf ausgeprägten Züge, jene offenen, feurigen, schwarzen Augen, jene übersprudelnde Fülle dunkler Locken, jenen durchsichtigen, leichthin gebräunten Teint der Südländerinnen, jene nicht allzuschmächtigen, aber doch von gedunsener Fülle weitentfernten Formen, welche den Frauen gewöhnlich eine ziemlich lange Dauer ihrer Schönheit sichern. Wenn ich sage, sie besaß die leichthin angedunkelte Gesichtsfarbe der Südländerinnen, so will ich hiermit keineswegs zu verstehen geben, daß sie wirklich eine Tochter des Südens war. Dieser südliche Teint stand trotzdem nicht in auffallendem Widerspruche mit dem von ihr angegebenen Geburtsorte, denn sie hatte die auf dem Polizeiregister mit dem Worte „Heimath" überschriebene Rubrik durch den magischen Klang „Paris" ausge-

füllt und diese kosmopolitische Stadt besitzt bekanntlich den Vorzug, die verschiedensten Schattirungen von Physiognomieen in ihren Bewohnerinnen zu vereinigen.

Daß sie jener Stadt, welche allgemein als eine Verfeinerin der Sitten und selbst des Wesens angesehen wird, entstammte, das würde wohl kein genauerer Beobachter in Zweifel gezogen haben. Nicht nur zeigte sie in ihrer äußeren Ausstattung jene Eleganz, welche den Töchtern der Weltstadt eigenthümlich ist, nicht nur deutete ihre Geschmacksrichtung einen hohen Grad der Verfeinerung, ein geschärftes Verständniß der zarteren Schattirungen und Nuancirungen in Beurtheilung des künstlerisch Vollendeten an, nein, ihr ganzes Wesen schien eine Offenbarung des Culturgeistes einer superlativ verfeinerten Weltstadt. Jede ihrer Bewegungen war graciös, von allzugroßer Ungezwungenheit, wie von linkischer Schüchternheit gleichweit entfernt. Ihr Auftreten war sicher und selbstbewußt und dabei doch so ächt weiblich, daß Niemand ihr auch nur einen Augenblick den Vorwurf der Keckheit machen konnte.

Schien also ihr ganzes Benehmen, obgleich durch den Einfluß der großstädtischen Umgebung, in welcher sie gelebt hatte, bis zur höchsten Potenz verfeinert, dennoch von aller Affectation frei, anspruchslos und natürlich, so war doch vielleicht ein Punkt, ein einziger Punkt, welcher dem scharfen Beobachter einiges Bedenken einflößen konnte. Das war die Art und Weise, wie sie sich ihrer Gesichtswerkzeuge bediente. Diese dunklen, schönen, ausdrucksvollen Augen, von langen, schwarzen, vollen Wimpern beschattet und von zwei feingezogenen, schön gerundeten, tiefdunklen Bogen überwölbt, wanderten doch ein bischen gar zu sehr in allen Richtungen umher, um von einer rein vestalischen Absicht und Gewohnheit Zeugniß abzulegen. Zwar senkten sie sich auch manchmal

wieder bescheiden und madonnenhaft zu Boden, und dann sahen sie so jungfräulich unschuldig aus, daß man sie kaum für dieselben Augen gehalten hätte, welche eben noch auf der Gestalt irgend eines jungen Mannes mit einem Blicke geruht hatten, welchen ein boshafter Mensch vielleicht herausfordernd hätte nennen können. Denn das war eben das Auffallende in dem Gebrauch, welchen die junge Dame von ihren Gesichtswerkzeugen machte, daß jenes jungfräuliche Senken ihrer Blicke nur dann stattfand, wenn das an ihr vorübergehende Individuum dem weiblichen Geschlechte angehörte, keineswegs aber im entgegengesetzten Falle. Doch vielleicht konnte diese Eigenthümlichkeit auch vom Standpunkt touristischer Neugierde aus entschuldigt werden, besonders da es nicht so sehr ihre eignen jungen Landsleute waren, welche die Blicke der Unbekannten fesselten, als vielmehr die jungen Araber und Mauren in ihrer charakteristischen und graciösen Tracht, welche einen gutgebauten Körper so vortheilhaft hervorhebt. Wie dem übrigens auch sein mochte, jedenfalls würde derjenige sich getäuscht haben, welcher aus dieser Eigenthümlichkeit unvortheilhafte Schlüsse über die Lebensweise der Dame gezogen hätte, denn dieselbe war durchaus untadelhaft.

Frau oder Fräulein Julie von Clavières — wir wollen sie auf grades Wohl hin einmal Fräulein nennen, obgleich das französische Polizeiregister, welches die in Deutschland übliche Rubrik „Verheirathet oder ledig" nicht enthält, uns hierüber keine Aufklärung giebt — also Fräulein Julie von Clavières führte ein sehr zurückgezogenes Leben. Sie empfing fast ausschließlich weibliche und nur einen einzigen männlichen Besucher, ihren Sprachlehrer, welcher der Schönen Unterricht im Arabischen ertheilte. Denn auffallender Weise für eine Französin, welche gewiß nicht leicht eine fremde, am allerwenigsten eine orientalische Sprache erlernt, legte Fräulein

Julie einen großen philologischen Eifer an den Tag, und zwar war sie sehr aufgeklärt in ihrer Methode, indem sie die alten Scharteken der Orientalisten gänzlich bei Seite schob und sich einstweilen lediglich der Erlernung des gesprochenen Idioms widmete, eine Methode, welche, obgleich sie von den Stubengelehrten verdammt wird, jedenfalls leichter zum Verständniß des Sprachbaues führt, als alle einstudirten Grammatiken und Wörterbücher. Dieser Sprachlehrer war sonderbarer Weise unser alter Bekannter Jehuda ben Saken. Wie sie zu diesem Sprachlehrer gekommen, das wissen wir jetzt nicht näher zu erklären, aber jedenfalls eignete sich ben Saken vortrefflich zu diesem Amte, da er die Sprache der Pariserin beinahe ebensogut, wie seine Muttersprache, das Arabische, redete.

Fräulein von Clavières lernte aber nicht nur die Sprache der Araber, sie wollte auch einen tieferen Einblick in deren Sitten und Privatleben thun, und zu dem Zwecke umgab sie sich fast ausschließlich mit jungen Mädchen dieses Volkes. Eine derselben, eine gewisse Sora bent el Bey, hatte sie sogar in das von ihr gemiethete und bewohnte maurische Haus aufgenommen, wo dieselbe ihr als Gesellschafterin, gelegentlich auch als Dienerin zur Seite stand. Sora war eine Waise, Tochter eines gewesenen Bey's, welcher aus dem Schiffbruch seines Vermögens und seiner Würden nichts gerettet hatte, als diesen nichtssagenden Titel, der nach seinem Tode seiner hinterlassenen Tochter noch als Gespenst nachlief. Sora war ein noch sehr junges Mädchen, welches kaum die fünfzehn überschritten hatte, dunkelbrünett, wie alle Maurinnen, mit feinen zierlichen Formen ihres Gesichtchens und ihres kleinen wohlgebauten Körpers. Sie schien die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit selbst. Spielen schien ihr ein Bedürfniß, und oft rollte sie sich wie ein tolles Kätzchen stundenlang auf dem

Teppich des Fußbodens herum. Wer sie so in ihrer kindischen Muthwilligkeit beobachtet hätte, der würde wohl kaum geahnt haben, daß diese junge Araberin ernstere Eigenschaften besaß, welche ihr einen Vorzug vor vielen ihrer Geschlechtsgenossinnen sicherte.

Nachdem die junge Pariserin sich also in einem maurischen Hause eingerichtet, nachdem sie sich mit jungen Moresken umgeben und die Anfangsgründe der arabischen Sprache oberflächlich erlernt hatte, schien sie auch das Bedürfniß zu fühlen, sich selbst allmählig, wenigstens in so fern, als dieses durch die Annahme des Costüms geschehen konnte, in eine Araberin umzuwandeln. Nicht als ob sie sich bis zu der Excentricität verstiegen hätte, im öffentlichen Leben arabisch gekleidet erscheinen zu wollen, aber für den Gebrauch in ihrem Hause schien ihr die orientalische Frauentracht nicht nur durch ihre größere Bequemlichkeit empfehlenswerth, sondern selbst vom künstlerischen Standpunkte aus geboten, indem ihr ihre französischen Kleider mitten in dieser ächtorientalischen Umgebung jetzt nur noch wie ebensoviele unharmonische Mißtöne vorkamen. Sie schaffte sich deßhalb mit Hülfe ihrer neuen Freundinnen die schönsten algierischen Frauencostüme an, und wenn sie so mit dem goldbrocatnen Jäckchen, mit dem feinen türkischen Hemd von durchsichtiger Seide, mit der goldnen Schärpe, mit dem bauschigen rothseidnen Beinkleid angethan, mit dem zierlichen, von Goldstücken dicht bedeckten, rothen Fes auf dem langen, vollen, aufgelösten Haar, und den Perlschnüren und Juwelenbändern an Hals und Armen geschmückt erschien, da konnten die jungen Maurinnen, ihre neuen Bekannten, ihr ohne Schmeichelei das Compliment machen, daß das orientalische Costüm noch niemals mit mehr Grazie getragen worden sei.

Nur in Betreff eines einzigen Stückes des maurischen

Costüms schien die Dame nicht zufrieden zu stellen. Das war die Fußbekleidung, welche ihr plump und ungraciös vorkam, und durchaus nicht das zu erfüllen schien, was nach ihrer Ansicht den Hauptzweck einer Fußbekleidung bildete, nämlich den Zweck, den weiblichen Fuß so klein als möglich erscheinen zu lassen. Die Kleinheit des Fußes hielt sie, wie so viele ihrer Landsmänninen, für einen ganz besonderen Vorzug, und dieser Vorzug ging in den weiten, vorn allzubreiten, pantoffel-, oder vielmehr schlappenartigen arabischen Schuhen für den Beschauer gänzlich verloren.

Sie sah sich darum nach einem besonders geschickten einheimischen Schuhmacher um, welcher es verstehen würde, die Kleinheit ihres Fußes durch Verfertigung einer ihren Schönheitsbegriffen entsprechenden Bekleidung hervorzuheben. Aber umsonst; dieser Phönix von einem Schuhmacher war unter den nach einer althergebrachten Routine arbeitenden arabischen Handwerkern schlechterdings nicht zu entdecken. Die Schöne verfiel deßhalb auf den Gedanken, selbst sich einen solchen Schuhmacher auszubilden, welchem sie ihre Instructionen ertheilen und der nach denselben so lange arbeiten würde, bis er durch fortgesetzte Uebung zuletzt jene Meisterschaft erreichen würde, welche allein ihrem schwer zu befriedigenden Geschmacke genügen konnte. Natürlich mußte der fragliche Handwerker ein noch junger Mann, womöglich ein Jüngling sein, da nach ihrer Ansicht nur die Jugend jene Geschmeidigkeit und Lernfähigkeit besaß, welche zur Erreichung ihres Zweckes nöthig schien.

Mehrere junge Schuhmacher der Stadt wurden ihr zu diesem Zwecke empfohlen, aber an allen fand sie irgend etwas auszusetzen, bis sie zuletzt von einem Jüngling aus guter, aber in gesellschaftlicher Beziehung herabgekommener Familie hörte, mit welchem sie beschloß, einmal einen Versuch zu

machen. Dieser Jüngling war Niemand anders, als der Enkel Ali Chodscha Pascha's, Abd-er-Rahman, der Sohn des großen Heiligen.

Fräulein Julie von Clavières erschien also eines schönen Morgens in dem bescheidenen Schuhmacherladen des jungen Abd-er-Rahman und zwar zu dessen nicht geringer Verwunderung, da er gar nicht zu begreifen vermochte, was denn die elegante Europäerin bei ihm suchen könne, bei ihm, welcher nur für Araber und, da er ein Anfänger im Handwerk war, nur für die ärmsten und bescheidensten unter seinen Landsleuten arbeitete. Diese Verwunderung verwandelte sich jedoch bald in Bewunderung, als er die graciöse Gestalt, die schönen Gesichtszüge, die große Eleganz der Eintretenden musterte. Er hatte bisher nur sehr wenig Frauen unverschleiert gesehen, von seinen eignen Landsmänninen nur einige verwitterte Mütterchen, Freundinnen seiner Familie, und von Europäerinnen, die er natürlich alle ohne Schleier erblickte, die aber keine große Auswahl boten, nur solche meist höchst unvortheilhafte Erscheinungen, wie sie in der ersten Zeit nach der französischen Besitzergreifung in ihrer Eigenschaft als Marketenderinnen, Unteroffiziersgattinnen, oder zur Ausübung eines verachteten Gewerbes die siegreiche Armee begleiteten. Eine anständige, junge und schöne Europäerin war zu jener Zeit in Algier noch eine außerordentliche Seltenheit, und der unerfahrene Abd-er-Rahman hatte nie eine solche zu Gesicht bekommen. Und nun sollte er plötzlich eine erblicken, welche alle reizenden und das männliche Herz bestürmenden Eigenschaften im höchsten Grade in sich vereinigte. Man kann sich denken, daß sein achtzehnjähriges Herz einem solchen Angriff, wie ihn die in der Eroberungskunst besonders geübten Augen der Französin auf dasselbe machten, nicht zu widerstehen vermochte. Diese junge Dame konnte das cäsarische

Wort: „Ich kam, ich sah, ich siegte“, sehr gut in diesem Falle ihres ersten Zusammentreffens mit Abd-er-Rahman anwenden.

Sie merkte sehr bald an der übergroßen Schüchternheit, welche den jungen Mann plötzlich überkam, an dem häufigen Wechsel seiner Gesichtsfarbe, welche bald von glühender Röthe zu verhältnißmäßiger Bläſſe überging, an dem erwartungsvollen Zittern, welches seinen Körper durchflog, daß etwas Ungewöhnliches mit ihm vorging. Aber wenn sie auch sehr gut inne ward, daß ihre Pfeile richtig getroffen hatten, so hütete sie sich doch wohl, dieses auch nur im Geringsten zu verrathen. Sie ließ sich vielmehr auf die natürlichste und unbefangendste Weise mit dem Jüngling in ein Geschäftsgespräch ein. Um seine Schüchternheit nicht gleich am Anfang auf eine ungewohnte Probe zu stellen, so sprach sie vor der Hand noch kein Wort von ihrer Absicht, die handwerksgeschickliche Ausbildung des angehenden Schuhmachers übernehmen zu wollen, sondern sie geberdete sich ganz wie eine seiner gewöhnlichen Kunden, indem sie ihm zu verstehen gab, daß sie ein Paar maurische Frauenschuhe verfertigt zu haben wünsche, und ihn bat, zu diesem Zwecke ihr Maaß zu nehmen.

Als sie nun dem jungen Manne ihren kleinen, zierlichen Fuß hinhielt, und Abd-er-Rahman dieses Meisterstück der Natur in nächster Nähe bewundern konnte, da war es vollends um den armen Sohn Kadurs geschehen. Er wußte nicht mehr, was er dachte, geschweige denn, was er zu thun und zu lassen habe, er wußte kaum mehr, wo er war und was mit ihm vorging. Wie ein inbrünstiger Reliquienverehrer den geheiligten Gegenstand seines Glaubens oder Aberglaubens mit sehnsüchtigen Blicken verschlingt, so haftete sein Auge, wie von einem Magnete gefesselt, an dem zierlichen, reizenden Gegenstand, welchen er in der Hand hielt. Wie

gern hätte er diesen Gegenstand mit brünstigen Küssen bedeckt, aber seine Schüchternheit verbot ihm natürlich, auch nur den Entschluß zu einem so gewagten Schritt in sich aufkommen zu lassen, und eben so weit war er von dem Wagniß entfernt, sein überströmendes Herz durch eine Erklärung seiner Gefühle zu erleichtern, denn auch keinen Augenblick gab er dem Gedanken Raum, als könne die elegante, anscheinend vornehme und reiche Europäerin sich so weit herablassen, die liebenden Worte eines armen arabischen Handwerkers wohlgefällig anhören zu wollen. Nein, alle jene Gefühle mußten in sein Herz zurückgedrängt und darin verschlossen werden, denn das geringste Verrathen derselben würde, so fürchtete er, ihm den Anblick seiner Unbekannten auf ewig rauben. Dieser Gedanke, daß nur ein völliges Verbergen seiner plötzlich aufgekeimten und im Nu gewachsenen Leidenschaft ihm die Möglichkeit verschaffen könne, den Gegenstand derselben wiederzusehen, dieser Gedanke allein war mächtig genug, ihn zur Selbstbeherrschung zu zwingen und zu machen, daß er sich stellte, als verrichte er nun mit Gleichgültigkeit seine gewöhnliche handwerksgemäße Beschäftigung.

Aber die schlaue Französin merkte nur zu gut, daß diese Gleichgültigkeit nur eine erzwungene sei. Was jedoch auch immer ihre Absichten der aufkeimenden Neigung des Jünglings gegenüber, welche sie errathen hatte, sein mochten, ob sie vielleicht geneigt war, mit aufgeklärter Vorurtheilslosigkeit den Gefühlen eines anscheinend so tief unter ihr stehenden Mannes Gehör zu schenken, jedenfalls lag es nicht in ihrem Plane, diese Gefühle jetzt schon zu einem Ausdruck in Worten kommen zu lassen. Sie mochte eine gewisse Erfahrung in Bezug auf die Regungen des männlichen Herzens besitzen und diese Erfahrung lehrte sie, daß eine in einem solchen Herzen aufkeimende Neigung unter Hindernissen besser wächst,

und durch scheinbares Zurückstoßen günstiger gedeiht, als durch ein allzubaldiges und allzugünstiges Entgegenkommen.

Sie beschränkte sich deßhalb bei diesem ihrem ersten Zusammenkommen mit Abd-er-Rahman darauf, ihm in kurzen, zwar freundlichen, aber keineswegs für seine Neigung besonders ermuthigenden Worten ihre Aufträge zu geben. Aber beim Schlusse warf sie noch dem Liebenden die schöne Perle der Hoffnung hin, indem sie ihn in ihr eignes Haus bestellte, dessen Lage sie ihm so genau beschrieb, daß er fast versucht war, zu glauben, es müsse auch ihr etwas an dem Wiedersehen gelegen sein. Ob er sich hierin täuschte oder nicht, das wird der Fortlauf unsrer Geschichte beweisen.

Der Sohn Kadurs existirte nun die zwei folgenden Tage nur für das Andenken an die wunderbare Erscheinung, welche seine niedere Hütte auf Augenblicke zu einem Paradiese umgeschaffen hatte. Er schmiedete zwar keine Pläne, um zum Ziele, welches ihm seine Leidenschaft vorhielt, zu gelangen. Pläneschmieden das ist nicht die Art der Araber. Aber er träumte desto mehr, er gab seiner orientalisch schwungreichen Phantasie einen desto höheren Flug und dieser Flug führte ihn auf den Fittigen der Einbildungskraft in das Land der höchsten Glückseligkeit ein. Da sah er seine Schöne auf einem goldenen Diwan ruhend, von holden Sklavinnen umschwärmt, und sich selbst, als den Sultan dieses reizenden Harems zu den Füßen der Heißgeliebten daliegend, und den Becher der höchsten Wonne in vollen berauschenden Zügen schlürfend.

Während jedoch sein Geist in einem solchen Feenreiche schwärmte, war sein Körper auf Erden mit einer sehr prosaischen Handirung beschäftigt, nämlich mit der Handwerksarbeit, die von der jungen Französin bestellte maurische Fußbekleidung zu verfertigen. Aber ihm kam diese Arbeit nicht prosaisch vor. Handelte es sich nicht darum, eine Umhüllung

für das höchste Meisterstück der Natur zu bilden? Begeisterte ihn nicht bei dieser anscheinend prosaischen Beschäftigung der Gedanke an die unübertreffliche Schönheit derer, für welche sie unternommen wurde?

Endlich war der unter glühenden Seufzern heißersehnte Tag herbeigekommen, welchen die junge Dame ihrem Schuhmacher zur Ablieferung seiner Waare bestimmt hatte. Abd-er-Rahman begab sich mit bebender Brust und mit klopfenden Pulsen in das ihm wohlbekannte maurische Haus, welches früher von einem seiner Verwandten, jetzt aber von Allem, was die Erde nach seiner Ansicht Köstliches enthielt, bewohnt wurde. Er klopfte an der Thür, während sein Herz innerlich noch viel heftiger klopfte, und, als diese ihm nun von der jungen Araberin, Sora bent el Bey, aufgethan wurde, da glaubte er schon den Weg zum Paradiese geöffnet zu sehen, denn bald sollte er ja in der Nähe derer sein, welche sein einziges Denken und Sehnen war.

Aber wer beschreibt seine Enttäuschung, als ihm seine Landsmännin mittheilte, daß ihre Herrin noch nicht nach Hause zurückgekehrt sei? Nur mit Mühe erlangte er von Sora die Erlaubniß, die Rückkunft der Französin in dem innern Hofe abwarten zu dürfen. Während er sich dort auf einer Bank niederließ, gesellte sich die junge Araberin zu ihm und schien ihm durch ihre kindischen Scherze die Zeit verkürzen zu wollen. Dieses mußte dem Sohne Kadurs im höchsten Grade auffallen. Eine junge und keineswegs häßliche Araberin, welche sich einem Jüngling unverschleiert zeigte, ein Mädchen seines Volkes, welches beim Anblick eines Mannes nicht auf der Stelle die Flucht ergriff, sondern im Gegentheil sich demselben noch näherte, um sich in unbefangenem Gespräch mit ihm zu unterhalten, das war ein Ding, welches ihm bis jetzt noch nicht vorgekommen war.

Aber Sora hatte, seit sie im Hause und im nächsten Umgang mit einer Französin lebte, Vieles von jener klösterlichen Zurückhaltung ihrer Landsmänninnen abgelegt, zu welcher diese durch das Einsperrungssystem im Harem von zartester Kindheit an erzogen werden. Sie führte bei ihrer Herrin keineswegs ein Einsperrungsleben, sie war frei, aus- und einzugehen beinahe so oft sie wollte, und, wenn sie auch von dieser Freiheit grade keinen häufigen Gebrauch machte, so hatte dieselbe doch zur Folge, daß sie sich die Selbstständigkeit und Unbefangenheit einer Europäerin bald zu eigen machte. Da sie dabei wirklich unschuldig und eigentlich in ihrem Herzen noch ein halbes Kind war, so sah sie alle jene Versuchungen nicht, welche einem Mädchen ihres Alters in einer verderbten Stadt, wie Algier, nahe gelegt werden mochten. Unbefangen und natürlich, wie sie im Hause war, so zeigte sie sich auch auf der Straße. Ja, jene Versuchungen waren für sie gar nicht vorhanden. Ein Mann war für sie nicht jenes schreckliche Wesen, wie für ihre übrigen Landsmänninnen, welche den Herrn der Schöpfung als einen Popanz anzusehen scheinen, als eine Art von Blaubart, der Tag und Nacht keinen andern Gedanken hegt, als seinen Lüsten so viele Mädchen, wie möglich, zum Opfer zu bringen. Als der junge Abd-er-Rahman zuerst dieses ausnahmsweise Wesen in einer Araberin bemerkte, war er geneigt, schlecht von Sora zu denken. Denn, obgleich er in Bezug auf das weibliche Geschlecht nur wenig, oder vielmehr gar keine Erfahrung besaß, so wußte er doch, daß es in seiner Vaterstadt eine Classe von Frauen gebe, welche mit der hergebrachten Sitte der strengen Abgeschlossenheit, aber freilich zugleich auch mit aller weiblichen Scham gebrochen hatte. Daß dieses letztere jedoch bei Sora nicht der Fall war, das konnte seinem erwachenden Beobachtungsvermögen nicht lange entgehen. So kam er

denn bald zu der Einsicht, daß die Tochter des Bey, obgleich sie die Schüchternheit eines eingesperrten Haremsgeschöpfes abgestreift hatte, dennoch der Achtung jedes anständigen Mannes würdig geblieben war.

Ihre Unbefangenheit und Natürlichkeit im Umgange selbst mit den Angehörigen eines andern Geschlechts hatte ihre kindliche Unschuld, und keineswegs einen für ihre Ehre nachtheiligen Grund zur Ursache. Diese Unbefangenheit und Natürlichkeit wirkten bald ansteckend auf Abd-er-Rahman, so daß er sich im Gespräche mit ihr nach einiger Zeit ebenso frei von Schüchternheit und Gezwungenheit zu fühlen begann, als ob er mit einer langjährigen Bekannten redete. Als er sich dieser Thatsache bewußt wurde, ward er innerlich unwillkürlich zu einem Vergleich zwischen dieser seiner Unbefangenheit im Umgange mit Sora und seiner großen Befangenheit der Französin gegenüber geführt. In seiner Unerfahrenheit schrieb er letztere dem Umstande zu, daß diese eine Fremde, die andere eine Angehörige seines Volkes sei, während doch der wahre Grund derselben der sein mochte, daß die Europäerin ihm ein Gefühl einflößte, von welchem in Bezug auf seine Landsmännin nicht die Rede war. Wenn er aber an jene Bangigkeit und Zaghaftigkeit dachte, welche er der Fremden gegenüber empfunden hatte, so mußte er es tief beklagen, welch' ein Hinderungsgrund im Umgange diese Schüchternheit sei. Was konnte er thun, um sich derselben einigermaßen zu entledigen? Wie wenn er es versuchen würde, durch den vertrauten Umgang mit einer Frau, der gegenüber er sich ungenirt fühlte, allmählig größere Uebung im Umgang mit Frauen im Allgemeinen und so zuletzt auch größere Sicherheit in seinem Benehmen derjenigen gegenüber zu erlangen, auf welche alle seine Gedanken gerichtet waren? Diese Idee lächelte ihm so günstig, daß er beschloß, die junge, unschuldige

Sora gleichsam zu seinem Uebungsmittel zu benutzen, und mit ihr sich in allen denjenigen Reden zu versuchen, welche er gern der Französin gegenüber gehalten hätte, welche er jedoch im Gespräch mit dieser letzteren jetzt noch nicht einmal hervorzustammeln wagte. Der Araberin gegenüber aber scheute er sich nicht, selbst die kühnsten Erklärungen hervorzubringen, um so mehr, da dieselbe in diesem Falle nur ein Werk des nüchternen Verstandes und nicht des Herzens, welches allein befangen macht, waren. Freilich dachte er nicht daran, daß er dadurch seiner jungen Landsmännin großes Unrecht zufügte. Seine jugendliche Unerfahrenheit glaubte, Sora würde in ihrer Unschuld seine Erklärungen nur als Scherze auffassen, und er ahnte nicht, daß diese Erklärungen, mit welchen es ihm so wenig Ernst war, allenfalls doch ernst aufgenommen werden konnten.

Er setzte nun die Tochter des Bey nicht wenig in Erstaunen, als er, nach einem kurzen gleichgültigen Gespräch, auf einmal in einen ganz andern Ton verfiel und von Dingen zu reden anfing, von denen bisher noch Niemand zu ihr gesprochen hatte. Für ihn waren es nur Scherze, aber für die junge Araberin nahmen sie bald eine ernste Bedeutung an. Er ahnte nicht, wie gefährlich es sei, mit den Gefühlen eines jungen Mädchens zu spielen. Daß aber eine solche Gefahr in diesem Falle wirklich vorhanden war, bewies die auffallende Veränderung, welche in kürzester Zeit in dem Benehmen Sora's vorging. Ihre Unbefangenheit war auf einmal, wie mit einem Schlage, verscheucht. An die Stelle ihrer kindlichen, scherzhaften Laune trat eine Nachdenklichkeit, welche früher noch Niemand an ihr bemerkt hatte.

Kein Mensch, welcher die Empfänglichkeit der Jugend kennt, wird es auffallend finden, daß die junge Araberin, während sie Abd-er-Rahmans Erklärungen anhörte, allmählig

in ihrer Brust eine neue Regung aufkeimen fühlte, welche vielleicht zur Liebe führen konnte, welche vielleicht schon Liebe war. Der Sohn Kadurs mußte ihr nach den Begriffen ihres Volkes in jeder Beziehung als ein wünschenswerther künftiger Bräutigam erscheinen, denn daß seine Erklärungen einen andern Zweck haben konnten, als die Einleitung eines Heiraths-antrags, das vermochte ihre Unerfahrenheit nicht zu begreifen. Daß er arm war, das konnte für keine Araberin ein Hinderniß bilden, und seine übrigen Vorzüge waren in ihren Augen zu groß, um nicht diesen nach arabischen Begriffen so kleinen Mangel gänzlich in Schatten zu stellen. Seine Abkunft mußte ihn ohnehin schon jedem Mitgliede seines Volkes und seiner Religion theuer machen, denn einmal war er der Enkel eines Pascha's, dann hatte er einen abergläubisch verehrten Heiligen zum Vater, endlich erschien er den orthodoxen Moslems als eine Art von Märtyrer, da er und sein Vater erst kürzlich von der ungläubigen Regierung Unbill erfahren hatten.

Dieses Volk der langen Stammbäume, bei welchem oft ein gewöhnlicher Handwerker seine Geschlechtstafel mit einer Ahnenzahl, welche die mancher europäischer Herrscher übertrifft, schmücken kann, legt bekanntlich auf Abstammung einen ganz besondern Werth, und namentlich auf die Abstammung von hochverehrten, religiösen Persönlichkeiten. So erschien also Abd-er-Rahman, als der Sohn eines Heiligen, in den Augen der jungen Araberin mit dem ganzen Nimbus seiner hochehrwürdigen Abstammung umgeben, und dieser Nimbus flößte ihr eine Verehrung ein, welche leicht zu einem Gefühle anderer Natur übergehen konnte. Denn wenn der Gegenstand der Verehrung eines jungen Mädchens ein blühender Jüngling ist, dann ist diese Verehrung nicht weit davon entfernt, einen andern Namen anzunehmen, und wenn dieser

Jüngling noch dazu durch eine Liebeserklärung diesem Gefühlsübergange zu Hülfe kommt, dann ist jener Name schnell gefunden und dieser Name ist die Liebe.

Abd-er-Rahman hatte keine Ahnung von dem, was in dem Herzen seiner jungen Landsmännin vorging. Vielleicht wäre dieses seinem in der Entwicklung begriffenen Beobachtungssinne, trotz seiner Unerfahrenheit, dennoch nicht entgangen, wenn er überhaupt seine Aufmerksamkeit besonders auf sie gelenkt hätte. Aber ein einziger Gedanke hatte in seinem Hirn die Oberhand und dieser Gedanke konnte ihm zu keinem ernsteren Eingehen auf irgend etwas Andres Raum lassen, denn seine Erklärungen, welche er für nichtssagend hielt, welche freilich von Sora so ernst aufgefaßt werden sollten, hatten keinen großen Gedankenaufwand gekostet. Sein Geist war, während er dieselben machte, eigentlich unaufhörlich mit der Abwesenden beschäftigt gewesen und kein anderer Wunsch stand in seinem Gemüthe obenan, als daß diese Abwesenheit ihr baldiges Ende erreichen möge.

Dieser Wunsch des jungen Mannes wurde denn auch endlich erfüllt. Ein leises Klopfen an der Hausthür brachte Sora von der Seite des Jünglings an die Pforte und, als diese geöffnet war, da glaubte Abd-er-Rahman den Himmel vor seinen entzückten Blicken aufgethan zu sehen. Die Französin stand vor ihm, reizend durch die Eleganz eines allerliebsten Morgencostüms von großer Frische und glücklichster Farbenauswahl, aber unendlich reizender durch ihre natürlichen Vorzüge. Sie empfing ihn freundlich, freundlicher, als sie sich ihm das erste Mal gezeigt hatte, und lud ihn ein, ihr in eines der Seitenzimmer des innern Hofes zu folgen. Hier nahm sie ihm die bestellte Arbeit ab und musterte sie, aber nur sehr oberflächlich, und es schien fast, als habe sie ihre Meinung darüber schon vor Empfang derselben festgesetzt.

Sie schien sehr zufrieden mit der Leistung des jungen Handwerkers, so zufrieden, daß sie sich auf der Stelle zwei weitere Paare maurischer Fußbekleidungen bestellte, aber doch zugleich das eben verfertigte Paar dem Arbeiter zu einer geringfügigen Aenderung zurückgab, welche er schon am folgenden Tage vollendet haben konnte. Zugleich sprach sie den Wunsch aus, daß Abd-er-Rahman jedes neue Paar, ehe es mit dem üblichen goldgestickten Sammet überzogen wurde, ihr erst zum Anprobiren bringen möchte. Auf diese Weise gab sie ihm eine sehr gute Entschuldigung für seine von nun an beinahe täglich in ihrem Hause zu machenden Besuche an die Hand.

Man kann sich denken, daß der Enkel des Pascha von dieser Entschuldigung jeden nur möglichen Gebrauch machte. Er fand sich täglich in dem Hause Fräulein Julie's von Clavières ein. Wenn er, wie dieses oft vorkam, in Abwesenheit ihrer Herrin mit Sora auf Augenblicke allein blieb, so setzte er seine Uebungen zur Erlangung der nöthigen Keckheit im Umgange mit Frauen auf die erwähnte Weise fort und endete damit, dem jungen Mädchen völlig den Kopf zu verrücken. Die Tochter des Bey träumte und dachte nichts Andres mehr, als ihre Liebe durch eine Verbindung mit deren Gegenstand gekrönt zu sehen. Ihr ganzes Sehnen, ihr ganzes Streben, ihr ganzes Sinnen füllte nur der einzige Name „Abd-er-Rahman“ aus. Für ihn wäre sie zu dem größten Opfer bereit gewesen. Sie liebte mit jener Heftigkeit, wie, nach der Ansicht ihres Volkes, nur eine Araberin lieben kann. Dieser ihrer heftigen Liebe genügten bald nicht mehr die kurzen Augenblicke, während welcher sie mit ihrem Geliebten im Hause der Französin zusammentreffen konnte. Sie mußte ihn öfters, wenn auch nicht sprechen, so doch wenigstens zu Gesicht bekommen, sonst glaubte sie es vor Un-

geduld nicht aushalten zu können. Die Liebe machte sie erfinderisch und gab ihr den Einfall an die Hand, mit der Mutter des jungen Mannes ein freundschaftliches Verhältniß anzubahnen. Dieses war nicht schwer. Die erste Einleitung dazu bildeten wirkliche oder vermeintliche Aufträge ihrer Gebieterin in Handwerksangelegenheiten, denn nach maurischem Gebrauch werden Bestellungen von Seiten arabischer Frauen nicht bei dem Handwerker selbst, sondern bei dessen weiblichen Angehörigen gemacht, da eine anständige Maurin weder einen Laden noch eine Werkstatt betreten darf.

Sora's Besuche bei der Gattin Kadurs wurden immer häufiger und bald hatte sie es dahin gebracht, als eine Freundin des Hauses ihres Geliebten angesehen zu werden. Mit diesem brachten sie freilich diese Besuche nie persönlich in Berührung, denn nach der strengen arabischen Sitte durfte der Sohn das Gemach seiner Mutter nur dann betreten, wenn diese allein war, nicht aber, wenn ein weiblicher Besuch bei ihr weilte. Aber die Tochter des Bey hatte die Genugthuung, durch ein kleines dichtvergittertes Fenster, welches den Harem von der Werkstatt trennte, ihren Geliebten täglich sehen und ihr Herz an seinem Anblick erlaben zu können.

Der Mutter Abd-er-Rahmans konnte es nicht lange ein Geheimniß bleiben, was für eine Leidenschaft ihr Sohn der jungen Besucherin eingeflößt hatte. Sie schwankte auch nicht lange darin, ob sie dieser Liebe entgegen sein, oder ob sie dieselbe begünstigen solle. Arabische Aeltern hegen gewöhnlich keinen andern Wunsch, als ihre Kinder so schnell wie möglich verheirathet zu sehen, um sie vor den Versuchungen des Junggesellenstandes zu bewahren. Diesen Wunsch empfand auch die Gattin Kadurs und die Tochter des Bey schien ihr zur Erfüllung desselben vom Schicksal unzweideutig prädestinirt.

So dauerte es nicht lange, bis sich das vertraulichste Einverständniß zwischen der Frau und dem Mädchen herstellte, welches den beiderseitigen Wunsch, die eheliche Verbindung Abd-er-Rahmans und Sora's verwirklicht zu sehen, zur Grundlage hatte.

Die Tochter des Bey machte also ihre ältere Freundin zur Vertrauten, indem sie dieser Alles erzählte, was zwischen ihr und dem Geliebten vorgegangen war. Sie sprach von seinen Erklärungen und zweifelte nicht, daß denselben bald ein Heirathsantrag folgen werde. Aber die Gattin Kadurs ward bald anderer Ansicht. Sie fand das Benehmen ihres Sohnes gar nicht im Einklange mit diesen vermeintlichen Erklärungen. Derselbe mußte davon wissen, wie oft Sora sein älterliches Haus besuche und daß in den Stunden dieses Besuches nur ein dünnes Holzgitter ihn von der Geliebten trenne, und doch machte er auch nicht im Geringsten Miene, sich ihr zu nähern, sei es auch nur, um ihren Anblick aus seinem Verstecke verstohlen genießen zu können. Das war mehr als die gewöhnliche Anstandspflicht, welche ein junger Liebhaber immer Mittel und Wege findet, zu umgehen. Das war Gleichgültigkeit. Von einer Liebe ihres Sohnes zu Sora, das wurde der Mutter bald klar, konnte nicht die Rede sein, so sehr sie selbst auch diese Liebe wünschte und so sehr Sora auf dieselbe einzugehen brannte.

Aber, wenn die Mutter von der Gleichgültigkeit ihres Sohnes für Sora bald überzeugt war, so entging ihr doch auch zugleich nicht, daß derselbe anderswo liebte und auch den Gegenstand dieser Liebe konnte sie nicht lange umhin zu errathen. So einverstanden sie aber mit ihres Sohnes allenfallsiger Neigung zu Sora oder zu irgend einer andern Tochter ihres Volkes gewesen sein würde, so sehr sah sie mit Schrecken die Leidenschaft Abd-er-Rahmans für die Französin.

In ihrer Naivetät (denn die unglücklichen Haremsgeschöpfe sind selbst im Alter stets Kinder) bildete sie sich ein, ihr Sohn werde die entsetzliche Ungläubige ihr bald in's Haus bringen, und mit schwerem Herzen sah sie dieser drohenden Schwiegertochter entgegen. Aber was wollte die Arme machen? Arabische Mütter haben auf ihre erwachsenen Söhne nur einen höchst beschränkten Einfluß. Sie mußte also eine müßige Zuschauerin bei dem ihr so unwillkommenen Drama bleiben. Freilich gab sie die Hoffnung nicht ganz auf und hütete sich zugleich wohl, die Entdeckung über den wahren Gegenstand der Liebe ihres Sohnes der in dieser Hinsicht gänzlich kurzsichtigen Tochter des Bey mitzutheilen.

Daß diese Entdeckung nicht grundlos war, das bewies die Standhaftigkeit, mit welcher der junge Handwerker tagtäglich seine Besuche im Hause Fräulein Julie's von Clavières wiederholte. In der ersten Zeit diente ihm bei diesen noch das Handwerk zum Vorwand, aber bald wurde dieser Vorwand bei Seite geschoben, und nun fand er sich als Freund oder beinahe schon als ein sich erklärender Anbeter bei der Französin ein. Seine Anfangs so große Schüchternheit fing allmählig an, einer gewissen Sicherheit im Benehmen zu weichen, und bald hatte er es dahin gebracht, daß diese Schüchternheit ihn immer seltener und nur in solchen Augenblicken überkam, wenn er einen besonders kecken und für seine Liebe förderndern Schritt im Auge hatte.

Das Benehmen der jungen Dame ihm gegenüber zeigte sich im höchsten Grade musterhaft. Sie gab ihm nie durch Worte eine Ermunterung, in seiner Liebhaberrolle auszuharren. Freilich stieß sie ihn auch nicht zurück und das war für den feurigen Anbeter schon genug, um darin ein Gutheißen seines Benehmens zu erblicken. Sie schien so vorurtheilslos, so gänzlich von Stolz und Standeshochmuth be-

freit, daß der bescheidene Handwerker allmählich Muth faßte, seine stumme Anbetung in eine beredte zu verwandeln.

An einem schönen Morgen faßte sich der junge Araber ein Herz und erklärte der angebeteten Französin unter den üblichen Kniebeugungen das volle Uebermaaß seiner feurigen Gefühle. Fräulein Julie schien in Verlegenheit, wie sie diese glühende Gefühlsergießung aufnehmen solle. Aber bald gab ihr der angeborene weibliche Tact ein glückliches Auskunftsmittel an die Hand. Sie benahm sich nun im höchsten Grade anständig und jungfräulich.

„Eine solche Erklärung", sprach sie, „wie Du eben die Kühnheit hattest, sie auszusprechen, würde mich von Einem, der mit unsern europäischen Sitten besser bekannt wäre, als Du, natürlich im höchsten Grade beleidigt haben. Aber von Dir kann ich so etwas nicht als Ernst auffassen und will es auch nicht als Ernst auffassen. Laß uns deßhalb nach wie vor Freunde bleiben und das Vorgefallene als nicht geschehen betrachten."

„Und kann und darf ich gar nichts hoffen?" fragte Abd-er-Rahman.

Hierauf gab die Dame keine Antwort, da sie aber gleich wieder anfing, in ihrer gewohnten freundlichen Weise, mit ihm weiter zu reden, so fühlte sich der Sohn Kadurs nicht entmuthigt, und obgleich sie nur von gleichgültigen Dingen sprach, so glaubte er doch in ihrem Benehmen eher eine Billigung seines Betragens, als das Gegentheil, zu erblicken.

Abd-er-Rahman ließ sich also in seiner Liebhaberrolle nicht irre machen. Er kehrte täglich mit neuen Erklärungen seiner Leidenschaft zum Angriff zurück und hatte die Genugthuung zu sehen, wie täglich die Vertheidigung schwächer und schwächer wurde, bis zuletzt ein völliger Sieg seine Standhaftigkeit krönte.

Auch in diesem ihrem allmähligen Nachgeben und endlicher Einwilligung hatte die Französin den höchsten Anstand gezeigt. Ja, es wollte fast scheinen, als habe sie darin eine große Kenntniß der Sitten des Volkes, dem ihr Liebhaber angehörte, an den Tag gelegt. Denn bei Arabern würde ein allzuschnelles Eingehen eines Mädchens auf die Anträge ihres Verehrers, wenn überhaupt eine Araberin jemals in den Fall kommen könnte, solche Anträge unmittelbar zu erhalten, auf ihre Anständigkeit das schlechteste Licht werfen. Aber allmählig den Erklärungen Gehör zu geben und zuletzt sich von ihnen gleichsam überwältigen zu lassen, das war ein Verhalten, vollkommen im Einklang mit den arabischen Anstandsbegriffen und zugleich klug darauf berechnet, dem Manne zu schmeicheln, welcher seinen endlichen Sieg seiner eignen geistigen Ueberlegenheit und seiner Ueberredungskunst zuschreiben konnte.

Von diesem Augenblicke an war Abd-er-Rahman der erklärte Liebhaber der Französin, nicht jedoch vor der Welt; diese schien beiden unwürdig, in ihr Herzensgeheimniß eingeweiht zu werden, und brauchte erst dann etwas davon zu erfahren, wann dasselbe durch die Ehe seine Besiegelung erhalten würde. Von diesem glücklichen Zeitpunkte, welcher beide für's Leben vereinigt sehen sollte, liebte Fräulein Julie von Clarières besonders oft zu sprechen. In solchen Augenblicken führte sie ungefähr folgende Sprache.

„Bald hoffe ich, o mein Geliebter, daß zwischen uns auch die letzte Schranke gefallen sein wird. Unsrer Verbindung wird hoffentlich in Kürze kein Hinderniß mehr im Wege stehen, wenn ich nur die nöthigen Papiere über meine Vermögensangelegenheiten aus Paris erhalten haben werde. Denn, obgleich ich bisher aus Zartgefühl Anstand nehmen mußte, mit Dir von solchen allzu materiellen Dingen zu

sprechen, so darf ich Dir doch nun nicht länger verhehlen, wie es mit diesen meinen Vermögensverhältnissen steht. Ich besitze genug, um uns beiden Zeitlebens ein sorgenfreies und angenehmes Leben zu sichern und Alles, was ich besitze, das wird vom Augenblick unsrer Verbindung an Dir mitangehören. Doch glaube ja nicht, daß ich in meinem Reichthum einen großen Vorzug erblicke oder daß ich etwa aus Geldstolz oder Ruhmsucht dessen Erwähnung gethan habe. Ich weiß wohl, daß Du in Deinem Familienadel und in Deinen vortrefflichen persönlichen Eigenschaften Vorzüge viel ernsterer Natur besitzest. Wenn ich des irdischen Tandes, welchen ich Dir zubringe, überhaupt Erwähnung gethan habe, so geschah dieses einestheils aus Pflicht, weil der Gatte wissen muß, was seine Frau ihr eigen nennt, andrentheils, weil ich mich persönlich so ganz nichtig fühle, daß selbst diese äußeren Vortheile, so gering sie auch vom höheren Standpunkt aus betrachtet sind, dennoch meiner Unbedeutendheit vielleicht einen gewissen Werth verleihen möchten und weil ich mich freue, Dir einen Schatz anbieten zu können, der in den Augen der Welt nicht verachtet wird, denn nur insofern, als ich ihn Dir darbringen kann, besitzt mein Reichthum einen Werth für mich."

Eine solche großmüthige Geringschätzung aller weltlichen Vortheile machte auf das selbst großmüthige Gemüth Abd-er-Rahmans einen tiefen Eindruck. Welch' eine Perle von einer Frau sollte er bald die seine nennen! Aber er wollte hinter ihrer Großmuth nicht zurückbleiben. Was jedoch besaß er? Was konnte er der Angebeteten als ein geringes Zeichen seines tiefgefühlten Dankes darbringen? Lange wollte ihm nichts in den Sinn kommen, denn in seinem väterlichen Hause sah es leer und öde aus. Endlich aber fielen ihm die Diamanten seines Großvaters ein. Freilich waren diese Diamanten falsch, aber selbst als Nachahmungen besaßen sie einen

gewissen, wenn auch verhältnißmäßig sehr geringen Werth. Und, so dachte er, wäre auch dieser Werth noch so gering, so würden sie doch seinen Dank beredt verkünden aus dem Grunde, weil sie seine einzige Habe, sein letztes Familiengut ausmachten. Er bot deßhalb seiner Geliebten mit den demüthigsten Worten diese seine armselige Habe an.

Fräulein Julie von Clavières gab auf dieses Anerbieten ungefähr folgende Antwort:

„Glaube nicht, mein Geliebter, daß ich Deine Gabe geringschätze, weil sie nicht aus ächten Edelsteinen besteht. In meinem Vaterlande werden falsche Diamanten oft von den vornehmsten und reichsten Damen und gerade deßhalb von den vornehmsten und reichsten Damen getragen, weil bei ihnen Niemand an der Aechtheit zweifelt, da die Welt wohl weiß, daß jene Frauen die Mittel besitzen, sich ächte Steine anzuschaffen. Ich könnte deßhalb sehr gut Dein großmüthiges Geschenk, denn in Deinem Falle ist es wirklich ein großmüthiges Geschenk, annehmen, und mich mit den falschen Diamanten schmücken, welche gewiß Jedermann bei mir für ächt halten würde. Ja es ist mir sogar lieber, daß Deine Diamanten falsch sind, denn, wären sie ächt, so würdest Du in Vermögensverhältnissen über mir stehen und mein Eingehen auf Deinen Antrag würde dann im höchsten Grade interessirt erscheinen. Wenn ich Dein edelmüthiges Anerbieten ausschlage, so geschieht dieses nur deßhalb, weil diese Diamanten ein Andenken Deines Großvaters und Vaters sind und folglich für Deine Familie den Werth von Reliquien besitzen, deren Euch beraubt zu haben, ich mir niemals verzeihen könnte."

Der Enkel des Pascha ward durch diesen neuen Beweis von Uneigennützigkeit womöglich noch mehr für die junge Französin eingenommen. Aber er hielt ihre abschlägige Antwort auf das Anerbieten seines Geschenkes nicht für unwider-

ruflich. Unter seinen Landsleuten ist es Sitte, daß Jedermann, dem ein Geschenk angeboten wird, sich Anfangs mit Händen und Füßen dagegen sträubt, um sich allmählig erweichen zu lassen und schließlich doch nachzugeben. Mit europäischen Sitten unbekannt, beurtheilte er das Widerstreben seiner Geliebten ebenfalls von diesem Standpunkte aus und kehrte deßhalb, wie früher mit seinem Liebesantrag, dießmal mit seiner Geschenksanerbietung täglich zum Angriff zurück. Aber umsonst, Fräulein Julie schien in ihrem Widerstreben zu verharren. Ein edler Wettstreit der Großmüthigkeit fand nun eine Zeitlang zwischen dem Jüngling und seiner Geliebten Statt. Täglich bot der junge Mann seine Kleinodien zum Geschenk, täglich wurde diese großmüthige Gabe zurückgewiesen.

Eines Tages führte jedoch ein Zufall einen Wendepunkt in diesem edlen Wettstreit herbei. Fräulein Julie, welche es sich zur Aufgabe setzte, so viel als möglich von dem arabischen Leben und Treiben, wie dasselbe sich sowohl in gewöhnlichen Zeiten als bei festlichen Gelegenheiten darbietet, zu sehen, hatte eine Einladung zu einer maurischen Hochzeit erhalten. Als sie im Gespräch mit ihrem Liebhaber dieser Einladung Erwähnung that und zugleich ihren Wunsch äußerte, im Kreise aller dieser orientalisch gekleideten Frauen, selbst im orientalischen Costüm zu erscheinen, da machte Abd-er-Rahman von dieser Gelegenheit den geschicktesten Gebrauch, um sie jetzt zur Annahme seines Geschenkes zu bewegen.

„Alle arabischen Frauen", so stellte er ihr vor, „pflegen bei solchen feierlichen Gelegenheiten mit Edelsteinen und Diamanten beinahe überdeckt zu erscheinen, denn sogar diejenigen, welche nicht selbst solche Kostbarkeiten besitzen, leihen sie zu diesem Zwecke von andern. Auch Du kannst Dich nicht, wenn Du das orientalische Festcostüm vollständig tragen willst, ohne einen Diamantenschmuck zeigen, und Du wirst

gewiß keinen schöneren finden, als den, welchen ich Dir schon lange zum Geschenk anbiete, welcher, obgleich er falsch ist, doch, wenn Du ihn trägst, gewiß für ächt gehalten werden und Dir die allgemeine Bewunderung eintragen wird."

Diesen stürmischen Bitten sah sich Fräulein Julie von Clavières endlich genöthigt nachzugeben. Nur hatte sie ein Bedenken, ein kleines unschuldiges Bedenken, welches übrigens vom juristischen Standpunkt aus vielleicht zu entschuldigen war.

„Wie aber", so fragte sie, „wenn auch mir der Vorwurf gemacht werden sollte, daß ich die Diamanten nur geliehen habe, wie so viele arabische Frauen? Ein solcher Vorwurf wäre eine ewige Schande und ich könnte denselben nur dann zu nichte machen, wenn ich eine Urkunde über die Schenkung der Diamanten besäße."

„Diese Urkunde sollst Du haben!" rief der glückliche Abd-er-Rahman, welcher, obgleich ihm dieser letztere Wunsch seiner Geliebten doch einen etwas gar zu übertriebenen Ehrenscrupel zu offenbaren schien, dennoch in Seligkeit bei dem Gedanken schwamm, daß er endlich seinen Zweck erreicht und die Schöne zur Annahme seines Geschenkes bewogen hatte.

An demselben Abend brachte der Enkel des Pascha die Diamanten seines Großvaters, das theuerste Kleinod seiner Familie, den letzten Hoffnungsanker des langjährigen Elends seines Vaters, der Französin in's Haus. Diese empfing ihn wie immer äußerst freundlich. Der junge Araber stürzte ihr in seinem Liebestaumel zu Füßen und fand eine besondere Genugthuung darin, ihr das Geschenk in knieender Stellung, wie ein Götzendiener seinem Abgott sein Opfer bietet, darzubringen. Auch die Urkunde über die Schenkung hatte er nicht vergessen und in dieselbe sogar auf einen Wink hin, welcher ihm von seiner Geliebten gegeben worden war, die merkwürdige und bedeutungsvolle Clausel eintragen lassen,

daß diese jetzt für falsch gehaltenen Diamanten, selbst in dem Falle, daß sie wider alles Erwarten dennoch nach genauerer Prüfung für ächt befunden werden sollten, als das Eigenthum der Fräulein Julie von Clavières anzusehen seien. Soweit hatte sich also der verblendete Jüngling von seinem Liebestaumel hinreißen lassen, daß er das, was eigentlich gar nicht sein Eigenthum, sondern das Eigenthum seines Vaters war, aufopferte, ja daß er die Absicht hegte, noch mehr aufzuopfern, als er sich bewußt war, zu besitzen, denn er glaubte falsche Diamanten zu schenken, und sprach doch seine ernste und aufrichtige Absicht aus, dieselben, selbst wenn sie ächt wären, ebenfalls hinzuopfern.

Als die Französin wieder allein war, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als die beiden Schmuckkästchen zu öffnen, um sich von der Falschheit oder möglicherweise von der Aechtheit der Diamanten zu überzeugen, was ihr nicht schwer werden konnte, da sie es in der Beurtheilung von Edelsteinen so weit gebracht hatte, wie der geübteteste Juwelier. Wie sie sich einen solchen Kennerblick angeeignet, ob sie eigens für diesen jetzt endlich realisirten Fall ihre Studien gemacht hatte, darüber wird der Leser so bald aufgeklärt werden, daß es überflüssig wäre, es jetzt schon zu erklären. Jedenfalls waren ihre Studien nicht umsonst gewesen, sie besaß in der Beurtheilung von wahren oder falschen Diamanten einen Kennerblick, den nichts zu täuschen vermochte. Diesen Kennerblick zu bethätigen, war jetzt die langersehnte Gelegenheit gekommen.

Sie öffnete also die beiden Schmuckkästchen. Zuerst kam die Reihe an das grüne Etui. Aber kaum hatte sie den Deckel desselben in die Höhe gehoben, als sie ihn auch wieder mit einem Ausdruck der Verachtung fallen ließ. Der im grünen Futteral enthaltene Schmuck war so falsch, als er nur sein konnte. Dann nahm sie das rothe Schmuckkästchen

in die Hand. Sie zögerte einen Augenblick, ehe sie es öffnete, wie wenn sie sich nicht zu schnell eine Enttäuschung verschaffen, und wie wenn sie sich auf diese Enttäuschung erst vorbereiten wollte. Dann hob sie langsam und bedächtig den Deckel in die Höhe, zog den Athem an und betrachtete mit gespanntester Aufmerksamkeit den Inhalt des rothen Schmuckkästchens. Aber kaum hatte sie ihre Blicke auf diesen Inhalt geworfen, als sie einen Freudenschrei ausstieß. Die Entdeckung, welche sie da gemacht hatte, überstieg offenbar ihre kühnste Erwartung. Sie war vor Jubel und Freude beinahe außer sich.

Aber Fräulein Julie von Clavières war eine höchst vernünftige junge Dame. So groß auch ihre freudige Ueberraschung sein mochte, welch' einen süßen Siegestriumph sie auch feierte, so sagte sie sich doch bald, ähnlich wie ein kluger Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht, daß es besser sei, den Sieg mit Bedachtsamkeit auszubeuten, als sich dem Freudentaumel über dieses glückliche Ereigniß blindlings zu überlassen. Deßhalb hegte sie nun keinen andern Gedanken, als die Kostbarkeiten, welche eine glückliche Verkettung der Umstände in ihre Hände geführt hatte, vor allen Feinden zu sichern, welche ihr dieselben streitig machen konnten. Solche Feinde oder vielmehr einen solchen Feind schien sie aber zu besitzen, und da dieser Feind in Algier weilte, so kam ihr nichts gerathener vor, als diese schöne Stadt auf der Stelle mit ihren Kleinodien zu verlassen. Sie wußte, daß am folgenden Morgen ein Dampfschiff nach Marseille abgehen würde, und dieses beschloß sie zu ihrer Abreise zu benutzen. Wie, wenn aber der Feind durch seine Spione von ihrem Plane in Kenntniß gesetzt werden sollte? Und selbst wenn er von ihrem Reiseplane nichts erfahren würde, mußte er diesen nicht errathen, so bald er sie im Besitze der Diamanten wissen konnte? Dieser Besitz aber konnte ihm nicht lange

verborgen bleiben, seine Spione mußten ihm unfehlbar von der Urkundeausstellung, welche nicht ohne gerichtliche Zeugen stattfand, Nachricht geben. Diesem Feinde mußte sie jetzt schon, heute Abend schon entrinnen. Morgen früh war es vielleicht, ja wahrscheinlichst schon zu spät.

Durch diese Betrachtungen kam sie bald zu dem festen Entschluß, auf der Stelle mit ihren Diamanten die Flucht zu ergreifen, und sich mit denselben die Nacht über in irgend einem Miethhause der Stadt zu verbergen, um am andern Morgen das Schiff zur Abreise zu benutzen.

Dieser Entschluß war kaum gefaßt, als sie auch schon zu dessen Ausführung schritt. Ihr Plan machte es nöthig, daß sie nicht nur ihre Dienerschaft in völliger Unwissenheit über denselben lassen, daß sie Niemanden, selbst Sora nicht, mit sich nehmen, sondern auch, daß sie ihr sämmtliches Gepäck, ihre schöne, reiche Garderobe, ihre werthvollen Möbel, Alles in Algier, um es vielleicht für immer zu verlieren, zurücklassen mußte. Aber das war ihr gleichgültig. Besaß sie nicht einen viel werthvolleren Schatz, der sie zu einer steinreichen Frau machen sollte, der sie jetzt schon dazu machte? Nur wenige Schmucksachen und Kostbarkeiten beschloß sie mitzunehmen. Sie schob dieselben, sowie die beiden von Abd-er-Rahman geschenkten Schmuckkästchen in einen kleinen Nachtsack, hing einen großen Shawl um, welcher bestimmt war, die Reisetasche zu verbergen, und eilte die Treppe hinunter. Noch ein Schritt, so war sie auf der Straße und außer dem Bereich des gefürchteten Feindes.

Als sie aber eben im Begriff stand, die Schwelle ihres Hauses zu überschreiten, da fühlte sie sich plötzlich von zwei männlichen Armen festgehalten und eine wohlbekannte Stimme rief ihr in's Ohr:

„Du vergißt unsere Uebereinkunft, Margot, Du vergißt,

daß Du nicht für Dich allein gearbeitet hast, und daß Du nur mein Werkzeug zur Verwirklichung meines Planes gewesen bist. Nun, da dieser Plan gelungen ist und Du dessen goldene Früchte in der Hand trägst, glaubst Du mir dieselben vor dem Munde wegschnappen zu können. Aber Du irrst Dich. Du weißt, welche Gewalt mir über Dich zu Gebote steht, Du weißt, daß ich Dich auf der Stelle Deiner in Frankreich begangenen Vergehen wegen der Polizei übergeben kann und dann kehrst Du wieder in das Strafhaus zurück, aus welchem ich Dich nur deßhalb befreit habe, um Dich meinem Plane dienstbar zu machen. Noch ein Versuch, Dich mir zu widersetzen, und ich verwirkliche meine Drohung und Fräulein Julie von Clavières, alias Margot, alias die Diebin, alias die Fälscherin wandert wieder in ihr Gefängniß zurück."

Diese Worte schienen auf die junge Französin einen niederschmetternden Eindruck zu machen. Auf einmal hatte sie alles Selbstvertrauen, alle Energie verloren, und folgte, wie ein willenloses Geschöpf, dem geheimnißvollen Manne, welcher über sie einen so gebieterischen Einfluß auszuüben schien.

Derselbe führte sie in ihr Zimmer zurück. Kaum dort angekommen, fiel sie dem Gebieter ihres Schicksals mit dem Mienenspiel der vollkommensten Zerknirschung zu Füßen und rief:

„Gnade! Jehuda! Gnade! Mein alter Instinkt ist einen Augenblick wieder zurückgekehrt und hat mich soweit verblendet, daß ich glaubte, selbst Dich hintergehen zu können. Aber nun sehe ich wohl ein, daß ich vollkommen in Deiner Gewalt bin, und daß es mein höchstes Interesse ist, nur Deinem Willen gemäß zu handeln. Darum, wenn Du mir noch diesesmal verzeihen willst, so wirst Du in mir in Zukunft stets Deine unterthänigste Sklavin finden."

Meine Leser wissen nun den Namen des Mannes, wel-

cher über Fräulein Julie von Clavières oder vielmehr Margot, wie wir sie von nun an mit ihrem wirklichen Namen nennen wollen, einen so gebieterischen Einfluß ausübte. Dieser Mann war in der That Niemand anders, als unser alter Bekannter Jehuda ben Saken, welcher sich der schlauen, verschmitzten Französin bedient hatte, um den jungen Abd-er-Rahman die Diamanten abzulisten. Diese List war gelungen, das hatte der Jude zuerst durch seine Spione erfahren. Darauf war er schnell herbeigeeilt, einestheils, weil er seiner Mitschuldigen nicht traute, andrentheils, weil er vor Begierde brannte, die Diamanten in Augenschein zu nehmen. Diese letztere Begierde beherrschte ihn auch jetzt dergestalt, daß er den Bitten Margots kaum Gehör schenkte, sondern vor Ungeduld ausrief:

„Ob ich Dir verzeihen werde oder nicht, das soll die Zukunft zeigen. Einstweilen befehle ich Dir, mir den Nachtsack herauszugeben, welchen Du da unter Deinem Shawle umsonst zu verstecken suchst. Da Du ihn auf Deiner Flucht mitnehmen wolltest, so muß er das enthalten, was ich suche.“

Margot gehorchte ohne Widerstreben und Jehuda schwelgte bald im Anblick der Diamanten, das heißt, er schwelgte innerlich, sein Busen labte sich im Thaue der süßesten Wollust des befriedigten Erwerbstriebs, aber sein Angesicht verrieth auch mit keiner Miene diese innerliche Befriedigung. Im Gegentheil dasselbe nahm bald einen verächtlichen Ausdruck an und mit einem Achselzucken rief er:

„Die Sache ist beendet. Es ist so, wie ich glaubte oder vielmehr befürchtete. Die französische Behörde ist nicht hintergangen worden. Der doppelte Schmuck ist falsch!“

Als Margot diese Worte vernahm, da erwachte ihr eben noch bethätigter, einen Augenblick unterdrückter rebellischer

Sinn von Neuem. Sie fuhr plötzlich wie eine verwundete Löwin empor und rief:

„Das lügst Du! Und Du weißt sehr wohl, daß Du lügst, Jehuda. Ich kenne Diamanten so gut, wie Du, und ich weiß, daß der eine Schmuck ächt ist und einen sehr hohen Werth besitzt. Glaube nicht, daß Du mich betrügen kannst, indem Du mir die ächten Diamanten für falsch ausgiebst, um mir meinen Antheil an dem Gewinn zu rauben."

„Was sind das für Reden?" erwiderte ben Saken, „wagst Du es, mir zu trotzen? Kann ich Dich nicht jeden Augenblick den Gerichten überliefern? und dann bleibe ich doch der alleinige Besitzer der Diamanten, mögen dieselben nun ächt oder falsch sein."

„Das kannst Du!" entgegnete Margot, „aber Du irrst, wenn Du glaubst, dann die Diamanten behalten zu können. Die ächten Diamanten sind das Eigenthum der Regierung, welcher sie bisher durch die List der Araber vorenthalten wurden. Wenn Du mich denuncirst, dann gebe ich Dich als den Dieb des Eigenthums der Regierung an und dann steht Dir noch härtere Strafe bevor, als mir."

Jehuda ben Saken sah ein, daß, wenn er seinerseits die Französin in seiner Gewalt hatte, dieser ihrerseits eine nicht unbedeutende Macht über ihn selbst zustand. Er konnte sie den Gefängnissen ausliefern, aber sie konnte ihn den Gerichten überantworten. So besaß jede dieser beiden häßlichen Seelen einen Hebel, mit welchem sie das Schicksal der andern lenken konnte. Aber Jehuda war ein praktischer Mann. Er faßte sich schnell in das Unvermeidliche und, da er die Diamanten nicht allein besitzen konnte, so beschloß er aus der Noth eine Tugend zu machen, und sich durch einen geschickten Kniff mit Margot völlig auszusöhnen, um später eine günstige Gelegenheit abzuwarten, sich den Löwentheil an dem Erwor-

benen anzueignen. Deßhalb stellte er sich auf einmal, als ob er sich vorhin geirrt habe, und sagte:

„Wenn Du behauptest, daß der eine Schmuck ächt ist, so muß ich, da ich weiß, wie sehr Du Kennerin bist, annehmen, daß meine verwünschte Kurzsichtigkeit mir bei der Prüfung der Steine einen schlimmen Streich gespielt hat. Ich will sie deßhalb genauer mit meiner Brille examiniren und sehen, ob Du wirklich Recht hast."

Jetzt stellte sich Jehuda, als beobachte, prüfe und examinire er die Diamanten noch einmal auf's Genaueste, obgleich er schon lange wußte, was er in Betreff derselben zu glauben habe. Diesesmal begnügte sich seine Freude über die Aechtheit der Edelsteine nicht damit, sein Inneres zu erhellen, sondern sie strahlte auf seinem Angesicht in dem süßesten Triumpheslächeln wieder. Endlich rief er wie begeistert:

„Ja, Du hast Recht gehabt, Margot. Und ich habe Dich meiner harten Worte wegen um Verzeihung zu bitten. Du hast Recht gehabt! Diese Diamanten sind wirklich ächt! Es sind dieselben Diamanten, welche ich vor dreißig Jahren für den damals herrschenden Pascha von Algier in Paris kaufte und die zwei Millionen gekostet haben. Welch' ein herrlicher Gedanke, daß diese Edelsteine nun mein sind, daß sie nun demjenigen angehören, welcher um ihretwillen die Folterqual gelitten, welcher Zeitlebens nach ihrem Besitze gestrebt und hundert Pläne geschmiedet hat, um zu demselben zu gelangen. Welche Gerechtigkeit des Schicksals, daß dieses nun mir jenen Schatz ausgeliefert hat, um dessenwillen die hochmüthige und grausame Pascha'sgattin mich mein Märtyrerthum leiden ließ. Der Enkel des Pascha's schmachtet jetzt im Elend und ich, der vielverachtete, gemarterte Jude besitze das Erbgut seiner Familie!"

„Du nicht allein! Wir sind Beide gemeinschaftlich

Besitzer der Diamanten!“ unterbrach die Französin die exstatischen Worte des Juden.

„Natürlich! natürlich!“ so verbesserte der Jude seine Worte. „Die Diamanten gehören uns gemeinschaftlich, oder vielmehr Du und ich, wir bilden nur eine einzige juristische Persönlichkeit. Du weißt, wie sehr ich Dir wohl will und Du hast gewiß nicht meine vermeintlichen Drohungen für Ernst gehalten. Nein, dazu bist Du viel zu vernünftig. Ich will Dir aber zeigen, wie sehr Dein Wohl mir am Herzen liegt. Diese Diamanten gehören Dir zwar jetzt zur Hälfte, ich will aber, daß sie oder ihr Geldeswerth Dir schließlich ganz gehören soll. Höre meinen Plan an, den ich zu unserm beiderseitigen Besten geschmiedet habe. Morgen reisen wir zusammen nach Marseille, von da nach Paris und London und verkaufen in derjenigen Stadt die Diamanten, wo uns der beste Preis dafür geboten wird. Dann nehme ich Dich mit mir nach Gibraltar, wo ich Dich mit meinem Sohn verheirathe, der natürlich nach meinem Tode mein Vermögen erben wird. Auf diese Weise wirst Du schließlich noch die Herrin des vollen Erlöses der Diamanten Ali Chodscha Pascha's werden.“

Ob die Französin an die Aufrichtigkeit ihres Mitschuldigen glaubte oder nicht, jedenfalls war es in ihrem Interesse, sich einstweilen als überzeugt zu stellen. So erfolgte denn eine vollkommene, wirkliche oder vermeintliche, Aussöhnung zwischen dem weiblichen und dem männlichen Spitzbuben und Beide gelobten sich in den freundschaftlichsten Ausdrücken ewige Treue. Als diese zärtliche Scene beendet war, nahm Jehuda das Wort:

„Aber da fällt mir ein“, rief er, „Du kannst Dich mit meinem Sohne nicht verloben, wenn Du Deinem bisherigen Bräutigam, dem dummen Araber, nicht vorher abgeschrieben hast.“

„Wozu ist das nöthig?“ fragte Margot, „der Araber wird auch ohne ein Schreiben merken, daß er betrogen ist. Von Dir hätte ich einen solchen Scrupel nicht erwartet.“

„Es ist auch kein Scrupel“, entgegnete Jehuda. „Es ist nur eine kleine Genugthuung jener Rache, welche ich der ganzen Familie Ali Chodscha Pascha's geschworen habe. Du wirst mir den Liebesdienst nicht verweigern, diesen Brief an den Sohn Kadurs zu schreiben, welchen ich Dir übrigens dictiren und Dir so alle Mühe ersparen will, ihn selbst zu verfassen.“

Margot hatte keinen Grund, ihrem Verbündeten diesen Gefallen zu verweigern. Sie setzte sich also zum Schreiben hin und der Jude dictirte ihr Folgendes:

„O Erwählter meines Herzens! Erlaube mir Dich noch scherzeshalber so zu nennen, obgleich Dir der Inhalt dieser Zeilen sagen wird, daß Du aufgehört hast, es zu sein. Ja, Du hast aufgehört mein Geliebter zu sein, oder vielmehr, Du bist es niemals gewesen. Du bildetest Dir ein, daß eine hochcivilisirte Französin sich in Wirklichkeit so weit herablassen könne, mit einem unwissenden, rohen Araber ein ernstes Verhältniß einzugehen. Wisse aber nun, daß mein ganzes Benehmen Dir gegenüber nur das Resultat einer Wette war. Einige meiner Landsleute hatten behauptet, daß es schwer, ja unmöglich für eine Französin sein würde, einen Araber dergestalt in sich verliebt zu machen, daß er ihr gegenüber zu dem Opfer seiner sämmtlichen Habe bereit wäre. Ich wettete das Gegentheil und nun habe ich meine Wette gewonnen, indem ich Dir dergestalt den Kopf verdrehte, daß Du mir das Kleinod Deiner Familie aufopfertest, die Diamanten, welche, obgleich sie falsch waren, dennoch für Deine Familie einen gewissen Werth besaßen. Dieser Werth ist freilich nur eingebildet, denn die Edelsteine sind wirklich so

falsch, wie sie nur sein können. Auch würde ich sie Dir zurückschicken, wenn sie mir nicht als Beweisstücke, daß ich meine Wette gewonnen habe, nöthig wären. Für diese elenden falschen Steine sage ich Dir keinen Dank, wohl aber dafür, daß Du mir zum Gewinnen meiner Wette behülflich warst. Und hiermit wünsche ich Dir alle nur mögliche Glücksfülle. Mögen tausend und ein Kameele auf Deinem Landgute weiden, möge der Gesang der Nachtigall nie in Deinen Hainen und der Duft der Rosen nie in Deinem Garten aufhören.

Julie von Clavières."

Der Jude hatte in seinem raffinirten Rachegefühl am Schlusse dieses Briefes genau dieselben Worte gebraucht, welche ihm einst von Kadur zugerufen worden waren. Um diese Rache noch raffinirter zu machen, so beschloß er, das zärtliche Absageschreiben durch Sora überbringen zu lassen, denn seinem Scharfblick war nicht entgangen, daß diese für den Sohn Kadurs eine unglückliche Leidenschaft empfand. Diese Liebe möchte sie vielleicht in einem so effectvollen Augenblick, wie der zu werden versprach, in welchem Abd-er-Rahman den Verrath Margots erfahren würde, verrathen und dadurch dem Sohne Kadurs doppelt lästig werden.

Diesen schönen Plan auszuführen, eilte er, die Tochter des Bey herbeizurufen. Dieselbe war nicht fern. In der That war sie näher, als dem Juden lieb sein konnte, denn sie stand vor der Zimmerthür und hatte das ganze Gespräch den Sakens mit Margot angehört. Mit Staunen hatte sie von der Aechtheit der von ganz Algier und selbst von der französischen Behörde für falsch erklärten Diamanten vernommen. Sora hatte, wie alle Araber, einen so hohen Respect vor der Klugheit der französischen Behörden, daß es Anfangs gar nicht in ihren Kopf hinein wollte, daß diese Behörden sich hatten hintergehen lassen. Es mußte in der That Jeder-

mann unbegreiflich scheinen, wie sich die Behörde auf eine so grobe Weise hatte täuschen lassen. Aber noch viel seltsamer hätte es demjenigen vorkommen müssen, welcher mit der Wahrheit vertraut gewesen wäre, nämlich mit der Wahrheit, daß die Behörde sich in der That nicht geirrt, daß sie wirklich nur falsche Diamanten in ihren Händen gehabt hatte, und mit der andern Wahrheit, daß die Diamanten, welche jetzt Jehuda besaß, der unzweifelhafte ächte Schmuck Ali Chodscha Pascha's waren. Diese Räthsel aufzulösen, wird bald der Zeitpunkt gekommen sein.

Das Seltsamste war, daß die Wahrheit in Betreff der Diamanten für Jedermann ein Räthsel geblieben war, für Jedermann, außer vielleicht für einen einzigen Menschen, dessen gestörter Geist aber ihr keinen Ausdruck geben konnte. Außer diesem Menschen gab es noch eine einzige Person, welche eines der Geheimnisse in Betreff der Diamanten entdeckt hatte und diese Person war Sora. Aber selbst ihre Entdeckung, mit welcher wir uns bald zu beschäftigen haben werden, war nicht so weit gegangen, daß sie wissen konnte, daß es wirklich einen ächten Schmuck aus dem Nachlaß Ali Chodscha Pascha's gäbe. Sprachlos vor Staunen vernahm sie deßhalb aus dem Munde des Juden und der Französin die unzweifelhafte Behauptung von der Aechtheit der Diamanten.

Als Jehuda die Thür öffnete und die Tochter des Bey so dicht vor derselben stehend fand, da machte er es fast wie Bertram in Robert dem Teufel, wenn er die junge Pilgerin ausfragt: „Sahst Du nichts?“ „Hörtest Du nichts?“ Aber Sora spielte mit solcher Natürlichkeit die Rolle der Unschuld, daß selbst der verschmitzte ben Saken dadurch getäuscht wurde. Dieser gab ihr also den Brief an Abd-er-Rahman, indem er ihr jedoch wohl einschärfte, denselben erst am folgenden

Tage zu übergeben und heute nicht mehr aus dem Hause zu gehen.

Darauf begab sich Jehuda ben Saken zu Margot in's Zimmer zurück, denn er wollte dieselbe von nun an keinen Augenblick mehr verlassen. Trotz ihrer vermeintlichen Aussöhnung, trauten nämlich Margot und Jehuda einander so wenig, daß kein Theil den andern mit den Diamanten allein lassen wollte. Sie beschlossen deßhalb, die Nacht in einem und demselben Zimmer zuzubringen. Dort schlossen sie sich ein und schienen sich einander mit prüfenden Blicken zu mustern, um zu sehen, wer zuerst von beiden dem Schlummergotte in die Arme sinken würde.

Sora zog sich dem erhaltenen Befehle gemäß auf ihr Zimmerchen zurück, um dort der Ruhe zu pflegen, da ihre Herrin den Abend über ihrer Dienste nicht mehr bedurfte. Aber sei es, weil der Schlummer sie floh und ihre jugendliche Lebhaftigkeit sie ungeduldig machte, sei es der aufregende Eindruck des Gehörten, sie fühlte sich so beengt, so beklommen in diesem Gemach, daß sie auf Mittel und Wege sann, sich eine kleine Abwechslung zu verschaffen. Wie wenn sie dem Verbot zum Trotz dennoch auf die Straße eilte und dort versuchte, ob die frische Luft ihrem aufgeregten Köpfchen nicht wohlthun und die ersehnte Schläfrigkeit herbeiführen würde? Zur Thüre konnte sie freilich nicht hinaus. Dieselbe hatte Jehuda verschlossen. Aber da blieb das Fenster. Gedacht, gethan; mit einem Sprunge war die Tochter des Bey im Freien. Dann eilte sie die bereits nächtlich verlassenen Straßen hindurch. Aber es schien, als ob die Luft sie selbst in den Straßen beenge. Wie, wenn sie es einmal mit der Landluft versuchte und an einer einsamen Stelle vor den Thoren Algiers lustwandelte?

Da Algier keine ausgedehnte Stadt ist, so war dieser

Vorsatz in einer Viertelstunde ausgeführt. Sie überschritt die nun beinahe gänzlich zerstörten Stadtmauern an jener Stelle, wo das schöne zierliche Grabmausoleum des arabischen Heiligen, Sidi Abd-er-Rahman el Tsaalebi an dieselben angränzt. Vom ersten Mondsviertel matt beschienen, lag das reizende Mausoleum mit seiner silbernen Kuppel, seinem feinen, kunstvollen Minaret und den schlanken es umkränzenden Palmen da. Es war ein erhebender Anblick und doppelt erhebend die hehre Einsamkeit, welche an der geweihten Stätte herrschte. Keine menschliche Seele regte sich weit und breit, kein Ton ließ sich vernehmen, — kein Ton außer eine matte, beinahe röchelnde Stimme, welche geheiligte Worte aussprach. War es eine menschliche Stimme oder war es der Genius des Ortes, welcher sich auf geheimnißvolle, kaum hörbare Weise vernehmen ließ? Sora sah sich um, aber lange konnte sie nichts gewahren. Endlich entdeckte sie in einer Mauerecke eine graulichweiße Masse, welche wie ein zusammengerollter arabischer Burnus aussah. Sie eilte hinzu und erblickte eine Jammergestalt, einen Greis, mager und abgezehrt und in Lumpen gehüllt. Aber dieser Greis schien sein Elend nicht zu fühlen, im Gegentheil er stammelte Dankesworte für die innerliche Glückseligkeit, welche ihm Allah verliehen hatte. Sora merkte bald, daß sie es mit einem jener bettelhaften Heiligen zu thun habe, für welche ihr Volk eine so große Verehrung an den Tag legt. Auch sie empfand in diesem Augenblick diese Verehrung und mit demüthiger Geberde näherte sie sich dem Greise und bat um seinen Segen.

Dann beugte sie sich ganz zu dem am Boden Kauernden danieder und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Waren diese Worte eine Art von Beichte, waren sie eine Herzensergießung? Der Greis schien ihren Sinn lange nicht verstehen zu können. Frage folgte auf Frage, Antwort folgte

auf Antwort, kurz ein lebhafter Austausch flüsternder Töne fand zwischen den Beiden statt. Es war, als wolle sie dem Greise etwas begreiflich machen, was dessen Fassungsvermögen überstieg. Endlich jedoch schien sie ihren Zweck erreicht zu haben. Das Auge des Bettlers nahm einen lichteren Ausdruck an, seine Antworten wurden gemessener und offenbar für die junge Araberin befriedigender. Diese Zufriedenheit erreichte ihren Gipfelpunkt, als der Heilige nun aus seinem Burnus einen Gegenstand hervornahm, welchen Sora schnell in ihren Gewanden verbarg und mit ihm davoneilte. Was war dieser Gegenstand? War es ein geheiligter Talisman, wie ihn religiöse Persönlichkeiten ihren Verehrern zu übergeben pflegen. Dieß Geheimniß soll uns bald gelöst werden.

Die Tochter des Bey lenkte nun ihre Schritte in die Stadt und nach dem Hause ihrer Gebieterin zurück, in welches sie auf dieselbe Art wieder hineinkam, auf welche sie es verlassen hatte. Aber auch diesesmal wollte der Schlummer ihre Augenlider nicht heimsuchen. Der Eindruck dessen, was sie heute Abend vernommen hatte, die Entdeckung der Aechtheit der Diamanten ließ ihr keine Ruhe. Wie alle Töchter ihres Volkes, so war auch sie im höchsten Grade in alle Schmucksachen und namentlich in recht glänzende, funkelnde Schmucksachen verliebt, und, wenn sie solche auch nicht selbst besitzen konnte, so schien es ihr schon eine große Genugthuung, dergleichen wenigstens in Augenschein nehmen zu können. Sie mußte die Diamanten sehen! Dieser Gedanke quälte sie unaufhörlich. Sie mußte sie heute Abend noch sehen, denn morgen schon würde es zu spät sein, das wußte sie, weil sie die Absicht ihrer Herrin, am Morgen Algier zu verlassen, aus dem überlauschten Gespräche vernommen hatte. Wie sollte sie dieses aber anfangen? Abwarten, bis ihre Ge-

bieterin und deren Gefährte schliefen, das würde ihre Absicht nicht fördern, da sich Beide im Zimmer wohleingeschlossen hatten. Endlich verfiel sie auf einen gewagten und gefährlichen Plan, den sie mit jugendlicher Raschheit und kindischem Leichtsinn ausführte.

Die Ausführung dieses Plans bestand darin, daß sie eine Fackel nahm und damit die Vorhänge, welche in arabischen Häusern die nach dem innern Hofe gehenden Fenster außerhalb schmücken, anzündete. Sie wählte die äußeren Vorhänge desjenigen Zimmers, welches von dem ihrer Herrin am Entferntesten war, so daß diese die Brandstiftung so bald nicht gewahren würde. Dann sprang sie wieder auf die Straße und schrie aus voller Kehle so lange; „Feuer! Feuer!" bis ihr Ruf einige verspätete Straßengänger und die Polizei herbeigelockt hatte. Die Anwesenheit dieser letzteren besonders war ihr erwünscht, denn sie wußte, daß dieselbe sich mit Gewalt Einlaß in's Haus verschaffen würde.

Jehuda und Margot wurden plötzlich durch einen fürchterlichen Lärm und ein starkes Klopfen an der Hausthüre aufgeschreckt. Beide eilten hinunter, um zu sehen, was vorgehe. Aber, ehe sie noch zur Thüre gelangten, war diese von der ungeduldigen Polizei gesprengt worden und die inzwischen angewachsene Volksmenge ergoß sich in das nunmehr geöffnete Haus. Auch einige Pompiers hatten sich eingefunden und diese organisirten schnell die Löschung der beginnenden, noch unbedeutenden Feuersbrunst, welche ihnen auch bald gelingen sollte. Während diese mit der Löschung beschäftigt waren, war es die Aufgabe der Polizei, die Hausbewohner über die mögliche Ursache des Feuers auszufragen. Zu diesem Zwecke wurden Margot und Jehuda einige Minuten auf der Hausflur zurückgehalten, zu ihrem großen Aergerniß, denn sie

hegten natürlich keinen andern Gedanken, als ihre Diamanten in Sicherheit zu bringen.

Jedoch weder der Jude noch die Französin vermochten auszusagen, wie das Feuer entstanden sei. Die Polizei wünschte deßhalb die Aussagen der Dienerin zu vernehmen. Sora wurde herbeigerufen, aber sie war nicht zu finden. Endlich erlangte Margot von dem Polizisten die Erlaubniß, die Araberin suchen zu dürfen. Sie eilte in ihr Zimmer und da sah sie zu ihrem unwilligen Erstaunen die Tochter des Bey vor ihren Diamanten stehen und sich an deren Anblick mit entzückten Blicken weiden. Aber, wenn Margot vielleicht einen Augenblick den Gedanken hegte, als könne Sora etwas von ihren Kostbarkeiten entwenden, so überzeugte sie sich doch bald, daß dieser Verdacht grundlos war. Die Diamanten lagen unversehrt in ihren Schmuckkästchen, welche Sora nur geöffnet zu haben schien, um sich an dem Glanz der Steine zu ergötzen.

Dennoch glaubte Margot, ihre Dienerin tüchtig auszanken zu müssen, ehe sie dieselbe zur Polizei hinabschickte. Sora ließ die Zankrede ruhig über sich ergehen, während ein seltsamer Ausdruck um ihre Mundwinkel spielte und aus ihren Augen hervorblitzte, in welchem ein scharfer Beobachter vielleicht ein Gemisch von Ironie und Schadenfreude erkannt haben würde. Dann schickte sie sich an, zu dem Polizeiagenten hinunter zu gehen. Aber sie ging nicht direct zu demselben. Sie machte vielmehr einen kleinen Umweg. Dieser Umweg führte sie in ihr eignes Zimmer, jedoch nur für einen Augenblick. Aber dieser Augenblick genügte ihr, um einen Gegenstand aus ihren Gewanden hervorzuholen und denselben dem Verstecke ihrer werthvollsten Habseligkeiten einzuverleiben. Was dieser Gegenstand war, das ist es nicht an uns, jetzt schon zu enthüllen. Aber derjenige, welcher Sora auf ihrem

Gange vor die Stadtthore verfolgt hätte, würde in diesem Gegenstand eine auffallende Aehnlichkeit mit dem von dem Bettler ihr anvertrauten Talisman gefunden haben.

Darauf ging Sora zu dem Polizeibeamten, welcher durch allerlei spitzfindige Kreuz- und Quer-Fragen endlich aus ihr das herausbrachte, was er für die Wahrheit hielt, daß nämlich das Feuer durch den reinsten Zufall entstanden sei. Eine Katze hatte mit einer Schachtel voll Zündhölzchen gespielt, diese war im Hin- und Her-Rollen auf dem Boden aufgegangen, die Zündhölzchen waren durch die durch das Rollen verursachte Reibung in Brand gerathen und hatten einen über ihnen hängenden Vorhang angezündet. Das war die officielle, von der Polizei durch einen großen Aufwand von Scharfsinn ermittelte und von ihr definitiv constatirte Ursache der schrecklichen Feuersbrunst, welcher ein halbes Dutzend Vorhänge zum Opfer gefallen waren. Nach dieser Entwicklung ihres Scharfsinnes und Bethätigung ihrer Schlauheit, zog sich die Polizei triumphirend zurück und überließ die Hausbewohner der so nöthigen Ruhe.

Aber so nöthig diese Ruhe ihnen auch sein mochte, so vermochten doch weder Jehuda noch Margot in dieser Nacht ein Auge zu schließen. Das erste, was sie thaten, sowie sie wieder allein waren, bestand begreiflicher Weise darin, nachzusehen, ob ihren Diamanten kein Unheil widerfahren war. Nein! diese Diamanten waren noch vorhanden, sie lagen unangetastet in ihren Schmuckkästchen. Es fiel ihnen natürlich nicht ein, die Diamanten auf's Neue zu prüfen. Wie sollten dieselben auch inzwischen etwas von ihrer Aechtheit eingebüßt haben? Der Gedanke, als könnten dieselben etwa vertauscht worden sein, kam ihnen ebensowenig, als sie Lust verspürten, in den Mond zu fliegen oder die Sterne mit nach Paris zu nehmen, um sie dort in einer Versteigerung zu verkaufen.

Wachend erwarteten die Beiden den Morgen. Dann packten sie ihre Habseligkeiten zusammen, unter welchen natürlich die Schmuckkästchen die erste Rolle spielten, und eilten nach dem Schiff, welches Algier noch an demselben Vormittag verließ. Ihre Ueberfahrt ging herrlich von Statten, die Sonne lächelte ihnen mit ungetrübter Heiterkeit, aber nicht so heiter, wie ihre innere Freude war, nicht so heiter, wie ihre Glückseligkeit bei dem Gedanken, den kostbaren Schatz mit sich davonzutragen.

Nach einer zweitägigen, glücklichen Fahrt landeten sie in Marseille. Dort verweilten sie nicht, sondern reisten sogleich nach Paris weiter. Kaum in der Weltstadt angekommen, besuchte Jehuda einen seiner Geschäftsfreunde, einen vertrauenswerthen, verschwiegenen Mann, welcher aus dem edlen Handel mit verlorenen oder durch große Fingerfertigkeit errungenen Edelsteinen und sonstigen Kostbarkeiten seinen Erwerb zog. Diesem Busenfreunde eröffnete er sein Geheimniß, daß er nämlich im Besitz der wahren, der ächten, der unzweifelhaften Diamanten Ali Chodscha Pascha's sei. Der Geschäftsfreund hatte schon so viel von den falschen Diamanten Ali Chodscha Pascha's gehört, daß er vor Begierde brannte, endlich einmal die ächten zu sehen, während er der Hoffnung lebte, durch den Ankauf derselben einen recht vortheilhaften Handel abzuschließen. Er folgte also dem Juden erwartungsvoll.

In der Wohnung Jehuda's angekommen, wurden Beide von Margot empfangen, welche bei der Besichtigung des Schmuckes von Seiten des Händlers zugegen sein wollte. Schnell war das fragliche Schmuckkästchen, das mit rothem Leder überzogene, ausgepackt, geöffnet und dem Geschäftsmann gezeigt. Aber dieser hatte kaum einen Blick auf dessen Inhalt geworfen, als er ausrief:

„Ich weiß nicht, warum Du mir zuerst die falschen Diamanten zeigst. Es ist wahr, sie sind ein Meisterstück. Aber darum handelt es sich ja zwischen uns gar nicht."

Der Jude wurde todtenbleich, als er diese Worte vernahm. Er ergriff mit hastiger Hand die Diamanten, beschaute sie genau und überzeugte sich davon, daß es die falschen waren. Seine Angst schien im Augenblick ihren Gipfelpunkt erreichen zu wollen. Da aber fiel ihm plötzlich ein, daß ja der Inhalt der beiden Schmuckkästchen vertauscht worden sein konnte.

„Margot!" so rief er, „Du hättest die ächten Diamanten nicht aus dem rothen Etui nehmen sollen, um sie in das grüne zu legen."

„Ich weiß nicht, was Du sagen willst", entgegnete die Französin, „ich habe die Diamanten nicht angerührt."

„Keine Ausflüchte!" fiel Jehuda ein. „Gieb vielmehr gleich das grüne Schmuckkästchen her. Dasselbe muß natürlich die ächten Steine enthalten."

Margot that, wie ihr geboten war, und der Jude überreichte triumphirend das grüne Etui seinem Geschäftsfreunde. Dieser öffnete es und beschaute den Inhalt lange und aufmerksam. Aber er gab seine Meinung über denselben auch durch keine Sylbe zu verstehen.

Jehuda sah ihm eine Zeitlang ruhig zu. Dann aber verlor er die Geduld über diese verlängerte Schweigsamkeit und fragte:

„Nun, um's Teufels Willen, warum sprichst Du kein Wort? Du hast die Steine jetzt lange genug betrachtet, um eine Meinung über dieselben zu haben."

„Eine Meinung?" entgegnete Jener, „allerdings habe ich eine Meinung."

„Nun so rücke damit heraus. Wie viel glaubst Du, daß

diese Diamanten werth seien? Glaubst Du, daß der Preis von zwei Millionen übertrieben sei?"

Aber der Andere schien noch immer zu zögern, mit seiner Ansicht hervorzurücken. Da indessen Jehuda immer zudringlicher wurde, immer von Millionen, von einem herrlichen, ächten Schmuck und dergleichen sprach, da schien auch dem Geschäftsfreunde die Geduld auszugehen und zu den Sakens und der Französin unwilliger Ueberraschung ließ er sich folgendermaßen vernehmen:

„Du willst meine Meinung wissen! Ich will sie Dir ungeschminkt sagen. Meine Meinung ist die, daß Du ein ausgemachter Schurke bist und daß ich mit Dir nie mehr in meinem Leben ein Geschäft abschließen will."

Nach diesen Worten verließ der Geschäftsfreund, plötzlich und ohne zu grüßen, das verblüffte Paar.

Als er sich entfernt und den Saken sich von seinem Erstaunen erholt hatte, fragten sich die beiden Diamantenbesitzer, was wohl die Ursache dieses auffallenden Benehmens des Händlers sein könne. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte derselbe an den Diamanten beobachtet haben. Sie nahmen deßhalb den Schmuck aus dem grünen Kästchen und prüften ihn. Er war falsch. Dann nahmen sie nochmals den andern Schmuck, der in dem rothen Kästchen enthalten war, und prüften diesen. Derselbe war ebenfalls falsch. Der eine war ganz genau die Wiederbildung des andern, sie waren nicht von einander zu unterscheiden, und in dem doppelten Schmuck befand sich auch kein einziger ächter Stein.

Das erste Gefühl, welches die Beiden überkam, als sie diese so unerwartete und für sie so schreckliche Entdeckung machten, war nicht etwa ein entmuthigendes, es war keine Niedergeschlagenheit. Nein, ihr erstes Gefühl war der Zorn. Der Zorn gegen einander, denn jeder Theil glaubte sich von

dem andern hintergangen. Sie wußten, daß die ächten Diamanten wirklich vorhanden gewesen waren, und daß sie dieselben besessen hatten. Nun war außer dem einen falschen Schmuck noch ein zweiter falscher zum Vorschein gekommen. Es mußte also ein dreifacher Schmuck, ein ächter und ein doppelter falscher existiren. Anders war die Sache nicht zu erklären. Nun glaubte ein jeder der beiden streitenden Theile, daß der andere von der Existenz des dritten Schmuckes im Voraus gewußt und diesen dem ächten Schmuck untergeschoben habe, um letzteren allein zu behalten.

Der Jude war außer sich vor Zorn. Dieses Geschlecht der afrikanischen Israeliten zeichnet sich vor den europäischen durch eine große Hitzköpfigkeit aus, welche ihnen zuweilen die schlimmsten Streiche spielt. Trotz seines Alters, so war Jehuda doch noch ein kräftiger Mann, und die Französin einem Kampfe mit ihm nicht gewachsen. In dieser seiner Wuth packte den Saken seine Gefährtin mit beiden Armen, warf sie zu Boden und hielt über ihr ein feines, spitzes Stilett, welches er stets in seiner Rocktasche versteckt zu tragen pflegte. Dann sprach er folgende Drohworte aus:

„Sage mir auf der Stelle, Margot, wo Du die ächten Diamanten versteckt hast? Wenn nicht, so bist Du ein Kind des Todes!“

Aber Margot hielt die ganze Scene für gespielt. Sie glaubte nicht an den Zorn des Juden. Sie hielt diesen vielmehr für den Räuber der ächten Diamanten. Wenn er sich nun wüthend stellte, so glaubte sie, geschehe es nur deßhalb, um an seine Unschuld glauben zu machen, um glauben zu machen, daß er, ebensogut wie Margot, betrogen worden sei. Sie zweifelte nicht, daß Jehuda diese Gelegenheit benutzen wolle, um durch eine recht heftige Scene gänzlich mit ihr zu brechen, sie zu verlassen, und dann im Geheimen den

von ihm unterschlagenen Schmuck für sich allein zu verkaufen.

Die Französin zitterte deßhalb keineswegs für ihr Leben, da sie überzeugt war, daß der Jude nur Comödie spielte. Aber sein Zorn war keine Comödie. Der Jude war wirklich, wenn auch von Andern, getäuscht worden, aber er glaubte sich von Margot betrogen. Die Französin war ihrerseits ebenfalls überlistet worden und hielt den Saken für den Urheber dieser Ueberlistung. Hätte sie an den Zorn des Juden geglaubt, so würde die Furcht ihr vielleicht im Augenblick irgend eine rettende Lüge in den Mund gelegt haben, zum Beispiel die, daß der ächte Schmuck in Algier an einer Stelle, welche sie ihrem Gefährten angeben wolle, von ihr verborgen worden sei. Dann wäre es den Sakens Interesse gewesen, ihres Lebens wenigstens so lange zu schonen, bis sie ihm den ächten Schmuck überliefert haben würde. Da sie aber vor dem für gespielt gehaltenen Zorn keine Furcht hegte, so blieb ihr eigner Zorn in ihrer Seele im Augenblick das herrschende Gefühl. Unter dessen Eindruck erwiderte sie auf die Drohworte den Sakens:

„Du weißt besser, als ich, wo die ächten Diamanten sind. Du hast mich betrogen und willst nun den Verdacht von Dir abwenden, indem Du Dich stellst, als seiest Du selbst der Betrogene.“

Aber Margot hatte kaum Zeit, diese Worte zu sprechen. Jehuda, seines Zornes nicht mehr Meister, stieß plötzlich das spitze, wohlgeschliffene Stilett in ihre Seite.

Die Getroffene stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Ein wallender Blutstrom quoll aus ihrer Seite hervor. Ihre Kräfte verließen sie und sie lag, einer Leiche ähnlich, zu den Füßen ihres Verwunders.

Jehuda bekam nicht Zeit, nachzudenken, was er in die-

sem Falle zu thun habe. Der Schmerzensschrei der Verwundeten hatte schnell die andern Hausbewohner herbeigelockt. Die Diener der Gerechtigkeit fehlten nicht, bald Hand an ihn zu legen und ihn in's Untersuchungsgefängniß abzuführen, während man die Französin in ein Spital tragen ließ.

Dieselbe war nicht tödtlich verwundet worden. Jehuda hatte, von seinem Zorn in seinen Bewegungen unsicher gemacht, mit seiner vor Wuth zitternden Hand die Richtung des Herzens verfehlt und einen Theil der rechten Seite getroffen, wo die Verwundung, wenn auch immer gefährlich, dennoch nicht tödtlich werden sollte.

Bald war Margot so weit hergestellt, daß man ihre Aussage über das Vorgefallene vernehmen konnte. Die Verworrenheit ihrer Antworten auf die Fragen nach ihrer eignen Herkunft, welche Fragen bekanntlich jedem Zeugen vor Gericht gestellt werden, verfehlte nicht, bald auch über sie den Verdacht rege zu machen. Man stellte Nachforschungen an und kam endlich zu der Entdeckung, daß Margot eine aus dem Gefängniß entsprungene Verurtheilte sei. Es wurde deßhalb beschlossen, daß sie nach ihrer völligen Herstellung dem Strafhaus, welchem sie entkommen war, wieder übergeben werden solle.

Weder über ihr Verhältniß zu Jehuda, noch über die Angelegenheit mit den Diamanten hatte die verschmitzte Margot ein Wort ausgesagt. Vielleicht mochte sie noch immer irgend eine dunkle Hoffnung in Verbindung mit den ächten Diamanten und dem möglicherweise dennoch wiederzuerringenden Besitze derselben hegen. Aber welchen Täuschungen sie sich hierüber auch hingeben mochte, jedenfalls sollten dieselben Täuschungen bleiben. Weder Margot noch Jehuda kamen jemals wieder in den Besitz der ächten Diamanten.

Trotz Margot's schlau berechneter Schweigsamkeit war

jedoch die Schuld ben Sakens nur zu deutlich erwiesen. Zum Tode wurde er freilich nicht verurtheilt, nicht einmal zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Die spitzfindige Criminaljustiz nimmt selbst bei solch' vollendeten Schurken manchmal mildernde Gründe an. So war es auch hier. Aber wenn auch kein Todesurtheil, so war doch die Vergeltung, welche ihn traf, nämlich die einer fünfzehnjährigen Galeerenstrafe, bei seinem Alter einer lebenslänglichen Einsperrung gleich zu rechnen.

Hier verlieren wir diese beiden verbrecherischen Seelen aus den Augen, um uns zum Schluß nur noch mit harmlosen Geschöpfen zu beschäftigen.

Obgleich weder Jehuda noch Margot irgend etwas über die Diamanten ausgesagt hatte, so schloß doch die Polizei, als sie bei einer Haussuchung den doppelten Schmuck vorfand, daß derselbe nicht auf rechte Weise in die Hände der Schuldigen gerathen sei. Die Diamanten wurden deßhalb mit Beschlag belegt und untersucht. Natürlich wurde die Falschheit des doppelten Schmuckes bald entdeckt. Man schrieb nach Algier, um Auskunft über denselben zu erhalten, denn man schloß aus dem Paß der beiden Verbrecher, welcher in jener Stadt visirt worden war, daß sie den Schmuck dort erworben haben möchten. Die Antwort, welche von Afrika kam, enthielt nichts anderes, als die alte Geschichte von der zur Zeit vorgenommenen Confiscation des doppelten Schmukkes, der sich als falsch herausgestellt hatte.

Aber die Pariser Polizei war schlauer, als die der Hauptstadt der Colonie. Sie hatte unter den Papieren Margots auch die Schenkungsurkunde über die Diamanten gefunden und die in dieser Urkunde enthaltene Clausel, derzufolge die Diamanten, selbst wenn sie ächt wären, dennoch der Französin gehören sollten. Diese Clausel machte die Polizei

stutzen. Es gab also noch Leute, welche an das Vorhandensein der ächten Diamanten glaubten? Wer konnte über dieselben Auskunft ertheilen? Die Familie Ali Chodscha Pascha's natürlich. Man schrieb deßhalb nochmals nach Algier und gab Befehl, Kadur und Abd-er-Rahman, sowie dessen Mutter einzuziehen.

Aber keiner von diesen Dreien war mehr in Algier zu finden. Sie waren, so meldete die Behörde dieser Stadt, in Gesellschaft ihrer Dienerin, einer gewissen Sora bent el Bey, nach Oran ausgewandert. Dorthin hatte man telegraphirt und die Antwort erhalten, daß sie auch diese Stadt bereits verlassen und sich wahrscheinlich nach Marokko begeben hätten. Nach Marokko reicht aber der Arm der französischen Polizei nicht mehr. Dieses glückliche Land ist vielleicht das einzige in der Welt, welches keine Auslieferungsverträge mit Europa abgeschlossen hat. So war also die Nachkommenschaft Ali Chodscha Pascha's nun vor den Nachstellungen aller ihrer Feinde gesichert.

Was sollte nun die Polizei mit den falschen Diamanten des Pascha machen? Es wurde beschlossen, sie zu Gunsten des Fiscus zu verkaufen. Viel waren sie nicht werth, aber der Fiscus verschmäht auch die kleinen Gelder nicht. Man ließ einen Händler kommen. Dieser untersuchte genau die falschen Schmuckgegenstände, um so viel Fehler, wie möglich, an ihnen zu entdecken und ein entsprechend schlechtes Gebot dafür zu machen. Aber an dem Schmuck war kein Fehler zu finden. Die Diamanten waren zwar falsch, aber sie waren die schönsten Nachahmungen, welche man je gesehen hatte. Endlich jedoch entdeckte der Händler einen Fehler, zwar nicht an dem Schmuck selbst, wohl aber an dem Etui, und er behauptete, den Preis eines neuen Etuis von der Kaufsumme abrechnen zu müssen.

„Was ist das für ein Fehler, den Sie an dem Etui entdeckt haben?“ fragte ein Beamter.

„Das eine Etui ist inwendig zerschnitten“, war die Antwort.

Es war wirklich so, wie der Händler gesagt hatte. Das eine Etui, und zwar das grüne, hatte in dem Sammt der inneren Seite seines Deckels einen Schnitt. Der Beamte nahm es in die Hand, untersuchte die Verletzung und lüftete bei dieser Gelegenheit den Sammt etwas in die Höhe. Plötzlich sah er durch die Oeffnung des Schnittes einen weißen Gegenstand hervorschimmern. Er zog ihn hervor und fand, daß es ein Papier war. Dieses Papier war mit arabischen Schriftzeichen beschrieben und mit einem Siegelabdruck versehen.

Nichts scheint der Polizei unbedeutend, was mit irgend einem in gerichtlicher Beziehung in Frage stehenden Gegenstand zusammenhängt. So gewann auch dieses geheimnißvolle Papier für den Beamten eine wichtige Bedeutung, weil es in dem Etui der vielbesprochenen Diamanten des Pascha gefunden worden war. Er verschaffte sich mit Mühe einen arabischen Uebersetzer und dessen Entzifferung des Inhalts des Papiers bewies, welch einen wichtigen Fund er gemacht hatte. Dieses Papier enthielt die Enthüllung des Geheimnisses der Diamanten des Pascha. Die Uebersetzung desselben lautete folgendermaaßen:

„Im Namen Gottes des Barmherzigen und des Gnädigen.“ „Es giebt nur einen Gott und er hat keinen Gefährten, er hat keinen Erzeuger und er hat keine Kinder. Wer behauptet, daß er einen Sohn habe, der lügt, und wer zweifelt, daß unser Herr Mohammed, auf welchem der Friede, der Prophet Gottes ist, der möge im ewigen Feuer verbrennen. Amen.“

„Dieses ist das Glaubensbekenntniß Ali Chodscha Pascha's, Sohn des Murad, Sohn des Otsman, Sohn des Abd-Allah, Beherrschers von Algier.

„Beim Tage, an welchem alle Schatten schwinden und nur Dein Schatten bleiben wird, rufe ich Dich zum Zeugen an, o Gott, daß dieses Schreiben meinen endgültigen, letzten Willen enthält, welchen Du, o Gott, am Tage, wann es Dir gefallen wird, meinem geliebten Sohn, Kadur ben Ali Chodscha Pascha, ben Murad, ben Otsman, ben Abd-Allah offenbaren mögest."

„O mein geliebter Sohn Kadur! Das sind die Worte Deines sterbenden Vaters. Die Kinder der Herrscher werden betteln gehen und die Söhne der Mächtigen auf Erden werden sich unter die Hand ihrer früheren Sklaven demüthigen müssen. So ist es von jeher in den Ländern der Gläubigen gewesen und das wird auch bei Dir nach meinem Tode in Erfüllung gehen. Alles wird Dir genommen werden, was Dir Dein Vater hinterlassen hat, wenn der Herrscher, welcher mir nachfolgt, nicht ein besonders gerechter Mann, wenn er nicht ein Heiliger ist. Aber die Heiligen auf dem Throne sind selten und darum habe ich daran gedacht, Dir ein Eigenthum zu hinterlassen, welches der Habsucht des neuen Herrschers entrückt ist. Zur Stunde, da Du diese Worte lesen wirst, sollst Du eine Schaufel ergreifen, Dich aufmachen und vor die Thore Algiers schreiten. Vor dem Thore Bab-el-Uëd, an dem Hafen Mersa ed Deban liegt ein Landgut, welches ich von seinem Eigenthümer Ibrahim ben el Kondaktschi erkauft habe. Dort halte still an der westlichen Gartenmauer bei der Stelle, wo ein Palmbaum und eine Korkeiche stehen. Sollte man die Bäume ausgerissen haben, so kannst Du die Stelle dennoch daran erkennen, daß sie fünfhundert Schritt vom Hafen in südlicher Richtung entfernt ist und daß ein grünlicher Felsblock sich an ihr befindet. Oestlich von diesem Steinblock grabe nach, grabe tief und in einer Tiefe von zehn Fuß wirst Du ein kleines gemauertes Gewölbe finden.

In diesem Gewölbe habe ich die Diamanten Deiner Mutter, die ächten, wahren Diamanten, welche der Jude Jehuda ben Saken für mich in der Hauptstadt von Frankistan gekauft hat, vergraben. Die andern Diamanten, diejenigen, welche Du bei meinem Tode erben wirst, sind falsch. Der eine falsche Schmuck wurde von Jehuda aus Frankistan mitgebracht. Den andern habe ich selbst durch Vermittlung eines meiner Christensklaven in Paris anfertigen lassen, damit im Falle, daß der neue Herrscher Dir, gegen alle Sitte und geheiligten Gebräuche, dennoch die Kleinodien Deiner Mutter nehmen sollte, dessen Habsucht getäuscht werde. Er wird einen doppelten falschen Schmuck finden und Niemand wird vorhanden sein, welcher von der Existenz eines ächten Schmuckes etwas weiß, denn glücklicher Weise glaubt die ganze Stadt Algier, daß Deine Mutter von Jehuda betrogen worden sei und, statt eines ächten und eines falschen Schmuckes, einen doppelten falschen Schmuck erhalten habe. Der Christensklave, der einzige Mensch, welcher außer mir von dem Vorhandensein eines dreifachen Schmuckes etwas wußte, ist noch in demselben Jahre, da er von Paris zurückkehrte, im Kampfe gegen die Kabylen gefallen. Du brauchst also von Niemandem eine Enthüllung zu fürchten. Wenn ich Dir selbst dieses Geheimniß nicht bei meinen Lebzeiten entdecke, so geschieht das deßhalb, weil Du noch jung bist, weil die Jugend zur Verschwendung geneigt ist und weil ich es der gnädigen Vorsehung Gottes überlassen will, Dir dieses Geheimniß erst später, zu einer Zeit zu offenbaren, wenn ein reiferes Alter Dich bedächtiger gemacht haben wird."

„Im Besitz dieses Schatzes fliehe in ein andres Land, wo Gerechtigkeit herrscht; dort verkaufe die Edelsteine heimlich, einen nach dem andern, und durch ihren Verkauf wirst Du Dir und den Deinen ein sorgenfreies Leben sichern. Aber vergiß

nicht, daß der höchste, der einzige Schatz, der unsres Strebens werth, die Gottesfurcht ist. Diesen Schatz suche Dir zu bewahren und von dem irdischen Tand gieb reichliche Almosen."

„Das Gute thue ohn' zu fragen, wie
„Belohnt Du werdest für die guten Thaten,
„Der gute Saame geht verloren nie,
„Sei selbst auf schlechten Boden er gerathen.

„El Dschesair (Algier) am 25ten Dschemat-el-Ual im Jahre der Hedschra zwölfhundert und dreißig."

Nach beliebter arabischer Sitte hatte, wie man sieht, Ali Chodscha Pascha seinem Schreiben einige Verse angehängt, welche seine erbaulichen Lehren in gebundener Rede wiedergaben. Man kann sich denken, daß die Polizei den frommen Ermahnungen des sterbenden Pascha wenig Aufmerksamkeit widmete. Diese schienen ihr vielmehr nur schön klingende, schwülstige Ausfüllungsmittel für den leeren Raum des Papiers, dessen einzigen ihrer Beachtung würdigen Inhalt für die Behörde die Enthüllung in Betreff der Diamanten bildete.

Der Beamte, welcher diese wichtige Entdeckung gemacht hatte, that sich nicht wenig darauf zu gut. Er sah sich schon im Geiste von seiner Regierung auf's Ehrenvollste ausgezeichnet, zum Polizeipräfecten ernannt und mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geschmückt. Aber um auf diese Auszeichnungen Anspruch zu haben, war es nöthig, daß seine Entdeckung von Erfolg gekrönt, das heißt, daß die ächten Diamanten an der im Schreiben bezeichneten Stelle wirklich gefunden würden. Er suchte deßhab bei seiner Regierung darum nach, daß man ihn als geheimen Commissär nach Algier schicke, um dort seine Entdeckung zu dem erwünschten Ziele zu führen. Die Regierung gab ihm gern diesen Auftrag, da ihr daran gelegen sein mußte, keinen andern und

überhaupt so wenig Menschen, wie möglich, in das Geheimniß einzuweihen.

Der in der Hoffnung glückliche geheime Commissär landete also in Algier. Er begab sich in nächtlicher Stille, nur von einer kleinen, aber auserwählten Polizeischaar begleitet, an die in Ali Chodscha Pascha's Schreiben bezeichnete Stelle. Dieselbe fand er ohne Mühe, da weder die Palme, noch die Korkeiche gefällt worden waren und die grünliche Felsmasse außerdem den Ort deutlich kennzeichnete. Was aber noch deutlicher zu entdecken war, das war der Umstand, daß diese Stelle Spuren einer kürzlich stattgefundenen Nachgrabung zeigte. Diese frühere Nachgrabung erleichterte die jetzige bedeutend, eine Mühersparung, auf welche die Polizei übrigens gern verzichtet hätte. Ohne Anstrengung wurde das Gewölbe gefunden, aber leider wurde es leer gefunden. Der geheime Commissär wollte schon einen verzweifelten Versuch machen, sich die wenigen Haare, welche sein Kahlkopf noch trug, auszuraufen, als plötzlich ein Gensd'arm in dem Gewölbe einen Fund that. Aber dieser Fund erwies sich zum Kummer des Beamten als sehr werthlos. Er bestand nämlich in einem abgetragenen arabischen Schuh. So werthlos dieser Gegenstand auch war, so wurde er doch in Ermangelung von etwas Besserem von der Polizei mitgenommen. Man vermuthete mit Recht, daß der Schuh demjenigen angehört haben müsse, welcher die frühere Nachgrabung angestellt und die Diamanten des Pascha aus dem Gewölbe genommen hatte.

Nun wurden mit großem Scharfsinn und feinem polizeilichen Spürtalent Nachforschungen erst nach dem Verfertiger, dann nach dem Eigenthümer des vorgefundenen Schuhes angestellt. Lange blieben diese Nachforschungen umsonst. Endlich aber entdeckte man, daß der Schuh vor langer Zeit im Laden des Kadur ben Ali Chodscha Pascha von einem seiner

Lehrlinge verfertigt worden war. Dieser Lehrling behauptete auch, daß sein damaliger Meister selbst diese Fußbekleidung getragen habe. So schloß also die Polizei, daß Kadur der Räuber der Diamanten sein müsse, Kadur, der wahnsinnige Heilige, dessen Wahnsinn nun officiell für gespielt erklärt wurde.

Der Sohn des Pascha wurde also vor Gericht geladen und, da er sich wohl hütete, zu erscheinen, so mußte man sich damit begnügen, ihn in contumaciam zur Herausgabe der Diamanten, zu einer Geldbuße und einer zehnjährigen Kettenstrafe zu verurtheilen, eine Verurtheilung, welche jedoch die Ruhe des Verurtheilten nicht zu stören vermochte, da sie ihm in dem zeitungslosen, von der ganzen übrigen Welt abgeschlossenen Marokko, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, nicht einmal zu Ohren kam.

Die französische Polizei hatte sich nicht geirrt, als sie annahm, Kadur müsse die Diamanten aus ihrem unterirdischen Verstecke genommen haben. Wie aber war derselbe zur Kenntniß dieses Versteckes gelangt, da das Schreiben, welches das Geheimniß enthüllte, nicht in seinen Händen geblieben und vielleicht nie in denselben gewesen war? Um dieses Räthsel meinen Lesern zu enthüllen, muß ich zu einem früheren Zeitpunkt unserer Erzählung zurückkehren, und zwar zu jenem Zeitpunkte, welcher der Schenkung der falschen Diamanten von Seiten Abd-er-Rahmans an die Französin unmittelbar vorherging.

Die junge Araberin, Sora bent el Bey, welche im Hause der Französin eine so bescheidene Stelle bekleidete, pflegte, wie meine Leser wissen, täglich im Hause Abd-er-Rahmans einzusprechen. Mit der Mutter dieses jungen Mannes blieb sie oft bis spät in die Nacht hinein im Gespräch. Wenn sie dann das Gemach der Gattin Kadurs verließ, so

führte sie ihr Weg durch den inneren Hof am Ziehbrunnen vorbei, ehe sie nach der Hausthür gelangte.

Als sie nun eines Abends eben von ihrer älteren Freundin Abschied genommen hatte und im Begriffe stand, die Hausthür zu erreichen, da hörte sie plötzlich das klingende Geräusch eines Schlüssels, welcher von unsicherer Hand in das Schlüsselloch der Pforte gesteckt wurde. Sie glaubte natürlich, es sei Abd-er-Rahman, welcher von einem späten Abendbesuche bei der Französin zurückkehrte. Aber es war nicht Abd-er-Rahman. Es war eine Gestalt, welche Sora noch nie in diesem Hause erblickt hatte. Sie schien groß, hager und knochig, aber hinfällig und vom Leiden vielleicht mehr als vom Alter gebeugt; das Haupt war unbedeckt und zeigte einen unordentlichen, krausen Haarwuchs, vom nahenden Alter leichthin gebleicht. Die Züge dieses Mannes, welchen wir einen Greis nennen wollen, mehr seiner Hinfälligkeit, als seiner Jahre wegen, trugen einen gestörten Ausdruck. Sora errieth, theils an diesem Ausdruck, theils an dem nach Derwischart unbedeckten und ungepflegten Haupt und an der zerlumpten Bettlertracht des Greises, daß sie einen jener bettelhaften Heiligen, jener mit abergläubischer Furcht verehrten Wahnsinnigen, welche man in Algier Derwische nennt, vor sich habe. Sie hatte den Vater ihres Geliebten früher nicht gekannt, aber später viel von demselben gehört. Sie wußte, daß derselbe jetzt als Derwisch oder wahnsinniger Heiliger das Land durchziehe, und gelegentlich sich auf Stunden selbst in seiner Vaterstadt zu zeigen pflege, wo er jedoch Niemand seiner Verwandten und Freunde aufsuchte, sondern sich nur in Moscheen und bei Heiligengräbern herumtrieb. Da nun Niemand anders, als er, einen Schlüssel zu diesem Hause haben konnte, so war sie gezwungen, anzunehmen, daß sie wirklich den Heiligen, Kadur ben Ali Chodscha Pascha, vor sich sehe.

Sora war abergläubisch, wie alle Araber. Wäre sie es nicht gewesen, so würde sie nun schnell die Gattin Kadurs gerufen und derselben ihren unglücklichen Gemahl gezeigt haben. Da aber der Heilige nicht Miene machte, sich dem Zimmer seiner Frau zu nähern, sondern grade auf den Ziehbrunnen zuschritt und bei demselben stehen blieb, so schloß sie, daß derselbe den jetzigen Zeitpunkt für eine Zusammenkunft mit seiner Ehehälfte nicht geeignet fand, und verehrte mit abergläubischer Furcht seinen Willen. Sie begnügte sich deßhalb damit, dessen Handlungen zu beobachten.

Sie sah, wie er sich tief in die Oeffnung des Ziehbrunnens hinabbeugte und vernahm das Geräusch eines eisernen Hebels, mit welchem der Greis einen Werkstein aus der Brüstung des Brunnens hervorzuheben suchte. Dieser Werkstein war offenbar nur oberflächlich in die innere Wand der Brüstung eingeschoben, und nicht durch Mörtel befestigt, denn es gelang dem Derwisch sehr schnell, ihn zu entfernen. Er legte ihn sorgfältig bei Seite, dann beugte er sich nochmals über die Brüstung und tauchte plötzlich mit vollen Händen wieder empor. Sora sah, daß er zwei Kästchen, das eine mit rothem, das andere mit grünem Saffian überzogen, aus dem Ziehbrunnen hervorholte, in dessen Brüstung sie in einem ummauerten Verstecke verborgen gewesen waren. Der Greis öffnete das eine Kästchen, das mit grünem Leder überzogene, dann zog er ein Messer aus seinem zerlumpten Gewande hervor und schnitt damit die innere Seite des Deckels durch. Darauf steckte er seine dürren Finger in die durch den Schnitt verursachte Lücke hinein und zog ein weißes Papier aus derselben hervor. Dieses Papier hielt er vor seine Augen, aber der Mondschein, welcher zwar hell genug gewesen war, um seine bisherigen Schritte zu begünstigen, war doch nicht hell genug, um ihm zu gestatten, den Inhalt des Schreibens zu entziffern.

Jetzt kehrte sich der Greis um und seine Blicke schienen im ganzen inneren Hof herumzuspähen, gleichsam, als suche er nach etwas. Die Tochter des Bey zog sich schnell hinter eine Säule zurück, um nicht von dem Wahnsinnigen, vor welchem sie sich fürchtete, gesehen zu werden. Aber es war schon zu spät. Der Derwisch hatte sie entdeckt und schritt gradewegs auf sie zu. Sora zitterte am ganzen Leibe vor abergläubischer Angst, welche jedoch bald einer gewissen Beruhigung Platz machte, die auch wieder den Aberglauben zum Beweggrund hatte, als der Bettler sie folgendermaßen anredete:

„Fürchte nichts, meine Tochter! Ich bin kein böser, sondern ein guter Geist. Was ich hier heute Nacht vollbringe, thue ich auf Gottes ausdrücklichen Befehl. Aber, was ich thue, muß ein Geheimniß bleiben. Schwöre mir deßhalb bei diesem Papier, welches einen heiligen Talisman enthält, daß Du nicht verrathen wirst, daß Du mich gesehen hast.“

Sora leistete den Schwur und der Heilige befahl ihr, eine Lampe zu holen, aber sich wohl zu hüten, bei dieser Gelegenheit die Mutter Abd-er-Rahmans zu wecken.

Während die Tochter des Bey's ihm die Leuchte hielt, entzifferte der Greis nun den Inhalt des Papiers. Derselbe mußte ein ungewöhnlicher sein. Denn bei dessen Lesung sah Sora plötzlich die Züge des Derwischs einen verzückten, beinahe verklärten Ausdruck annehmen. Er küßte mit brünstigen Lippen zu wiederholtem Male das Papier. Als er mit dem Lesen zu Ende war, hielt er das Schreiben über sein Haupt, gleichsam als wolle er sich selbst damit den Segen ertheilen, dann bedeckte er es nochmals mit brünstigen Küssen und schob es darauf wieder in das Futter des Etui's hinein, welches er dann nebst dem zweiten Kästchen sorgfältigst dem

Verstecke in der Mauer des Ziehbrunnens wiedereinverleibte. Nachher schob er den herausgenommenen Werkstein wieder in die Maueröffnung, in welcher das Versteck befindlich war, empfahl Sora, ihres Schwures eingedenk zu sein, und entfernte sich.

Die Tochter des Bey hütete sich wohl, ihren Eid zu brechen, und irgend Jemand von dem Vorgefallenen etwas mitzutheilen. Aber sie konnte nicht umhin, stets daran zu denken. Wie alle Bewohner Algiers, hatte sie natürlich von den Diamanten des Pascha gehört und deren Geschichte war ihr außerdem noch von der Mutter ihres Geliebten haarklein auseinandergesetzt worden. Nun wußte sie aber mehr, als diese, mehr als Abd-er-Rahman, sie kannte die Existenz eines talismanischen Schreibens, welches mit den Diamanten des Pascha in einem geheimnißvollen Zusammenhange zu stehen schien. Denn, daß die beiden Kästchen, welche der Derwisch aus dem Versteck in der Ziehbrunnenbrüstung geholt hatte, die fraglichen Diamanten enthalten mußten, das konnte sie um so leichter wissen, da die Familie Kadurs aus dem Aufbewahrungsorte der seit ihrer Confiscation und Rückerstattung für ganz werthlos gehaltenen Schmucksachen kein großes Geheimniß machte. Hätte die Familie dieselben noch für ächt gehalten, so würde sie die Edelsteine gewiß nicht in demselben Verstecke aufbewahrt haben, wo sie die französische Polizei schon einmal entdeckt hatte. Freilich wußte die Familie Kadurs nichts vom Vorhandensein des vermeintlichen Talismans. Sonst würde ihr Aberglaube dem falschen Schmuck einen geheimnißvollen Werth beigelegt haben. Die Existenz dieses Talismans kannten jetzt nur zwei Menschen, Kadur und Sora.

Neugierde ist ein mächtiger Zug im menschlichen, namentlich im weiblichen Gemüthe und bei Sora war dieser Zug

besonders lebhaft entwickelt. Seit sie das Geheimniß von dem Vorhandensein des Talismans erfahren hatte, quälte sie es Tag und Nacht, einen Schlüssel zu demselben zu entdecken. Diesen Schlüssel konnte sie aber nur dadurch zu entdecken hoffen, daß sie die Schritte des Derwischs verfolgte. Sie zweifelte nicht, daß derselbe seiner früheren Behausung noch einen oder mehrere Besuche abstatten werde. Deßhalb fand sie sich nun jede Nacht in der Nähe des Ziehbrunnens ein. Um jedoch nicht wieder in Gefahr zu kommen, daß der Greis sie beim Suchen nach einer Leuchte entdecken möge, hatte sie eine Lampe in der Nähe des Brunnens aufgestellt und Zündhölzchen dazu gelegt.

Mehrere Nächte verstrichen, ehe ihre Beharrlichkeit durch Erfolg gekrönt wurde. In der vierten Nacht jedoch, nach der Entdeckung des Talismans, hörte sie wieder das Oeffnen der Thüre und sah die hinfällige Gestalt des Derwischs abermals erscheinen. Er schritt grade auf den Ziehbrunnen zu, nahm den Werkstein, welcher das Versteck bedeckte, heraus und holte die zwei Schmuckkästchen hervor. Darauf fielen seine Blicke auf die von Sora absichtlich hingestellte Lampe und die danebenliegenden Zündhölzchen. Für einen Wahnsinnigen zeigte er großes Geschick, um sich dieses Feuerzeuges zu bedienen, und bald brannte die Leuchte, welche er auf den Boden grade vor die beiden Etui's stellte. Dann zog er einen Gegenstand aus seinem Burnus hervor und legte ihn neben die Schmuckkästchen. Sora sah zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen jetzt auf einmal statt der früheren zwei Schmuckkästchen, drei gleichgeformte und gleichgroße Schmuckkästchen vor dem Derwisch liegen. Das rothe Schmuckkästchen schien verdoppelt worden zu sein. Der Greis hatte ein zweites rothes Etui, ganz genau dem ersten gleichend, neben dasselbe gelegt. Als er nun die drei Kästchen öffnete, da sah Sora,

daß alle drei Etui's funkelnde Edelsteine in sich schlossen. Sie war freilich zu weit entfernt, um dieselben ganz genau unterscheiden zu können, aber es wollte ihr beim Scheine der Lampe doch vorkommen, als ob jedes der drei Futterale einen den andern völlig gleichsehenden Schmuck enthielt. Hierin täuschte sie sich nicht. Die Aehnlichkeit der drei Schmuckgegenstände war wirklich so groß, daß nur ein vollendeter Kenner den einen von den beiden andern zu unterscheiden im Stande gewesen wäre. Weder Kadur noch Sora waren solche Kenner. Ihnen erschienen deßhalb die Diamanten des einen Schmuckkästchens nur Verdoppelungen und Verdreifachungen der beiden andern.

Als Sora eine Zeitlang dem Derwisch zugeschaut hatte, wie dieser, nach Art kleiner Kinder, mit den glänzenden Gegenständen spielte, sah sie ihm plötzlich den einen Schmuck wiedereinstecken und die beiden andern von Neuem in ihr Versteck legen, welches er sorgfältig schloß. Es war das eine der beiden rothen Schmuckkästchen, welches der Greis wiedermitnahm. Als er sich nun entfernte, folgte ihm Sora aus Neugierde, vielleicht auch aus einem edleren Beweggrunde nach, um zu sehen, wo er sein Absteigequartier nehmen würde. Aber der Heilige schien nicht in der Stadt wohnen zu wollen. Er überschritt ihre Thore an der Stelle, wo die Grabmoschee des Sidi Abd-er-Rahman el Tsaalebi an die Stadtmauer angränzt. Dort sah ihn die Tochter des Bey sich zur nächtlichen Ruhe in einen Mauerwinkel niederlegen. Sie merkte sich wohl diese Stelle, obgleich sie natürlich noch nicht wissen konnte, daß sie einst von der Kenntniß des nächtlichen Aufenthalts Kadurs Gebrauch machen sollte.

Einige Tage nach diesem Ereigniß fand die Schenkung der Diamanten von Seiten Abd-er-Rahmans an die Französin Statt. Als nun Sora das Gespräch Jehuda's und

Margots überhörte und erfuhr, daß ein Schmuck ächt sei, da erinnerte sie sich desjenigen Schmuckes, welchen Kadur in jener Nacht gebracht und des andern, welchen er wieder mitgenommen hatte. Denn zu diesem Schlusse wurde sie bald geführt, daß der Derwisch das eine rothe Schmuckkästchen mit dem andern verwechselt haben müsse. Sie hielt wie die ganze übrige Stadt Abd-er-Rahmans Diamanten sämmtlich für falsch. Als sie nun aber wider Erwarten von einem ächten Schmuck hörte, mußte sie natürlich zu der Vermuthung gebracht werden, daß dieser ächte Schmuck derjenige sei, welchen der Derwisch in jener Nacht mitgebracht hatte. So lange sie an die Falschheit der Diamanten glaubte, hatte sie dieselben ihrer Herrin gern gegönnt. Nun aber schien es ihr ihre Pflicht zu sein, die ächten Diamanten der Familie Kadurs für dieselbe zu retten. Sie wußte, daß der Derwisch ein zweites rothes Schmuckkästchen mit ganz ähnlichem Inhalt, wie der des ersten, bei sich trug, und sie beschloß, dieses von ihm zu erlangen und dem andern unterzuschieben. Wir kennen schon ihren nächtlichen Gang, auf welchem sie die Thore Algiers überschritt, uund brauchen wohl kaum zu sagen, daß der Greis, welchen sie beim Grabmausoleum des Sidi Abd-er-Rahman el Tsaalebi traf, Kadur, und daß derjenige Gegenstand, welchen ihr der Greis einhändigte, das zweite rothe Schmuckkästchen war. Wir wissen auch, welcher List sich Sora bediente, um einen Augenblick mit den Diamanten allein sein zu können. Diesen Augenblick benutzte sie zum Umtausch des einen rothen Schmuckkästchens gegen das andere und so kam es, daß die beiden Betrüger, welche eben noch die ächten Diamanten besessen hatten, nun statt ihrer im Besitze der falschen waren.

Am andern Morgen, als ihre Herrin abgereist war, begab sich die Tochter des Bey in das Haus Abd-er-Rahmans

und überreichte demselben den spöttischen Absagebrief der Französin. Dann ging sie zu dessen Mutter und gab dieser die geretteten Diamanten, indem sie sie von deren Aechtheit in Kenntniß setzte und soviel von deren Geschichte enthüllte, als sie, ohne ihren an Kadur geleisteten Schwur zu brechen, sagen durfte. Die gute alte Frau fiel dem Mädchen um den Hals, nannte sie die Retterin ihrer Familie und rief:

„Wenn mein Sohn Abd-er-Rahman jetzt nicht um Deine Hand anhält, dann ist er der undankbarste Mensch von der Welt. Dir verdankt er Alles. Du hast sein Familiengut, welches er gewissenlos einer leichtsinnigen Christenhündin aufopferte, vor den Folgen seiner eignen Verblendung gerettet. Wir alle sind Dir den größten Dank schuldig. Doch warte nur einen Augenblick. Ich will zu ihm gehen und gewiß wird es mir gelingen, ihn reuig zu Dir zu bringen.“

Die Gattin Kadurs ging nun zu ihrem Sohne. Aber zu ihrer traurigen Ueberraschung fand sie diesen aufs Aergste niedergeschlagen. Gleich einem geknickten Rohre lag der arme Abd-er-Rahman am Boden und hielt das zerknitterte Schreiben der Französin in der Hand. Der Kummer über die Ueberlistung in Betreff der Diamanten war es nicht, was ihn angriff, sondern einzig und allein die schwere Enttäuschung, welche seiner glühenden Liebe, seiner ersten jugendlichen Herzensregung, geworden war.

Obgleich die Gattin Kadurs das Schreiben der Französin nicht lesen konnte, so wußte sie doch aus Sora's Erzählung genug, um die Ursache des Kummers ihres Sohnes zu kennen. Aber ihr Mutterblick gab ihr ein siegreiches Mittel an die Hand, um denselben zu bekämpfen. Gleiches kann nur durch Gleiches, die Wunden der Liebe können nur durch Liebe geheilt werden, so dachte sie.

Sie setzte sich also zu ihrem Sohne und erzählte dem-

selben so viel von der glühenden Liebe Sora's, von der großen Aufopferung, von welcher sie Beweise gegeben hatte, daß dieser nicht umhin konnte, ihren Worten mit Aufmerksamkeit zuzuhören. Des jungen Mannes Liebe zu der Französin konnte nach deren Treulosigkeit und höhnischer Grausamkeit natürlich nicht mehr bestehen. Zwar war sein Herz nicht so wandelbar, um plötzlich zu einer andern Liebe übergehen zu können. Aber es bedurfte des Trostes und diesen Trost konnte ihm nur ein liebendes Gemüth spenden, ein Gemüth, wie das der jungen Araberin, von deren heftiger Neigung zu ihm er jetzt zum ersten Male hörte. Aber, wie er davon hörte, erinnerte er sich, daß sein eignes Betragen die erste Ursache zur Entstehung dieser Neigung gegeben hatte. Er kam sich nun fast wie ein Verbrecher vor, daß er auf so muthwillige Weise mit den Gefühlen des jungen Mädchens gespielt hatte. Wie sollte er dieses Vergehen wieder gut machen? Hiezu schien ihm nur ein Mittel geeignet und dieses Mittel war auch dasjenige, welches ihm seine Mutter anrieth.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß dieses Mittel die Vermählung Abd-er-Rahmans mit Sora war. Diese Vermählung sollte jedoch erst nach ihrer Auswanderung zu Stande kommen. Denn daß die Familie Kadurs nun, da sie im Besitz der ächten Diamanten des Pascha war, nicht auf französischem Gebiet weilen durfte, war selbstverständlich. Der große Heilige wurde mit Mühe von den Seinen aufgesucht und durch abergläubische Vorwände bewogen, mit auszuwandern. Die Reise nach Morokko ging glücklich von Statten. In der Hauptstadt dieses Kaiserreichs wurde die Hochzeit gefeiert und bald fand Abd-er-Rahman, daß er in der Tochter des Bey einen kostbaren Schatz und eine mehr als hinreichende Entschädigung für seine frühere treulose Geliebte gefunden hatte.

Durch den allmähligen Verkauf der Diamanten gelangte die Nachkommenschaft Ali Chodscha Pascha's zu einem für arabische Zustände sehr geachteten Wohlstand und bald nahm sie unter den Familien, welche die Hauptstadt bewohnten, eine der ehrenvollsten Stellungen ein. Der Familienvater fing auch allmählig an, sich aus einem wahnsinnigen Heiligen wieder in einen vernünftigen Bürger umzuwandeln. Aber er hörte deßhalb doch nicht auf, sich der abergläubischen Verehrung aller frommen Moslems zu erfreuen. Selbst der Beherrscher des Kaiserreichs hegte eine solche Erfurcht vor dem Heiligen, daß er ihn zu einem seiner Räthe ernannte, damit der Geist, welcher so lange im Himmel geweilt hatte, die Politik des Reiches auf inspirirte Weise leite. Abd-er-Rahman und Sora lebten als glückliche Eheleute, und wenn sie bis jetzt nicht sehr viele Kinder gezeugt haben, so ist es gewiß nicht die Schuld des Schreibers dieser Blätter.

VII.

Ein kabylischer Soff.

Aehnlich wie Deutschland und Italien im Mittelalter ihre von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Familien-, Stammes- und Bürger-Fehden besaßen, so hat noch in der Gegenwart das Kabylenland seine unverjährbaren, erblichen Partheiungen. Diesen Erbfeindschaften giebt der Kabyle den Namen „Soff". Wie in den italienischen Republiken der Entstehung jener weltberühmten großen Hauptfehde der Guelphen und Ghibellinen andere folgten, z. B. in Florenz die der Nobili und Popolani, und später die der Bianchi und Neri, welche sich als gegnerische Spaltungen mit der größten Gehässigkeit entwickelten, obgleich die alte Feindschaft zwischen Guelphen und Ghibellinen noch keineswegs erloschen war, so bestehen auch in Kabylien größere und kleinere Erbfehden nebeneinander. Es giebt Soffs, welche sich beinahe durch das ganze Land verbreitet haben, andere, welche nur einen Stamm mit dem andern, noch andere, welche nur die Mitglieder eines Stammes untereinander entzweien. Ganz ähnlich wie bei jenen altitalienischen Bürgerfehden Guelphen und Ghibellinen oft Thür an Thür wohnten, während sie doch die unübersteigliche Kluft des Partheihasses trennte, so hausen auch in den Dörfern der Kabylie die Erbfeinde dicht nebeneinander, ja nicht selten sogar unter einem Dache.

Nicht selten erscheint ein solcher Soff lediglich aus der

unverjährbaren, erblichen Blutrache entstanden, welcher selbst so manche europäische Völkerschaften in ihrer barbarischen Zeit huldigten und welche bei den Kabylen noch heut' zu Tag in unveralteter üppigster Blüthe steht. Aber in den meisten Fällen ist noch ein anderer Feindschaftsgrund hinzugetreten, welcher zwar anfänglich oft sehr unbedeutend aussah und lediglich in einer Meinungsverschiedenheit lag. Wenn jedoch zwei Kabylen verschiedene Meinung hegen, so begnügen sie sich selten damit, diese in Worten auszufechten; sondern gewöhnlich kommt es bald zu Faust-, dann zu Stock-Schlägen, ein Messer wird gezogen, ein Schuß fällt, Blut entquillt einer Wunde und vom Augenblick an, da der verhängnißvolle rothe Saft geflossen ist, macht die erbliche Blutrache die Verjährung des Streits zur Pflicht. Dann sind gleich zwei Partheien fertig, deren ersten Kern alle selbst noch so entfernten Verwandten der Kämpfer bilden, denen sich aber im Verlauf der Streitigkeiten sämmtliche Leute anschließen, welche derselben Meinung entweder schon früher gewesen, oder erst nachdem sie von der stattgefundenen Bildung des Soffs gehört haben, geworden sind. Je nach der Volksthümlichkeit des Streitgrundes pflegt sich dann eine solche Partheiung weiter und weiter, schneller und schneller, zu verbreiten. Es hat solche gegeben, welche sich über ganz Kabylien erstreckten und in jedem kabylischen Dorfe aus den bisherigen friedlichen Mitbürgern zwei Lager von Todfeinden schufen.

Für die unbedeutendsten gelten gewöhnlich diejenigen Soffs, deren Entstehungsgrund eine der bei diesem Volk von Geizhälsen so häufigen Marktzänkereien über den Preis einer Waare, über einen wirklichen oder vermeintlichen Betrug bildete. Obgleich nämlich die Kabylen den Preis einer Kuh oder eines Sacks voll Oliven als einen hochwichtigen Gegenstand ansehen, so vermögen sie sich doch für die darüber ent-

standenen Streitigkeiten nur in solchen Fällen mit Lebhaftigkeit zu interessiren, in welchen sie oder ihre nächsten Verwandten Besitzer des fraglichen Objects sind und so bleiben solcher Art entstandene Soffs meist auf ein oder mehrere Dörfer beschränkt, wo sie freilich sich ganz so lebensfähig zeigen, als bilde ihren Entstehungsgrund die wichtigste Schicksalsfrage.

Anders verhält es sich mit denjenigen Erbfehden, zu welchen der erste Anstoß durch eine religiöse oder politische Frage, häufig durch beides zusammen gegeben ward, wie denn überhaupt Religion und Politik bei diesen Völkern nicht zu trennen sind. Obgleich die Kabylen eigentlich höchst gleichgültig über Religion, oft sogar recht schlechte Moslems sind, so hängen sie doch mit abergläubischer Verehrung an gewissen Dingen, die manchmal streng genommen gar nicht zum Islam gehören, manchmal nur Nebensachen in der Religion Mohammeds bilden. Zu den ersteren gehören die religiösen Bruderschaften und die abergläubische Verehrung der Marabuts, d. h. lebender oder verstorbener Heiligen. Beide sind genau genommen im Islam gar nicht begründet und werden von den streng orthodoxen Mufti's und Taleb's (Schriftgelehrten) als Ketzereien angesehen. Aber bei den Kabylen gelten diese Dinge für heilige Glaubensartikel, heiliger, als der Koran selbst, welchen kaum der hundertste Mann von ihnen kennt, geschweige denn begreift.

Namentlich die Verehrung der Heiligen erreicht bei diesem abergläubischen Volk außerordentliche Verhältnisse. Beinahe jedes Dorf besitzt seinen Heiligen, welcher entweder Derwisch oder Marabut, manchmal beides zusammen ist. Nun haben aber beide Worte bei diesen Leuten ganz andere Bedeutungen als sonst im Orient. Derwisch bedeutet hier nicht ein Mitglied eines religiösen Ordens, wie im Orient, sondern einen

verrückten Heiligen oder vielmehr jeden Wahnsinnigen, denn, wer den Verstand verliert und Moslem ist, der ist heilig. Marabut, im Orient und selbst in Algier ein Titel, den man nur wunderthätigen, besonders ehrwürdigen Persönlichkeiten beilegt, heißt bei den Kabylen jeder, welcher, wie sie sich ausdrücken „lesen kann". Unter „lesen können" verstehen sie freilich den ganzen Koran auswendig wissen. Aber da die ganze moslemische Erziehung nur im Auswendiglernen des heiligen Buches besteht, so giebt es in jeder größeren Stadt Hunderte, welche nach dem Gesagten Anspruch auf jenen Titel bei den Kabylen besäßen. Bei ihnen freilich finden sich deren nur wenige, oft in jedem Dorf kaum ein Einziger, welcher „lesen kann", denn der geizige Kabyle läßt sein Söhnchen, sobald es sich zu rühren vermag, lieber für Tagelohn arbeiten, als daß er es in die Schule schickt. Eine dritte Gattung solcher mehr oder weniger schwindelhaften Persönlichkeiten bilden die sogenannten Scheriffs, ein Wort, welches ursprünglich einen Nachkommen des Propheten bedeutet, in ganz Algerien aber gewöhnlich den Titel abgiebt, unter dem man die verschiedenen Fanatiker bezeichnet, welche sich zu religiösen und politischen Partheiführern aufwerfen. Sie müssen zwar nicht nothwendiger Weise verrückt sein, aber eine kleine Dosis von Irrsinn ist sehr ersprießlich für das Gedeihen ihres meist betrügerischen Gewerbes, und sie verstehen es deßhalb recht gut, diese zu simuliren.

Für solche religiöse Persönlichkeiten, seien sie Derwisch, Marabut oder Scheriff, hegt der Kabyle die größte Begeisterung. Dreht sich eine Frage um einen Heiligen und ist über diese Frage ein Soff entstanden, so nimmt bald Alles nah und fern in der Sache Parthei. In jedem Dorf bilden sich feindliche Lager, Schimpfworte fordern Schimpfworte heraus, Prügel antworten auf Prügel, Messerstiche auf Messerstiche,

Schüsse auf Schüsse. Die erbliche Blutrache macht ihre unerbittliche Herrschaft geltend, in den meisten Fällen wird der Krieg so hitzig, daß sich die Behörde in's Mittel legen muß, um zu verhindern, daß die Bewohner eines und desselben Dorfes sich untereinander aufreiben. Jetzt allerdings pflegt die Oberbehörde, welche, seit dem Feldzug Randons im Jahre 1857 und der dadurch bewirkten Eroberung Kabyliens, die französische Regierung ist, kurzen Proceß zu machen und verbietet einfach jeden Kampf, was übrigens in vielen Fällen nur die traurige Folge hat, daß derselbe aus einem offenen Krieg in eine hinterlistige Meuchelmörderei ausartet.

Vor dem Jahre 1857 aber, als noch der größte Theil Kabyliens frei, und als die Behörden noch die einheimischen selbstgewählten waren, konnte der Kampf begreiflicher Weise nicht schlechterdings untersagt werden. Der Stammeshäuptling und die Dorfältesten wußten, daß dadurch doch nichts erreicht worden wäre; sie fanden deßhalb einen Ausweg. Sie verboten den Kampf, im Dorfe selbst, an einigen, oft an den meisten Wochentagen und am Freitag, dem arabischen Festtag; an den andern Tagen, und überhaupt zu allen Zeiten außerhalb des Dorfes, durften die Kabylen nach Herzenslust einander todtstechen, todtschießen oder todtschlagen. Dieser kabylische Gottesfriede (ähnlich der treuga dei des Mittelalters) hatte, so unvollkommen er auch scheinen muß, doch die wohlthätige Folge, daß der Mordthaten und Todtschlägereien weniger wurden und die Bevölkerung nicht auffallend abnahm.

Uebrigens denke man sich dergleichen Fehden nicht so mörderisch, als man dieses vielleicht aus dem Ebengesagten folgern möchte. Der Kabyle ist vor allen Dingen ein kluger Mann, der, wenn er auch noch so fanatisch fühlt, doch seinen Fanatismus nur im äußersten Fall bis zu dem Grade steigert, daß er für ihn selbst schädliche Folgen haben könnte. Eine

solche schädliche Folge wäre aber das Aufsichladen der unmittelbaren Blutrache von Seiten der Verwandten eines von ihm Erschlagenen, denn mit dieser pflegt man es noch ernster zu nehmen, als mit der nur von den Vorältern geerbten. Außerdem bewährt sich der Kabyle, wenn er überhaupt ein Gewehr besitzt und dessen Gebrauch kennt, mit seltnen Ausnahmen als ein nur schlechter Schütze. Seine Flinte erweist sich gewöhnlich so altmodisch und unbrauchbar, daß sie unter drei Schüssen zweimal zu versagen pflegt. Darum gestalten sich auch die Gefechte innerhalb oder außerhalb eines durch einen Soff gespaltenen Dorfes gewöhnlich nur zu Scharmützeln, bei denen zwar Beulen und blaue Mäler in Hülle und Fülle, oft auch Verwundungen, aber doch nur selten wirkliche Todtschläge vorkommen, das heißt selten im Vergleich mit der Häufigkeit der Kämpfe, was keineswegs sagen will, daß nicht etwa durchschnittlich in jedem Dorfe einer auf den Monat käme.

Ein Soff, welcher einen solchen religiös-fanatischen Entstehungsgrund hatte, war der der Tahtani und Fokani. Diese Erbfehde war auf folgende Weise entstanden. Ein hochverehrter Marabut oder Heiliger, Namens Sidi Kalih, lebte in einem Dorfe des Dscherdschera. Er war mit einer Kabylin vom edelsten Geschlechte verheirathet, welche ebenfalls im Geruch großer Heiligkeit stand und sich des religiösen Titels einer Marabuta erfreute. Das heilige Ehepaar schien jedoch die Eintracht und Verträglichkeit nicht zu den einem Marabut und einer Marabuta unentbehrlichen Tugenden zu zählen. Ihre Haushaltung bildete vielmehr den Schauplatz steter Wortwechsel, und nicht selten führte der Worstreit zu Thätlichkeiten, wobei dann die Fäuste des ehrwürdigen Heiligen der Marabuta übel mitzuspielen pflegten. So ging es eine Zeit lang, bis eines Abends das Mißverständniß soweit gediehen war,

daß die Marabuta mit blutender Nase und arg zerbläutem Körper das Haus des allzu muskelkräftigen Heiligen verließ, bei ihren Aeltern Schutz suchte, und diese, sowie ihre sämmtliche zahlreiche Sippschaft zur Rache gegen den allzu ausdrucksvollen Gemahl aufrief. Das Dorf, in welchem das heilige Ehepaar wohnte, trennte sich auf der Stelle in zwei feindliche Lager. Auf der Seite des Heiligen standen außer seiner ebenfalls zahlreichen Sippe alle streng orthodoxen Ausleger des Koran, welche jene Stelle der vierten Sure des heiligen Buches, wo es heißt, „schlaget eure Frauen, wenn sie sich gegen euch vergangen haben“ mit moslemischer Buchstabendienerei deuteten und es als Ketzerei ansahen, daß irgend Jemand sich in den Streit zwischen Eheleuten einmische. Die Parthei der Marabuta erwies sich aber nicht minder zahlreich, denn zu ihrer Verwandtschaft gesellten sich die einflußreichen Männer im Dorfe, der Häuptling des Stammes, die Aeltesten, selbst der fromme Kadi (Richter) nicht ausgenommen, denn diese Würdenträger waren weit entfernt davon, der Theorie der Nichteinmischung in häusliche Angelegenheiten zu huldigen. Sie sahen es vielmehr als ihr Recht an, sich in solche zu mischen, denn diese Einmischung vermehrte ihren Einfluß und brachte ihnen mancherlei Vortheil.

Die beiden feindlichen Partheien gingen bald vom Wortstreit zu Thätlichkeiten über und ehe man sich's versah, hatte sich ein Soff gebildet, der hochberühmte, in der Kabylie am Weitesten verbreitete Soff der Tahtani und Fokani, denn wie ein Lauffeuer, so griff das ansteckende Partheielement mit reißender Schnelligkeit um sich, durchloderte das ganze Gebirgsland und in jedem kabylischen Dorfe gab es bald Tahtani und Fokani. Tahtani (die Untern) so bezeichnete man die Anhänger der Marabuta; Fokani (die Oberen) nannte man die Partheigänger des Heiligen. Warum? Hiefür wis-

sen wir nur den Erklärungsgrund der kabylischen Gelehrten, welche behaupten, die Anhänger der Frau hießen deßhalb die Untern, weil diese bei den ehelichen Abprügelungen die untere Rolle gespielt habe, und aus umgekehrtem Grunde die Anhänger des Marabut die Oberen.

Was auch immer an dieser Erklärung Richtiges oder Falsches sein mag, jedenfalls bildeten Tahtani und Fokani von nun an zwei mächtige Spaltungen von großer Leidenschaftlichkeit und Zähigkeit des Partheihasses. Fast in allen Dörfern des ganzen Gebirgslandes, welches man Kabylien nennt, richtete dieser Partheihaß seine mehr oder weniger großen Verheerungen an. Aber kein Ort der Kabylie hat wohl so viel davon gelitten, als das reizend gelegene Dorf Schellata im Stammesgebiet der Aït Illula Usamör.

Wenn der Reisende das Ufer des Mittelmeers bei Bougie, der altspanischen Festung und einstigen Piratenstadt, verläßt und zwei Tagereisen zu Pferde dem Laufe des Uëd Sahel folgt, so bietet sich ihm zur Rechten eine unübersteiglich scheinende Felsenmasse dar, deren höchste Gipfel zehntausend Fuß erreichen. Diese Felsenmasse ist das Gebirge des Dscherdschera, der alte Eisenberg (Mons ferratus) der Römer, und bildet schon seit Jahrtausenden den Stammsitz und die natürliche Festung der autochthonen Kabylen, welche vor dem Jahre 1857 noch niemals völlig irgend einem Eroberer unterworfen waren. Ist der Reiter am Ende seiner zweiten Tagereise beinahe schon an der Quelle des immer schmäler werdenden Flüßchens angelangt, so sieht er auf dem linken Ufer desselben aus einem anmuthigen Hügelland, am Fuße der Felsenwand des Dscherdschera, eine liebliche Gruppe von großen, schattigen Wallnußbäumen und niedrigen Steinhäusern emporragen. Eine kleine kunstlose Moschee mit einem breiten viereckigen Minaret, das Haus des Agha, nach dem Plan

algierischer Stadthäuser gebaut, die Sauja (Koranschule) bilden die einzigen Gebäude, welche sich über die nur ein Erdgeschoß besitzenden kabylischen Dorfhäuser erheben. Dieses Dorf ist Schellata, der Schauplatz unsrer Erzählung.

Wohl in keinem Dorfe Kabyliens hatte der Soff der Tahtani und Fokani, d. h. der Unteren und Oberen, eine dem Namen mehr entsprechende Anwendung gefunden, als in Schellata. Denn dort erwiesen sich die Fokani wirklich insofern als die Oberen, als sie auf dem höchsten Theile des Hügels wohnten, während die Tahtani ihrem Namen „die Unteren" dadurch entsprachen, daß sie den Hügelabhang nach der Flussesebene zu inne hatten. Wohl nicht immer war es so gewesen. Früher mochten Tahtani und Fokani nebeneinander in denselben Straßen gehaust haben, aber schon gleich zu Anfang der Partheispaltung war es den Fokani gelungen, ihre Feinde sämmtlich aus ihrem Stadttheil zu vertreiben.

Eines der ansehnlichsten Häuser im Stadttheil der Fokani bildete das des Ammer ben Abd el Halim, dessen Gattin Chredidscha wir nun dem Leser vorführen wollen. Chredidscha war eine Frau, welche dem Alter nach mit unserm Jahrhundert ging, also in der Zeit, in welcher unsre Geschichte spielt, nämlich nicht lange vor der Unterwerfung Kabyliens etwa fünfzig Jahre zählen mochte. Daß sie einst von großer Schönheit gewesen, das ließ sich trotz der Verwittertheit ihrer Züge und ihrer unzähligen Runzeln dennoch deutlich erkennen.

Vor der Thüre ihres massiven Steinhauses sitzend, war sie eben damit beschäftigt, Oliven auszulesen, während sie zu gleicher Zeit dem Gespräch eines andern alten Weibes zuhörte, welches neben ihr kauerte. Diese Alte mochte etliche sechszig oder siebenzig Jahre zählen, erschien über alle Maaßen verrunzelt, dabei gekrümmt und sprach mit lallender

Stimme. Wer sie so, in ihre vor Alter und Schmutz geschwärzten Gewande gehüllt, beinahe unbeweglich und leichenhaft in der Ecke kauern sah, der hätte sie leicht für eine zusammengebrochene ägyptische Mumie halten können, wäre nicht das unheimliche Feuer ihrer trotz des Alters noch glühend funkelnden Augen gewesen. Diese Alte war eine der bekanntesten Personen im Dorfe, beinahe der berüchtigsten, denn sie führte und verdiente keinen schönen Titel. Man nannte sie nämlich die Kuata (Kupplerin) und obgleich ihre Kuppelgeschäfte lediglich die Ehe zum Ziel hatten, so traf sie doch jene Verachtung, welche bei allen Moslems den Vermittlern und Vermittlerinnen in Herzenssachen zu Theil zu werden pflegt.

Chredidscha schien nur mit Unwillen der Alten zuzuhören, was aber diese, gegen dergleichen Dinge sehr abgehärtet, keineswegs störte, ihr Geschäft auseinanderzusetzen.

„O Chredidscha!“ so sprach sie zur Gattin Ammers, „Deine Tochter ist ein wahrer Edelstein. Bei ihrem Anblick muß ich unwillkürlich an die Worte unsres gelobten Propheten denken, welche er den Genossinnen der Gläubigen im Paradiese widmet, von denen es heißt: „Und wenn Du sie siehst, so glaubst Du, es sind ausgestreute Perlen, und wenn Du sie siehst, so siehst Du das höchste Heil und die reinste Glückseligkeit.“ Ja einer solchen gleicht Deine Neßla. Ihre fünfzehn Jahre, ihr zarter schlanker Körper (die Kabylen theilen nicht die orientalische Ansicht, daß nur fette Frauen schön seien), ihr liebliches braunes Gesichtchen, ihr dickes, wallendes, pechschwarzes Haar, ihre stechenden, die Nacht durchleuchtenden Augen, ihre buschigen, dicken Augenbrauen, die sich über dem kleinen niedlichen Stumpfnäschen vereinigen, das Alles nenne ich Vorzüge, wie sie wenige so vollkommen in sich vereinigen, wie Deine Tochter.“

„Aber bedenke, o Chredidscha, daß die Blüthe des Jasmins ihren köstlichen Duft nicht umsonst ausstrahlen soll. Was nutzt der Wohlgeruch der Rose, wenn sich Niemand daran labt? So ist es denn auch in der Schöpfung bestimmt, daß gleichfalls die Reize des Weibes nicht ungenossen bleiben sollen. Du würdest Dich deßhalb schwer gegen Allah versündigen, wenn Du noch länger anstündest, Deine reizende Tochter einem geliebten Ehemann zuzuführen.“

Auf diese Worte, welche am Schluß beinahe in eine Predigt ausgeartet waren, erwiderte Chredidscha, deren Ungeduld sich unterdessen immer mehr gesteigert hatte, unmuthig:

„Wie viel Mal hast Du mir nun schon dasselbe gesagt, o Habba?“

Die alte Habba ließ sich durch den Unwillen der Andern nicht aus der Gemüthsruhe bringen, sondern antwortete mit großer Ehrlichkeit, ja mit einem Anflug von Cynismus:

„Ich glaube etliche zwölf oder dreizehn Male. Seit Deine Neßla ihr zwölftes Jahr erreicht hat, habe ich soviel Heirathsanträge für sie zu bestellen gehabt. Da war zuerst der alte Kulugli, der Sohn des türkischen Janitscharen, der unten beim Agha wohnt, dann der dicke Kerarsi, ein sehr angesehener Kaufmann, ferner der Mufti der Moschee, auch der Sohn des Dorfältesten der Ait Aurslagen, und so weiter, ja der beste von Allen war dabei, unser eigner Agha, der Deine Tochter zu seiner vierten Gemahlin erheben wollte, und Du hast sie Alle ausgeschlagen, obgleich es lauter achtbare Parthieen waren. Wohl machtest Du mir den Einwurf, Du wollest Dein einziges Kind keinem alten Manne geben, und jung war freilich keiner von allen diesen. Das schien allerdings eine große Sonderbarkeit von Deiner Seite, denn gewöhnlich pflegt eine Kabylin doch nicht auf das sogenannte Glück ihrer Tochter, sondern auf etwas, woran uns armen

Leuten mehr gelegen sein muß, zu sehen, nämlich auf das klingende Metall, welches ihr Verkauf einbringt. Aber trotz all' Deiner Sonderbarkeiten, o Chredidscha, so habe ich Dich doch in mein Herz geschlossen und mir vorgenommen, Dir selbst wider Deinen Willen einen recht großen Dienst zu erweisen. Dießmal komme ich nun mit einem neuen Heirathsantrag, gegen welchen Du gewiß nicht dieselbe Einwendung machen kannst, wie gegen meine frühern, denn der Bräutigam, den ich vorschlage, ist erst achtzehn Jahre alt."

Chredidscha's Unmuth zeigte sich jedoch durch diese Erklärung keineswegs besänftigt. Einen Augenblick schien es freilich, als wolle er weichen, als breche der flüchtige Schimmer einer Hoffnung aus ihrem Innern hervor, aber bald, gleichsam als habe sie das Chimärische dieser Hoffnung eingesehen, schwand er wieder und machte dem alten Ausdruck der Trostlosigkeit Platz. Doch störte sie den Redefluß der sprechseligen Alten nicht, welche fortfuhr:

„Der junge Mann ist die Perle aller Jünglinge; doch ich will Dich nicht mit Herzählung seiner Vorzüge langweilen, sondern Dir nur sagen, daß er gewiß Deine Tochter glücklich machen wird, denn er ist der Sohn des reichsten Mannes im Dorf."

„Und er heißt?" fragte Chredidscha wie mechanisch.

„Mahmud ben Hamidu."

„Dacht ich's doch! Wieder ein Fokani."

Diese letzten Worte wurden nur gemurmelt und waren nicht bestimmt, von der alten Habba gehört zu werden. Aber dennoch konnten sie dem feinen Gehör der Kupplerin nicht entgehen, welche diesen bei ihr ohnehin scharfen Sinn durch eine mit ihrem Handwerk zusammenhängende langjährige Uebung im Spioniren noch mehr verschärft hatte, und sollten bei derselben das höchste Staunen hervorrufen.

„Was“, so sprach sie bei sich selbst, „die Gattin Ammers, des Fokani, eines der eifrigsten Männer der Parthei, findet es anstößig, daß man ihr einen Fokani zum Schwiegersohn vorschlägt? Der Sache muß ich auf den Grund kommen und sollte es mich auch noch so viele Mühe kosten.“

Es sollte die Alte jedoch gar keine Mühe kosten, ihre plötzlich erregte Neugierde zu befriedigen, denn Chredidscha kam ihr von selbst mit der gewünschten Aufklärung entgegen.

„Ein für alle Mal“, sprach sie, „muß ich Dir sagen, o Habba, daß Du mich in Zukunft mit keinen Heirathsanträgen, welche einen Fokani zum Gegenstand haben, mehr belästigen sollst. Du staunst und denkst wohl: Kann so die Gattin Ammers reden? Zur Erklärung darüber will ich Dir meine Geschichte erzählen, welche Du nicht kennst, denn Du bist erst seit zehn Jahren von der andern Seite des Dscherdschera zu uns herübergekommen und meine Geschichte ist dreißig Jahre alt. Da wundert es mich nicht, daß man sie Dir noch nicht erzählt hat. Deiner Verschwiegenheit bin ich gewiß, denn bei Deinem Handwerk muß man verschwiegen sein. Doch solltest Du jemals diese Dir selbst so ersprießliche Verschwiegenheit aus den Augen lassen, wohlan, so fürchte den da!“

Bei diesen Worten zog Chredidscha aus ihrem Gürtel von Kammeelhaar einen Gegenstand hervor, welcher aussah wie ein vergrößerter Stricknadelbehälter von Holz. Es war jedoch kein solch’ weibliches Utensil, sondern die hölzerne Scheide eines kabylischen Dolches. Diesen Dolch schwang sie in der Richtung der Alten, um der soeben ausgesprochenen Drohung Nachdruck zu verleihen, was ihr auch dergestalt gelang, daß die Kupplerin schnell auf ihren Knieen in einen entfernten Winkel rutschte und da völlig, vor Schreck gelähmt, zusammenbrach.

Chredidscha war nicht so bösartiger Natur, wie man aus dem Gesagten vielleicht schließen dürfte. Ihr Herz, obgleich durch trübe Erfahrungen verbittert, kannte doch noch das Mitleid. So erbarmte sie sich denn auch der Alten und holte ihr aus dem Haus ein Glas voll ungeläutertem Oel, das Universalheilmittel und nebenbei die Lieblingsspeise oder vielmehr der Lieblingstrank aller Kabylen. Davon mußte die Kupplerin die eine Hälfte trinken, die andere wurde ihr in's Gesicht gerieben und floß in fetten, braunen Tropfen auf ihre geschwärzten Gewande nieder, wo sich diese neuen Oelflecken zu unzähligen älteren gesellten.

Als die Alte sich wieder erholt hatte, begann Chredidscha ihre Erzählung:

„Du mußt wissen, daß ich keine Fokania bin. Wie, Du staunst? Du hattest es noch nie vernommen? Allerdings scheint es unerhört, daß eine Tahtania schon seit dreißig Jahren Gattin eines Fokani ist und noch nie versucht hat, sich dieses Mannes durch einen Dolchstoß in der Nacht zu entledigen. Wie leicht wäre mir das geworden, denn mein Mann liebt mich noch immer und beobachtet keinerlei Vorsicht gegen mich. Aber was willst Du? Ich bin nicht so wild wie ich aussehe. Mancher Tahtani freilich würde mich entartet nennen. Aber was meinen Muth entnervte, das sind meine Kinder gewesen, die jede gute Kabylin liebt, wie die Löwin in unsern Wäldern ihre Jungen, und diese unschuldigen Kleinen hätte ich durch Tödtung ihres Vaters zu meinen Erb- und Blutfeinden gemacht. Leider hatte Allah beschlossen, daß ich sie alle verlieren sollte, alle bis auf ein einziges, und ihr rasches Hinsterben hat mir bei der Parthei, unter der ich wohne, den Namen der Kindsmörderin zugezogen. Du kennst diesen Namen. Ich sah's am plötzlichen Aufblinzeln Deiner Augen. Aber, so wahr mir Allah beisteht, am jüngsten Tage,

der Name lügt, ich habe meine Kinder nicht getödtet. Ich hätt' es leicht thun können und jeder Tahtani würde mich als eine Heldin verehrt haben, welche dem Parteihaß selbst die Mutterliebe zum Opfer brachte. Aber ich vermochte es nicht! Ich habe sie nicht getödtet. Allah hat sie mir genommen, der Name Allah's sei gepriesen.

„Unerklärlich muß es Dir freilich erscheinen, wie ich, eine Tahtania, dann überhaupt dazu komme, die Gattin Ammer des Fokani zu sein, denn solche Ehen zwischen Partheifeinden sind so naturwidrig, wie das Verschmelzen von Oel mit Wasser. Freiwillig bin ich es nicht geworden, das kann ich Dir versichern. Als ich ein Mädchen war, da raste der Partheikampf zwischen Tahtani und Fokani noch heftiger als jetzt. Auch wir Weiber nahmen Parthei, und wenn wir einer Frau oder einem Mädchen der Feinde einen Dolchstich versetzen oder einen Stein an den Kopf werfen konnten, so galt das uns als höchste Wollust. Wie die Männer auf dem Gemeindefeld vor dem Dorfe mit Schwert und Flinte kämpften, so fochten wir Frauen am Brunnen mit Steinwürfen und nicht selten setzte es dabei schlimme Verwundungen ab.

„Eines Tages entstand beim Wasserschöpfen eine wahre Weiberschlacht, in welcher wir, die Frauen der Tahtani, unsre Feindinnen schließlich unter einem Hagel von Steinwürfen in die Flucht jagten. Alle flohen, bis auf eine einzige, ein schwaches, kränkliches Mädchen, die, von einem großen Stein am Kopf getroffen, blutend zusammengebrochen war. Schon wollten meine Gefährtinnen ihr völlig den Garaus machen, als ich, von einem mir selbst unerklärlichen Mitleid bewegt, mich der Unglücklichen annahm, wofür ich reichlichen Hohn von meinen Gefährtinnen einärndtete.

„Sie ließen mich mit der Gefallenen allein, für welche ich etwas Oel holte und ihre Wunde damit einrieb. Während

wir beide so am Brunnenplatz, welcher, wie Du weißt, mitten zwischen den feindlichen Stadttheilen liegt, allein waren, da trat plötzlich ein Mann zu uns. Es war ein schöner, großer, wilder Mann, ein ächter Sohn Kabyliens, mit struppigem schwarzem Bart, die Flinte auf der Schulter und trotzig in die Welt hineinsehend. Doch, was brauch' ich ihn Dir zu beschreiben? Du kennst ihn ja. Nur mußt Du Dir ihn dreißig Jahre jünger denken. Dieser Mann war Ammer. Das Mädchen war seine Verwandte. Er dankte mir nicht, er sprach nicht mit mir, kurz er verstieß nicht gegen die Sittenlehre, welche gebietet, fremden Mädchen fern zu bleiben. Aber er sah mich an. Er sah mich an mit seinen feurigen schwarzen Augen, wie ein Raubthier die Beute, die es verzehren will. Ich empfand diesen Blick und las in ihm eine unbezwingbare Leidenschaft. Natürlich entfloh ich, so schnell ich konnte, aber so oft ich mich umwendete, sah ich in der Ferne den Burnus Ammers, der mir bis an meine Wohnung nachschlich, unbekümmert um die Gefahr, die seiner im feindlichen Stadttheil harrte. Als er sich mit eignen Augen Gewißheit über meinen Wohnort verschafft hatte, kehrte er um.

„Von diesem Augenblick verging kein Tag, ohne daß die feurigen Augen Ammers wenigstens einmal auf mir ruhten. Der trotzige Mann wagte sich jedesmal ganz allein in den feindlichen Stadttheil. Zwar sauste mancher Stein aus Frauenhand, zwar schwirrte manche Kugel aus eines Mannes Flinte um sein Haupt, aber Niemand wagte es, ihn im Handgemenge anzugreifen, denn Ammer war im ganzen Dorfe der Tapferste und seine scharfe Flissa (kabylisches Schwert) die gefürchtetste in Schellata. Ich mußte mir sagen, daß all' dieser Muth mir zur Ehre an den Tag gelegt wurde, und das war für mich ein schreckliches Geständniß. Noch liebte ich ihn nicht, ja selbst heut' zu Tage weiß ich nicht, ob ich ihn jemals

26

geliebt habe, denn in meiner Brust haben stets zwei gleichmächtige Leidenschaften, der Parteihaß und ein anderes Gefühl, sich mit Wuth bekämpft und nur auf Augenblicke hat eine über die andere gesiegt. Aber daß Ammer mich liebe, und zwar mit tollkühner Leidenschaft liebe, davon mußte ich überzeugt sein. Zu was sollte aber diese Liebe führen? Nie konnte ich sein Weib werden, nie würde mein Vater seine Tochter einem Fokani geben.

„Es mochten etwa zwei Wochen seit dem Tage, an dem ich Ammer zum ersten Male gesehen, verflossen sein, als mein Vater mit der Heerde unsres Dorfes auf die Hochtrift auf den Gipfeln des Dscherdschera ging, um dort einige Monate zu verweilen, wie das bei uns immer üblich war und noch ist. Ich blieb im Schutz einer zahlreichen und kampflustigen männlichen Sippschaft im Dorfe zurück.

„Eines Tages war unser Haus in der größten Aufregung. Meine Mutter und eine Schaar von alten Weibern, ihre Verwandten, steckten die Köpfe zusammen und verhandelten mit zornsprühenden Blicken und Geberden eine Angelegenheit, von der man mir nichts sagen wollte, obgleich oder vielmehr grade weil sie mich am Allermeisten anging. Die alte Kabla, Deine Vorgängerin im sauberen Kuppelgeschäft, war da gewesen und hatte meine Hand für Ammer den Fokani gefordert. Von einer Einwilligung konnte natürlich nicht die Rede sein. Man vermochte sich auch gar nichts andres zu denken, als daß Ammer diesen Vorwand nur benutzt habe, um durch eine so tödtliche Beleidigung, wie der Heirathsantrag eines Fokani für alle Tahtani sein mußte, sie sämmtlich zum Kampfe herauszufordern, welcher denn auch nicht auf sich warten lassen sollte.

„Meine Brüder und Vettern und mit ihnen fast alle jungen Männer, welche im Dorfe geblieben waren, zogen noch

an demselben Nachmittag hinaus aufs Gemeindefeld, um dort ihre Gegner zu treffen, denn der Kampf im Dorfe selbst war an jenem Tage verboten. Dort muß es sehr hitzig hergegangen sein, denn später erfuhr ich, daß man fünf bis sechs schwer verwundete Tahtani vom Kampfplatz weggetragen habe; sehen konnte ich sie jedoch nicht, wie ich überhaupt seit jenem Tag keinen meiner Verwandten und Parteigenossen mehr anders sehen sollte, als aus der Ferne. Denn den Augenblick des hitzigsten Gefechtes benutzte Ammer, um einen längstgehegten Vorsatz auszuführen. Wir Frauen und Mädchen waren im Dorfe allein zurückgeblieben und warteten auf der Straße der Rückkehr unsrer Verwandten. Wir fühlten uns ganz sicher, da wir fast mit Bestimmtheit annehmen konnten, daß auch alle Männer der Fokani auf dem Kampfplatz seien. Unsre Zuversicht wurde jedoch schrecklich enttäuscht. Denn plötzlich sprengte ein Reiter mit wallendem Burnus, die Flinte auf der Schulter, unsre Straße hinab. Ehe ich noch Zeit gehabt hatte, ihn zu erkennen, fühlte ich mich von zwei kräftigen Armen gepackt uud auf's Pferd gezogen. Nun ging's ebenso schnell wieder den Hügel hinauf, als vorher herunter, nur daß dießmal zwei Menschen auf dem Pferd saßen, während vorher nur einer. Brauche ich zu sagen, daß dieser Eine Ammer war?

„So wurde ich durch Raub Ammers Gattin. Ob ich sie werden wolle, danach war ich natürlich nicht gefragt worden. Seitdem habe ich von den Meinigen, ja von allen Tahtani abgesondert gelebt, denn der Parteihaß trennte uns durch eine unübersteigliche Kluft. Nur einmal sollte ich noch mit einem der Meinigen in Berührung kommen, und zwar in Folge eines schrecklichen Ereignisses.

„Du weißt, daß kein Kabyle sich für einen rechtmäßigen Ehemann ansehen kann, wenn er nicht seinem Schwiegervater

den Preis für dessen Tochter bezahlt oder, in dem seltnen Fall, daß dieser ausgeschlagen werden sollte, wenigstens angeboten hat. Auch Ammer hielt sich durch die Sitte hiezu verpflichtet. Kaum war mein Vater vom Hochgebirge zurückgekehrt, es mochte drei oder vier Monate nach meiner Verheirathung gewesen sein, als Ammer wohlbewaffnet und begleitet von seiner sämmtlichen bewehrten Sippschaft in den Stadttheil der Tahtani niederstieg. Er hielt vor dem Hause meines Vaters, in welches einzutreten ihm der Parteihaß sowohl, wie die Sitte verbot, und rief ihn beim Namen.

„Mein Vater erschien mit der Flinte in der Hand am Fenster und rief „Ammer, was willst Du?"

„Ich frage Dich", erwiderte Ammer, „ob Du das Kaufgeld für Deine Tochter nehmen willst, und wie viel Du verlangst?"

„Von Dir will ich nichts, als Dein Leben", erwiderte mein Vater und drückte sein Gewehr ab.

„Mein Vater fehlte jedoch. Wer aber nicht fehlten sollte, das war Ammer. Dieser rief zuerst seinen Gefährten zu: „Ihr alle seid Zeugen, daß ich dem Alten den Kaufpreis für seine Tochter geboten habe, daß folglich Chredidscha nun meine rechtmäßige Frau ist; Ihr seid aber auch Zeugen, daß der Alte zuerst auf mich gefeuert hat und daß ich in meinem Recht stehe, wenn ich antworte." Darauf schoß er los und mein Vater sank entseelt zu Boden.

„Ammer sagte mir kein Wort von dem Geschehenen. Ich erfuhr es erst einige Wochen später, als ich zufällig einmal allein am Brunnen war, der zwischen unsern beiden Stadttheilen liegt. Da tauchte plötzlich hinter der Brunnenmauer eine mir wohlbekannte Gestalt auf, welche ich an jenem Tage zum letztenmale sehen sollte. Es war einer meiner Brüder; er beschwichtigte schnell meine Furcht, indem er sprach:

„Sei unbesorgt, Chredidscha, es soll Dir kein Leid geschehen. Zwar wäre es meine Pflicht, Dich zu tödten, um Dich der Schande, das Weib eines Fokani zu sein, zu entziehen. Wenn ich Dich aber am Leben lasse, so geschieht es nur, weil Gott Dich zur Rächerin Deines Vaters erkoren hat. Denn wisse, Ammer hat unsern Vater getödtet. Die Blutrache gebietet Dir nun, ihn zu ermorden. Als seine Frau kannst Du das mit Leichtigkeit. Nimm diesen Dolch da und zeige Dich als unsre würdige Schwester."

„Dabei drückte er mir denselben Dolch in die Hand, welchen ich Dir vorhin gezeigt habe, und entfernte sich schnell. An mir wäre es nun gewesen, das Amt der Bluträcherin zu üben. Aber, Gott steh' mir bei am jüngsten Tage, ich vermochte es nicht. Oft hab' ich's versucht, oft, wenn Ammer sorglos in meinen Armen schlummerte, den Dolch gehoben und ihn auf denjenigen gezückt, den ich haßte und liebte zugleich; aber eine Stimme unter meinem eignen Herzen hielt mich davon ab, ihn zu durchbohren. Diese Stimme sagte mir, du bist Mutter, willst du den Vater deines Kindes tödten? Willst du die Blutschuld in deinem Geschlecht verewigen, damit dein Kind dir einst vergelte, was du am Vater verbrochen?

„Als die Meinigen sahen, daß ich die Pflicht der Blutrache außer Acht ließ, da brachen sie völlig mit mir, ja ich durfte mich Jahrelang nicht aus dem Hause wagen, um nicht den Dolchstichen meiner Brüder zum Opfer zu fallen. So, von den Tahtani verfolgt, von den Fokani meiner Abkunft wegen stets gemieden und verachtet, verbrachte ich dreißig Jahre eines trostlosen Lebens. Aber diese dreißig Jahre haben meinen Sinn nicht gebrochen. Als eine Tahtania bin ich geboren, Tahtania will ich bis zum Tode bleiben und mein Kind soll kein Fokani bekommen.

„Auch würde meine Tochter keinen Fokani, dem man sie vermählt hätte, am Leben lassen. Denn dieß, wozu ich zu feig war, den Mann in der Brautnacht zu erdolchen, das würde sie thun, dazu hab' ich sie erzogen. Das war nämlich die einzige Rache, die ich gegen meinen Gatten geübt, daß ich seine Kinder zu leidenschaftlichen Feinden seiner Partei erzogen habe. Alle meine verstorbenen Söhne und Töchter waren Tahtani und meine einzig übriggebliebene Tochter ist eine eifrige Tahtania und geschworene Feindin der Sippschaft ihres Vaters.

„Nun weißt Du, warum ich keinen Fokani zum Schwiegersohn haben will und nun rathe ich Dir, Dich nicht mehr bei mir blicken zu lassen, denn mit einem mir willkommenen Heirathsantrag kannst Du doch nicht kommen, dazu kenne ich zu gut die Partei, der ich angehöre, deren keiner die Tochter eines Fokani zur Frau nehmen würde.

Als die alte Kupplerin diese Erzählung angehört, schlich sie kleinlaut davon und wagte nur mit schwacher Stimme einen Abschiedsgruß zu stammeln, auf welchen Chredidscha unter ihrer Würde fand, zu antworten.

Chredidscha saß noch immer vor ihrem Hause, als gegen Abend der Zug der jungen und alten Kabylinnen, welche von der Feldarbeit heimkehrten, denn die Frauen bestellen vorzugsweise die Felder der Kabylen, an ihr vorüberkam. Ein Europäer würde die meisten dieser Frauen für alte Weiber gehalten haben, denn fast alle zeigten verwitterte, verrunzelte Gesichter, welche man sehr wohl sehen konnte, da die Kabylinnen sich der Gesichtsumhüllung gewöhnlich nicht zu bedienen pflegen. Aber die Mehrzahl war doch noch keineswegs alt, sondern stand in den kräftigsten Jahren. So bringt es indeß die barbarisch rauhe Lebensweise der Kabylinnen, ihre schlechte Nahrung, die viele harte Arbeit, die Unerbittlichkeit,

mit der sie sich der glühendsten Sonne, dem Regen und der keineswegs in diesen Bergen geringen Winterkälte aussetzen müssen, mit sich, daß oft eine Dreißigjährige schon die Züge der Fünfzigerin trägt, ohne deßhalb irgendwie anders, als im Aussehen, gealtert zu sein. Frische, blühende Mädchengesichter sieht man unter diesem Volke nur bei den halben Kindern, den noch nicht völlig erwachsenen Jungfrauen, aber in diesem zarten Alter entwickelt sich die schnellvergängliche Blüthe der Schönheit oft desto üppiger, gleichsam als wolle die Natur durch Intensität der Schönheit für deren allzugroße Flüchtigkeit entschädigen. So zeigten sich auch unter diesen Kabylinnen einige wahrhaft bezaubernde Erscheinungen, deren Gesichter ein Gemisch aus dem Dunkel der Nacht und dem Gold der Sonne zu bilden schienen. Das Eigenthümliche besitzen diese tiefbraunen, beinahe schon angeschwärzten Gesichter, daß sie in der Jugend etwas wie ein goldner Schimmer zu durchdringen scheint; das ist die Form, unter welcher sich die Röthe der Wangen bei ihnen offenbart. Dieser Schimmer ist im Grunde genommen weiter nichts, als eine hellere Schattirung der braunen Farbe, die auf dem Mittelpunkt der Wangen am hellsten, beinahe goldgelb, erscheint und von da aus nach den übrigen Gesichtstheilen hin alle Wechselstufen zwischen Gold und Braun durchmacht. Das blendende Weiß des Auges und das glühende Schwarz des Augensternes stechen gegen diesen Farbenton des Antlitzes unbeschreiblich schön ab. Eine überaus reichliche Fülle rabenschwarzer, meist natürlich gelockter Haare umrahmt diese Gesichter, welche, wenn auch selten regelmäßig, doch meist eine solche Form darbieten, wie sie grade der Jugend und halben Kindheit am besten steht; etwas Neckisches und Schelmisches liegt in den kleinen kabylischen Näschen, so verschieden von der Adlerform der arabischen Nase; das in diesem zarten

Alter meist runde Gesichtchen, dessen Wangen, ohne jemals stark zu sein, doch noch voll hervortreten, das tiefe Grübchen des Kinnes, die kleinen niedlichen Ohren, dieß Alles drückt eine Naivetät und Kindlichkeit aus, die wohl erklärt, warum die Araber und Mauren, ebenso wie die Kabylen selbst, welche ohnehin das Halbreife lieben, oft so leidenschaftliche Verehrer von blutjungen Kabylinnen werden.

Aber, wie sehr auch manche dieser vorüberwandelnden Gestalten würdig gewesen wäre, das Auge zu fesseln, für Chredidscha schienen sie sämmtlich nicht vorhanden oder nur insofern vorhanden, als sie bei ihr Flüche auf die Lippen riefen.

„Für Euch“, so murmelte sie vor sich hin, „halte ich bereit das Feuer der Hölle, das siedende Wasser, den brennenden Durst und eine Speise, die erwürgt. Euer Halsband sei eine eiserne Kette, Eure Speise stinkende Fäulniß, Euer Trank glühendes Pech. Eure Haut will ich im Höllenfeuer vernichten, und, so oft sie versengt ist, Euch eine neue Haut geben, damit auch sie verbrenne und Eure Leiden verdoppelt werden mögen.“

So weit ging nämlich bei Chredidscha der Parteihaß, daß sie jene Worte des Korans, welche auf die Ungläubigen die Qualen der Hölle herabbeschwören, auf die Töchter der feindlichen Partei anzuwenden pflegte, denn alle diese Mädchen und Frauen gehörten ja zu der Spaltung der Fokani und waren ihre Todfeindinnen, obgleich sie, selbst die Gattin eines Fokani, diese Feindschaft in ihr Inneres verschließen mußte.

Jedoch nur einen Augenblick gönnte sie dem Gedanken des Hasses. Bald suchte ihr Blick forschend nach einem Gegenstand, welcher ein ganz andres Gefühl in ihrem Busen hervorzurufen geeignet war. Aber, wie sehr ihr Auge auch

forschen mochte, heute konnte es den geliebten Gegenstand nicht entdecken.

Obgleich Neßla von ihrer Mutter zu einer Feindin aller Derer erzogen worden war, unter denen sie wohnte und sich bewegte, eine Erziehung, deren Resultat bis jetzt vollkommen der Erwartung Chredidscha's entsprochen hatte, und obgleich sie folglich auch keine einzige Freundin unter den Mädchen der Fokani besaß, so zwang sie doch die Sitte und der Wille ihres Vaters, mit der Schaar dieser Frauen und Mädchen zusammen am Morgen zum Feld zu ziehen und Abends zurückzukehren. Gewöhnlich ging sie zuletzt in dem Zuge, abgesondert von allen Uebrigen. Aber heute spähte Chredidscha umsonst nach dem Ende des Zuges. Neßla war nicht dabei. Sie verschmähte es, irgend Jemand über diese so auffallende Abwesenheit zu befragen. Sie und ihre Tochter waren überhaupt unter den Fokani auch so verhaßt, daß kaum eine ihr geantwortet haben würde. So sah sie sich gezwungen, ihre mütterliche Aengstlichkeit in ihr sorgenvolles Gemüth einzuschließen.

Schon war die Sonne hinter der riesigen Felsmauer des Dscherdschera hinuntergetaucht, schon hatte sich nächtliches Schweigen auf das Kabylendorf niedergesenkt, als Chredidscha noch immer vor der Thür ihres Hauses dasaß. Ihr Blick war starr in einer Richtung nach dem Eingang des Dorfes hingewandt. Plötzlich ging eine freudige Veränderung in ihren Zügen vor sich. Ein weißer kabylischer Haik (Schleier) leuchtete ihr von ferne aus dem Dorfthore entgegen. Schnellen Schrittes bewegte sich eine schlanke weibliche Gestalt auf sie zu. Es war die langersehnte Tochter, welche, ganz gegen ihre Gewohnheit, erst in so später nächtlicher Stunde zu der erstaunten und beinahe unwilligen Mutter zurückkehrte.

Mutter und Tochter begrüßten sich nicht. Begrüßungen sind bei diesem Volke so ganz oberflächliche leere Förmlichkeiten, daß die, welche sich wirklich lieben, sie gewöhnlich unterlassen. Chredidscha begnügte sich damit, ihre Tochter scharf zu mustern, und da sie bei derselben eine gewisse Aufregung zu entdecken glaubte, so fragte sie:

„Was ist Dir zugestoßen, mein Kind?"

„Nichts Schlimmes, Mutter. Laß mich nur erst ein wenig aufathmen, denn ich bin schnell gelaufen, dann erzähl' ich's Dir."

Nach einigen Minuten hub sie an:

„Du weißt, Mutter, daß ich hier unter den Töchtern der Fokani auch keine einzige Freundin zähle. Freundschaft ist aber jedem Mädchenherzen ein Bedürfniß. So habe ich denn schon vor einiger Zeit die erste beste Gelegenheit benützt, um mit einem Mädchen Deines Volkes, der Tahtani, in Berührung zu treten. Dieß wurde mir nicht so schwer, als Du es vielleicht denken möchtest. Denn obgleich ich mit den Frauen und Mädchen der Fokani täglich zu Felde ziehen muß, so pflege ich doch bei der Arbeit selbst von ihnen abgesondert zu sein. Neben unserem Acker liegt, wie Du weißt, der des Said, des Tahtani, der, glaube ich, sogar mit Dir verwandt ist."

„Verwandt?" erwiderte Chredidscha, „mein eigner Bruder ist's. Aber schon seit dreißig Jahren bin ich außer Berührung mit ihm."

Die schlaue Neßla hatte dieß wohl gewußt, aber, so instinktmäßig ist die Verstellung bei diesem Volke, daß ein Mädchen selbst der Mutter gegenüber Versteckens spielt. Deßhalb gab sie nun ein großes Erstaunen über die anscheinende Enthüllung eines Geheimnisses vor, indem sie antwortete:

„So wäre also seine Tochter Saida, welche meine beste und einzige Freundin geworden ist, meine eigne Base. Denn

bald fanden sich Berührungspunkte zwischen uns beiden. Was zunächst zu denselben führen sollte, war ein Vorkommniß, zu dem der Parteihader Anlaß gab. In den ersten Wochen nämlich, nachdem ich zum erstenmal an Deiner Stelle die Bestellung unsres Ackers übernommen hatte, waren mir die Mädchen des Nachbarfeldes durchaus nicht hold, sondern schienen vielmehr mich, welche sie natürlich für eine ihrer Feindinnen halten mußten, durch Schimpfreden über den Soff meines Vaters und durch die stete, wie sie glaubten, beleidigende Wiederholung eines Parteiwortes gleichsam herausfordern zu wollen. So oft sie mit der Hacke einen Hieb auf den Boden ausführten, riefen die Mädchen: „Möge sie den Kopf eines Fokani treffen!“ Wider ihr Erwarten blieb ich aber von dieser parteifeindlichen Sprache nicht nur ungereizt, sondern schien ihnen sogar mit unverkennbarem Wohlgefallen zuzuhören. Ja, als sie noch einmal den, ihrer Meinung nach, tödtlich beleidigenden Ruf ertönen ließen und dieser in meiner Brust das Echo Deiner eignen Lehren, o Mutter, erweckte, konnte ich mich nicht enthalten, selbst mit einzustimmen, und zu ihrem großen Erstaunen vernahmen die Frauen und Mädchen der Tahtani aus meinem Munde Verwünschungen über diejenigen, welche sie für meine Freunde halten mußten. Sie blickten mich deßhalb voll Ueberraschung an und schienen Anfangs ihren Ohren kaum trauen zu wollen. Um mich zu erproben, wurde der feindliche Ruf auf's Neue und immer auf's Neue wiederholt, aber zur Vollendung ihres verblüfften Erstaunens bildete meine Antwort ein stetes treues Echo. Indeß wäre es vielleicht trotz alledem doch nicht zu einer Annäherung gekommen, so unübersteiglich scheint ja die Kluft zwischen Tahtani und Fokani, hätte sich unter den ersteren nicht ein Mädchen meines Alters befunden, welches mir ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Dieses nä-

herte sich mir bald und rief zu mir über die Feldmark hinüber:

„Was soll's, Mädchen, daß Du Deine Brüder verwünschst?"

„Ich verwünsche nur meine Feinde", erwiderte ich.

„Dann wären Deine Feinde ja auch die unsrigen", sprach sie, „doch wie ist das möglich?"

„Das will ich Dir heute Abend sagen", antwortete ich, „wenn Du mich am Brunnen erwarten willst, nachdem die letzten Schöpferinnen fortgegangen sind. Jetzt wäre es nicht möglich. Mein Vater kommt, und mein Vater ist ein leidenschaftlicher Fokani, der seine Tochter nicht im Gespräch mit einer Tahtania treffen darf."

„Wir trennten uns also, um uns an demselben Abend beim Brunnen wiederzufinden. Dort erzählte ich meiner neuen Freundin meine und Deine Geschichte, an welcher sie den lebhaftesten Antheil nahm. Dieß fand vor ungefähr einem halben Jahre statt. Wir wurden bald durch die Bande einer engen Freundschaft verbunden und trafen uns von nun an fast an jedem Neumondstag zur verabredeten Stunde. Auch heute hatten wir wieder eine Zusammenkunft, und deßhalb bin ich so spät gekommen."

„Du bist nicht nur spät gekommen", sprach die Mutter, „sondern Du bist heute noch später zurückgekehrt, als Du sonst einzutreffen gewohnt warst, selbst wenn Du Dich verspätet hattest. So lange pflegt das Stelldichein mit einer Freundin nicht zu dauern. Da muß noch etwas andres sein. Erzähle!"

„Du hast Recht, Mutter", erwiderte Neßla, indem sie leichthin erröthete, „es war auch noch etwas andres. Aber ich trau' mir's kaum zu sagen. Jedoch Du kennst mich, Du weißt, daß ich nicht umsonst einen Dolch bei mir führe und

keine unehrerbietige Annäherung von Seiten eines Mannes dulden würde."

„Also ein Mann war doch im Spiel? Wer war's, Wenn's ein Fokani war, dann erfahre, daß auch ich einen Dolch führe und daß ich vergessen kann, daß ich Mutter bin!"

„So wahr mir Gott helfe am jüngsten Tage!" betheuerte Neßla, mit dem beliebten moslimischen Schwur: „Es war kein Fokani. Ein Tahtani war's, mein eigner Vetter, der junge Said, der Bruder meiner vertrauten Freundin. Er stand, wie ich Anfangs glaubte durch Zufall, grade neben ihr, als ich sie heute Abend beim Brunnen traf. Ich dachte natürlich, er würde fortgehen, sobald ich mich seiner Schwester näherte, wie dieß jeder andre Kabyle gethan haben würde. Aber er ging nicht fort, und seine Schwester schickte ihn auch nicht fort, sondern schien ihn vielmehr absichtlich zurückzuhalten. Er blieb und ich hörte die Beiden etwas zusammen murmeln. Endlich schien Saida einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie nahm ihren Bruder bei der Hand und führte ihn, unbekümmert um meine Schamröthe und abwehrende Handbewegung, geraden Weges auf mich zu, indem sie sprach:

„Das ist mein Bruder Said, Neßla, der bereit ist, Dich aus der Knechtschaft der Fokani zu erlösen und Dich zu seinem Weib, zum Weib eines rechtschaffenen Tahtani zu machen."

„Ich hätte bei diesen Worten, die so unerhört gegen unsre Sitten verstießen, (denn wo wäre je ein Mann bei seinem eignen Heirathsantrag zugegen gewesen?) eigentlich gleich die Flucht ergreifen sollen. Aber ich weiß nicht, was es war, was mich wie gebannt und willenlos an die Erdscholle geheftet festhielt? Statt zu fliehen, blieb ich stehen und starrte völlig bewußtlos vor Staunen dem jungen Mann in's Gesicht.

„Zuerst schaute ich nur mechanisch und gedankenlos hin.

Aber bald fing meine Aufmerksamkeit an, erregt zu werden. Denn die Züge des jungen Mannes kamen mir so unbegreiflich bekannt vor. Ich forschte in meinem Gedächtniß, und bald ward mir's klar, an wem ich schon ähnliche Züge erblickt hatte. An wem anders, als an Dir selbst, Mutter? Was mir damals wie ein Räthsel vorkam, erscheint mir nun gelöst, da der Jüngling ja Dein Brudersſohn ist. Diese Aehnlichkeit hatte die Folge, daß ich den jungen Said nicht mit Mißfallen ansah. Zwar sprachen wir nur wenig zusammen, (denn welch' junges Mädchen vermöchte es, in solchem Falle viel zu reden?) aber unser Begegnen war doch kein abstoßendes. Zum Schlusse lud mich meine Freundin zu einer Hochzeit in ihrem Stadttheil ein, zu welcher ich Dich, Mutter, auch mitbringen soll. Wir könnten ja verschleiert hingehen und bleiben, meinte sie, denn bei solchen Fällen wäre es nicht auffallend, wenn Frauen im Schleier kämen, da ja auch die Gemahlinnen des Agha und einiger Vornehmen verschleiert zu gehen pflegten. So würde uns Niemand erkennen, wir aber könnten Alle sehen und beobachten. Obgleich sie nun zwar sagte „Alle", so hatte sie doch dabei nur einen Einzigen, nämlich ihren Bruder im Auge, den sie Dir, Mutter, bei dieser Gelegenheit zeigen will, um zu sehen, ob Du mit dem Heirathsplan einverstanden bist. Was mich betrifft, so bin ich natürlich vor Allem Deine Tochter und werde nur nach Deiner Eingebung handeln."

„Du scheinst", erwiderte Chredidscha, „aber bis jetzt doch eine gewisse Selbstständigkeit an den Tag gelegt zu haben. Doch ich tadle Dich darum nicht. Gott hat es so gefügt und ohne seinen Willen wäre das Ebenerzählte nicht geschehen! Jedoch was Du da sagtest, das sind ernste Dinge, und Du hast viel gewagt, daß Du es soweit kommen ließest. Zwar kann ich nichts Bessres wünschen, als daß mein Kind einen

Tahtani heirathe. Aber dieser Tahtani muß kein gewöhnlicher Mensch sein, er muß Muth für hundert besitzen, um Dich gegen seine eigne Sippschaft zu vertheidigen, denn als Tochter eines Fokani wirst Du Anfangs wenigstens im Quartier der andern Partei eine sehr feindliche Stellung haben. Darum will, ja muß ich ihn sehen, und darum kannst Du auch Deine Freundin wissen lassen, daß ich die Einladung zur Hochzeit annehme. Natürlich muß sie mein Kommen geheim halten."

Chredidscha war zu diesem Entschlusse nicht durch das zu entscheidende Schicksal ihrer Tochter allein bestimmt worden, nein, ihr eignes Herz zog sie nach dem Stadttheil ihrer Familie. Seid dreißig Jahren hatte sie unbefriedigt das Heimweh nach ihrem so nahgelegenen und doch durch eine unübersteigliche Kluft von ihr getrennten Geburtsort im Busen verschlossen. Nun sollte der so lange ungestillte Trieb endlich eine, wenn auch noch so flüchtige Befriedigung erhalten. Bei diesem Gedanken wollte zum erstenmal nach so vielen Jahren der flüchtige Schimmer einer froheren Hoffnung wieder in ihr Herz eindringen.

An dem zur Hochzeit bestimmten Tage begaben sich Chredidscha und ihre Tochter, durch dichte Schleier unkenntlich gemacht, nach dem Stadttheile der Tahtani. Mit seltsamen Gefühlen betrat die funfzigjährige Frau die Schwelle eines Hauses, in welchem sie als Mädchen ein- und ausgegangen war und das, sowie alle Häuser der Tahtani, ihr eignes älterliches mit einbegriffen, ihr seitdem unnahbar gewesen war. Die Frauen wurden auf die übliche stumme Weise empfangen, bei der sie sich nicht einmal zu erkennen zu geben brauchten, denn bei moslimischen Festen dürfen auch ungebetene Gäste erscheinen, und wurden dann nach dem oberen Stockwerk geführt, wo ein ringsum laufendes Geländer die Gallerie begränzte, von

deren Brüstung aus sie in den innern Hof des Hauses, in welchem alle arabischen und kabylischen Feste abgehalten zu werden pflegen, wie von einem luftigen Balcon hinabsehen konnten. Auf diesem Balcon befanden sich, der strengen Scheidungssitte der Geschlechter gemäß, nur Frauen, die meisten nach kabylischer Sitte unverschleiert, einige wenige, welche für sich das Privilegium der Vornehmheit in Anspruch nahmen, nach maurischem Stadtbrauche, verschleiert, wie auch, jedoch nicht aus eitlem Rangesdünkel, sondern aus anderen uns wohlbekannten Gründen, die beiden aus dem Quartier der Fokani Gekommenen, Chredidscha und ihre Tochter. Da die letztere Sitte für die vornehmere gilt, so wurde den Verschleierten der Ehrenplatz angewiesen.

Im Hofe selbst gab es nur Männer. In einem Kreise im Mittelpunkte des Festraumes saßen die Musikanten und die Sänger. Erstere hielten jene dem europäischen Auge so seltsamen Instrumente in den Händen, aus welchen Araber und Kabylen ihre uns so disharmonisch klingenden Tonstücke hervorrufen, die jedoch dem an andere Begriffe von Harmonie und Melodie gewöhnten einheimischen Ohre den höchsten musikalischen Genuß zu gewähren scheinen. Da war zuerst die Quitra, ein vierseitiges Instrument, zwischen einer Guitarre und einer Mandoline die Mitte haltend, dann der Rhebab, eine kleine rundliche, sehr dicke Geige, in ihrer Tonstimmung einer Art Altviole ähnlich; die Kamentscha, eine unförmige altmodische Violine. Neben diesen drei Saiteninstrumenten, welche stets den Grundton der Musikstücke festhielten, dienten zur Hervorbringung von Variationen verschiedene Arten von Tamtam's und Bendair (Tamburinen), eine große und eine kleine Trommel und schließlich fehlten nicht einige Krakab, große eiserne Castagnetten, der Negermusik entlehnt. Das einzige Blasinstrument bildete eine seltsame Rohrflöte,

mit kunstvollen Arabesken verziert, aus welcher ein alter Neger schrillende Töne hervorlockte. Die Sänger waren durch zwei alte Männer hinreichend repräsentirt, welche sich im Sologesang ablösten, während der Chorgesang, das Duett, Quartett rc. diesen Völkern gänzlich zu fehlen scheint. Der eine Greis erwies sich als ein vielbekannter, algierischer, singender Vagabunde, welcher in directer Linie von irgend einem Heiligen abstammte, und der als Nachkomme desselben bei seiner Ahnenkapelle von der Verehrung der Gläubigen das schönste und bequemste Auskommen hätte genießen können; aber sein Genie und die Muse des Gesanges gönnten ihm keine Ruhe, so daß er es vorzog, selbst noch in seinen alten Tagen ausschließlich von seinem vermeintlichen musikalischen Talent zu leben und seine sogenannte schöne Stimme der Bewunderung der Gesangsfreunde, deren sich unter Arabern wie Kabylen keineswegs wenige finden, preiszugeben. Der Umstand, daß diese Stimme eine bereits sechszigjährige war, schadete ihrem Ruhme keineswegs, ja vermehrte ihn noch, denn, da der Gesang dieser Völker ausschließlich ein näselnder ist, so kommt es dabei auf Klarheit der Stimme viel weniger, als auf Uebung im Hervorstoßen dieser Nasentöne an und je älter der Sänger, desto mehr Triller und Modulationen weiß er gewöhnlich seiner Nase zu entlocken. Sollte er einen Schnupfen haben, so gewinnen diese Töne einen eigenthümlichen Reiz des Geheimnißvollen durch die mystische Umschleierung der Laute, welche sie wie aus über- oder unterirdischen Regionen stammend erscheinen läßt. Der andre Sänger war ein kleines dickes Männchen, zwar ein ächter Vollblutskabyle, aber durch seine Feistheit unter diesem fast durchweg spindeldürren Volke höchst auffallend. Die Töne, welche er seinem Riechorgan entlockte, besaßen, wahrscheinlich der feisten Nasenwände wegen, durch welche sie sich hindurchwinden mußten, etwas besonders Schwer-

müthiges und Schmachtendes und rissen Alt und Jung beinahe bis zu Thränen hin.

Außer diesem Ohrenschmaus war auch noch für eine Augenweide gesorgt und zwar in Gestalt von zwei blutjungen recht hübschen Kabylinnen, welche arabische Tänze aufführten. Diese schwarzbraunen, dunkellockigen Schönen zeigten sich in durchsichtige Gewande von dünnster Halbseide gekleidet, reich mit Schmuck von den seltsamsten und mannichfaltigsten Formen behangen, und schienen auf ihren niedlichen Gesichtern einen vollkommenen Cursus von Schminkstudien, denn ohne Schminke darf sich hier keine Tänzerin zeigen, praktisch entwickelt zu haben. Nicht nur erwies sich das ganze Antlitz röthlich-weiß, aber vorherrschend weiß bemalt, nicht nur trugen die Wangen blühende, rothe Rosen, außerdem erschienen noch kleine, blaue Dreiecke auf dem Kinn, der Nase und dem Mittelpunkt der Backen angebracht und die Stirn zeigte einige aufgeklebte Figuren aus dünnstem Goldblech gebildet, während goldene Flitter auf der schwarzen Schminklinie der durch Farbe vereinigten Augenbrauen einen schimmernden Glanz verbreiteten. Hände und Füße verdankten dem Färbekraute, Henna genannt (Lausonia inermis), jenen orangeröthlichen Farbenton, welchen diese Völker für so schön halten.

Der Tanz dieser Schönen erwies sich als ein Gemisch des arabischen und kabylischen, wenn man überhaupt sagen kann, daß es einen kabylischen Tanz giebt. Viele halten nämlich den kabylischen Tanz für nichts, als eine nüchternere, langsamere und, wenn man will, anständigere Variante des arabischen. Beide Arten des Tanzes verdienen eigentlich nach unsern europäischen Begriffen diesen Namen kaum, da wir unter Tanzen doch hauptsächlich eine Bewegung der Beine und der Füße verstehen, während bei der hier beliebten choreographischen Bewegung, welche ich richtiger eine Pantomime

nennen möchte, die Füße beinahe ganz stille stehen und nur der Mittelkörper in Anfangs langsamen, aber bald heftiger und immer heftiger werdenden Schwingungen bewegt wird. Es ist ein ausdrucksvolles Ballet, welches gewöhnlich irgend eine glühende Liebesscene voll Feuer und Sinnlichkeit wiederzugeben strebt und deßhalb von der männlichen Hälfte der Zuschauer mit gierigen Blicken verschlungen zu werden pflegt. Aber begreiflicherweise besitzen die erotischen Verzückungen dieser Tänzerinnen für weibliche Zuschauer weniger Anziehungskraft.

So erschienen auch Chredidscha und ihre Tochter von dem Tanze nur sehr wenig und nur Anfangs gefesselt. Bald wanderten ihre Blicke im männlichen Zuschauerkreise umher und schienen nach etwas zu suchen, was für sie unendlich mehr Wichtigkeit besaß, als alle Terpsichoren der Welt. Auch verging keine lange Zeit, ehe der gewünschte Gegenstand gefunden schien, und nun flüsterte Neßla der Mutter in's Ohr:

„Das ist er, Mutter. Nun, wie gefällt er Dir?“

Dabei blinzelte sie, nur ihrer Mutter bemerkbar, nach einem jungen Manne hinunter, welcher mitten im Zuschauerkreis mit untergeschlagenen Beinen dasaß. Es war ein Jüngling von etlichen neunzehn Jahren, schlank und muskelkräftig, wie alle Kabylen, aber seine Züge trugen nicht ganz den wildbarbarischen Ausdruck seiner Stammesgenossen. Es war gleichsam ein civilsirteres Gesicht; wenn auch nicht so verfeinert, wie das eines gebildeten Europäers, so verrieth es doch eine gewisse Culturfähigkeit. Chredidscha, welche wie manche Kinder dieses mit Mutterwitz und natürlichen Anlagen reichbegabten Volkes, eine gute Kennerin der Physiognomien war, schien diese Eigenschaft zu errathen und in derselben für ihren Plan eine Begünstigung zu erblicken. Denn ein gewöhnlicher, halbwilder Kabyle würde ihr nie genügt haben, da ein sol-

cher sich wohl nie in dem Maaße, als es das Gelingen ihres Zweckes erheischte, von dem Vorurtheil der Parteisucht frei gemacht haben würde. Sie äußerte also ihrer Tochter ihre einstweilige Zufriedenheit mit folgenden Worten:

„Das Gesicht gefällt mir nicht übel. Es liegt etwas Kluges und Offenes zugleich darin. Doch diese Eigenschaften genügen nicht. Denn nun kommt es noch darauf an, ob er auch solche Proben seines Muthes ablegen wird, wie ich sie von ihm verlangen will."

„Von ihm verlangen, Mutter?" erwiderte Neßla, „aber wo können wir ihn denn sprechen? Soll ich vielleicht ein Stelldichein vermitteln?"

„Das wird nicht nöthig sein", entgegnete Chredidscha, „siehst Du denn nicht, wie er sich anschickt heraufzukommen?"

So unerhört diese Sache auch sein mochte, so war sie doch wahr. Der junge Said stand eben im Begriff, das Unglaubliche zu thun und sich, den geheiligten Gebräuchen zum Trotz, gegen alle Sitte und Gewohnheit, auf den Frauenplatz zu begeben.

Wenn nämlich die beiden Frauen ihn bemerkt hatten, so waren sie ihrerseits keineswegs von ihm unbemerkt geblieben und noch ehe er es von seiner Schwester erfahren, hatte er errathen, wer die Verschleierten seien. Sein lebhafter Wunsch, sich denselben zu nähern und womöglich mit ihnen zu sprechen, rief bald einen seltsamen Entschluß in's Leben, seltsam und unerhört nach moslimischer Sitte, welchen nur ein solcher Moslem fassen konnte, dessen natürliche geistige Ueberlegenheit ihn die Vorurtheile seiner Landsleute verachten lehrte, den Entschluß nämlich, die Frauen noch während des Festes selbst aufzusuchen. Dazu mußte er freilich sich ebenfalls verschleiern, um als vermeintliche Weibsperson auf den Balcon zu gelangen, auf welchen nur Frauen zugelassen

wurden. Die Ausführung dieses Entschlusses war für den unternehmenden und flinken Jüngling das Werk eines Augenblicks. Am Anfang des kurzen Zwiegesprächs Neßla's mit ihrer Mutter hatte er noch scheinbar ruhig dagesessen, dann war er einen Moment verschwunden und bald darauf am Fuß der Treppe, dießmal in dichte weibliche Schleier gehüllt, wiedererschienen, für Jedermann unkenntlich, außer für das scharfe Auge Chredidscha's, welche den jungen Mann ihrer Tochter zeigte, die ihrerseits bald in den weiblichen Gewanden, in welche Said nun vermummt erschien, die Kleider ihrer Freundin, der Schwester ihres Liebhabers, wiedererkannte.

Alle Theilnehmerinnen am Feste machten der neuankommenden, vermeintlichen vornehmen Kabylin, denn auch sie trug ja jenes unterscheidende Merkmal des höheren Ranges, den dichtverhüllenden Schleier, respectvoll Platz und dieselbe wurde auf den Ehrensitz dicht neben Chredidscha geführt, welcher ebenfalls eine bevorzugte Stelle unter den Zuschauerinnen eingeräumt worden war.

Nach den ersten üblichen Begrüßungsformeln, welche der Sitte gemäß selbst zwischen völlig Fremden ausgetauscht werden müssen, blieb die Unbekannte lange stumm sitzen, als traute sie sich nicht den Mund aufzuthun. Aber allmählich schien ihre große Schüchternheit zu weichen und bald entspann sich ein flüsterndes Gespräch zwischen dieser räthselhaften Schönen und der neben ihr sitzenden Mutter Neßla's, von welchem wir nur den Schluß mittheilen wollen:

„Zu Allem“, sprach Chredidscha, „will ich ja sagen, nur sollst Du mir erst eine Probe Deines Muthes geben, denn Muth muß der Mann haben, der ein Mädchen einer feindlichen Partei entführen will.“

„Du zweifelst an meinem Muth?“ erwiderte Said.

„Ich habe kein Recht, daran zu zweifeln, aber ich will eine Probe desselben."

„Wohlan denn! Welche Probe?"

„O eine sehr einfache, die Dir, wenn Du ein wahrer Tahtani bist, noch obendrein Vergnügen machen muß. Mahmud, der Sohn des Hamidu, der Fokani, den Du gewiß von Ansehen kennst, hat sich erfrecht, um die Hand meiner Tochter anzuhalten. Da ich nun alle Fokani und besonders diejenigen unter ihnen hasse, welche nach Neßla's Hand streben, so gönne ich ihm für seine Unverschämtheit eine exemplarische Strafe, zum Beispiel eine gehörige Tracht Prügel, die Du ihm geben sollst. Er ist ein sehr kräftiger Mann, in gleichem Alter wie Du; die Probe mag deßhalb keine leicht zu bestehende scheinen und darum auch erwähle ich sie. Ohne siegreich aus ihr hervorzugehen, bekommst Du meine Neßla nicht. Merke Dir jedoch zwei Dinge wohl; Du darfst keine Gefährten zu Hülfe nehmen und keine andern Waffen als den gewöhnlichen kabylischen Stock gebrauchen, denn ich will keine neue Blutschuld auf meine Familie geladen haben."

Die Verschleierte hatte kaum diese Worte vernommen, als sie sich erhob und mit dem üblichen Abschiedsgruß die Nähe Chredidscha's verließ, um sich auch sofort vom Frauenplatze hinwegzubegeben, nicht jedoch ohne ihrer Nachbarin vorher folgende Worte zugeflüstert zu haben:

„Du sollst nicht lange auf diese Genugthuung warten, Chredidscha!"

Sämmtliche Kabylinnen machten der räthselhaften Dame, welche so spät gekommen war und so bald wieder ging, respectvoll Platz und sie verschwand. Der von ihr soeben noch eingenommene Platz blieb jedoch keineswegs leer. Schon hatte sich eine Andere daselbst eingefunden. Dieselbe zeigte sich nicht verschleiert, mochte auch wohl kaum die Mittel be-

sitzen, sich viel umhüllende Gewande anzuschaffen, da ihr Gewerbe, obwohl ein sehr nothwendiges und viel beschäftigtes, dennoch bei diesem geizigen Volk nur sehr wenig abzuwerfen pflegt. Die Neuangekommene war Niemand anders, als die alte Kuata, deren Eigenname Habba, das heißt „die Liebe", sehr gut zu ihrem zarten Kuppelgeschäft paßte.

Nicht ohne einen gewissen Ekel erblickte Chredidscha die neue wenig willkommene Nachbarin. Sie hatte derselben zwar ihr Haus verboten, aber sie vermochte nicht, eine wenigstens räumliche Annäherung der Zudringlichen beim Feste zu verhindern. Freilich blieb ihr übrig, sich in vollkommenes Stillschweigen zu hüllen, um die räumliche Annäherung nicht zu einer persönlichen gedeihen zu lassen, obgleich sie Habba natürlich nicht davon abhalten konnte, sie anzureden. Diese setzte denn auch gleich nach Herzenslust ihr Sprechorgan in Bewegung. Anfangs verharrte Chredidscha in ihrer vornehmen Reservirtheit und horchte kaum auf das, was Jene sagte. Da sie aber doch deren Worten nicht den Zugang zu ihrem Gehör versperren konnte, so fing sie hie und da eines derselben auf, und diese Worte erwiesen sich verhängnißvoller Weise für sie von magnetischer Anziehungskraft, so daß sie zuletzt nicht mehr vermochte, auch nur einem derselben ihr Ohr zu verschließen. Bald war sie lebhaft von dem Gegenstande, welchen die Alte behandelte, interessirt und ihr Interesse wuchs in Kurzem dergestalt, daß sie alle Vorsätze der Zurückhaltung über Bord warf und sich mit Habba geradezu in ein Gespräch einließ.

Dieser Gesprächsgegenstand bewährte sich denn auch in der That für Chredidscha als ein hochwichtiger. Es handelte sich nämlich dießmal nicht mehr um Neßla, in deren Angelegenheiten sie der Kupplerin durchaus keine weitere Einmischung zu gestatten entschlossen war, sondern um sie selbst.

Es war von einer verhängnißvollen Katastrophe für sie selbst die Rede, und zwar von der schlimmsten, welche eine verheirathete Kabylin bedrohen kann, in Gestalt nämlich einer Nebenbuhlerin, welche, mochte Chredidscha nun ihren Mann lieben oder nicht, jedenfalls eine höchst unbequeme Mitbewohnerin ihres Hauses werden mußte, denn Nebenbuhlerin bedeutet für eine Kabylin natürlich immer eine zweite, dritte, oder vierte Gemahlin ihres Gatten, vorausgesetzt, daß sie selbst die erste ist, wie dieses bei Chredidscha der Fall war.

„Ja, ja, meine Tochter“, (Habba nannte jede Frau ihre Tochter, war sie auch kaum jünger als sie selbst), so redete die Kuata, „Ammer ist nicht zu trauen. Schon lange geht er auf Schleichwegen, und mein scharfes Auge, das mir Allah in seiner Gnade trotz meines hohen Alters erhalten hat, ist ihm schon oft gefolgt, wenn er das Quartier der Fokani verließ, um den zärtlichen Liebeseufzenden wo anders zu spielen.“

„Wo anders?“ fiel ihr hier Chredidscha in's Wort, „was willst Du damit sagen?“

„Hm, hm“, erwiderte die Alte, „es scheint, Du hast Ammer einen Geschmack für die Frauen und Mädchen der Tahtani eingeflößt. In der That soll es auch niemals ein lieblicheres Gesichtchen, als das Deinige vor dreißig Jahren war, gegeben haben, und auch jetzt erscheinst Du noch als eine Perle unsres Geschlechts, so daß ich Ammer wirklich gar nicht begreife, wie er sich nach einer Andern umsehen mag.“

Chredidscha hörte diese abgeschmackten Complimente, welche zu den stereotypen Redensarten im Handwerk der Kuata gehörten; mit schlechtverhaltener Ungeduld an und rief dann:

„Aber so komme doch zur Sache! Also eine Tahtania wäre es, welcher mein Mann nachspürt?“

„Ja, mein Töchterchen“, entgegnete Habba, „nicht anders ist es. Es scheint, daß Ammer, da er einmal an einer Tah-

tania so viel Reizendes und Liebenswerthes gefunden hat, dergleichen auch bei Anderen dieses Volkes voraussetzt. Vielleicht auch reizt den tollkühnen Mann die verbotene Frucht, das Mädchen vom feindlichen Stamme desto mehr, je schwerer sie für ihn zu erlangen scheint. Kurz, er ist Sterbens verliebt in die junge Omaja, eine schöne Tahtania, kaum sechszehnjährig, die aber trotz ihrer Jugend doch nicht mit einer solchen Rose, wie Du bist, zu vergleichen sein kann. O die Männer, o die Männer, was für ein launisches Geschlecht!"

Chredidscha wurde durch diese handwerksmäßigen Redensarten der Kuata immer ungeduldiger gestimmt. Zu ihrer Ungeduld kam nun noch die schlechtverhaltene Eifersucht, denn Eifersucht bildet ja nicht immer eine Frucht der Liebe, sondern sehr oft des Ehrgeizes. Sie sollte eine Nebenbuhlerin haben! Sie sollte Ammers Haus mit einer zweiten, wahrscheinlich geliebteren Gattin theilen! Sie schien also nun zur zweiten Stelle verurtheilt und welches Loos mochte nicht ihrer Tochter bevorstehen? Wuth und Zorn, Mißgunst und Neid, alle Leidenschaften des Hasses wogten in ihrem Busen und drohten einen fürchterlichen Ausbruch. Diese Leidenschaften sind es grade, welche bei diesem Volke sich als die mächtigsten von allen bewähren. Es giebt keine besseren Hasser, als die Kabylen und namentlich die Kabylinnen. Aber, wie gern auch Chredidscha das Feuer ihres Zornes hochaufflammen gelassen und sich in voller Schreckhaftigkeit als eine Meduse oder eine Furie enthüllt hätte, einstweilen erwies sich doch der eiserne Zwang der Sitte mächtig genug, um ihr Selbstbeherrschung aufzuerlegen. Scheinbar gleichgültig fuhr sie deßhalb fort:

„Aus welchem Hause ist denn die, welche Du die schöne Omaja nennst?"

„Sie ist“, so entgegnete die Kuata, „die Tochter Kadurs ben el Kaukschi, eines sehr angesehenen Tahtani. Sie wohnt .... doch was brauche ich Dir lange zu sagen, wo sie wohnt; Du kannst sie ja sehen, denn sie ist gar nicht weit von Dir, siehst Du dort, neben der alten Kuchenverkäuferin sitzt sie ganz unverschleiert.“

Hiemit zeigte Habba auf ein kaum erwachsenes, schmächtiges, schwarzbraunes Mädchen mit buschigen Augenbrauen, welche allerdings viele jener Reize, welche bei diesem Volke nur der zartesten Jugend eigen sind, in sich vereinigte. Chredidscha sah ihre Nebenbuhlerin mit Blicken an, denen man die Absicht zuschreiben konnte, sie niederdonnern zu wollen, oder, wie es im Koran heißt, die Erde unter ihr wanken zu machen, damit sie sich öffne und die Verhaßte verschlinge. Aber nur einen Augenblick gab sich Ammers Gattin diese unfruchtbare Genugthuung. Sie war vor allen Dingen eine praktische Frau und dachte schon auf Mittel und Wege, das drohende Unheil zu verhüten, oder, konnte sie dieses nicht, wenigstens dessen Folgen abzuschwächen. Denn für ihr Mutterherz mußte eine der schlimmsten Folgen, welche ihr durch die Nebenbuhlerin drohte, die sein, daß ihr Kind nun eine zurückgesetzte Stellung im Hause der Stiefmutter einnehmen würde. Deßhalb mußte Neßla schleunigst verheirathet werden. Sie nahm sich vor, so bald als thunlich, ihrem Mann den Heirathsplan mit Said mitzutheilen und womöglich dessen Einwilligung zu erzwingen.

Nach jener Mittheilung Habba's hatte das Fest aufgehört, für Chredidscha Anziehungskraft zu besitzen. So trat sie denn auch bald mit Neßla den Weg nach dem Stadttheil der Fokani wieder an.

Schon am folgenden Tage vernahm Chredidscha aus dem aufgeregten Geplauder der vom Felde zurückkehrenden

Kabylinnen, daß etwas Interessantes sich zugetragen habe. Natürlich handelte es sich um ein neues Zusammentreffen feindlicher Parteigenossen. Dießmal bildete jedoch den interessanten Gesprächsgegenstand nur ein Zweikampf zwischen zwei jungen Männern, und aus dem wenig leidenschaftlichen Tone des Gesprächs errieth Chredidscha, daß derselbe unblutig verlaufen war. Mehr konnte sie von den ihr übelwollenden Frauen der Fokani nicht herausbringen. Als aber ihre Tochter, wie gewöhnlich die letzte im Zuge, endlich kam, da sollte ihr Alles haarklein auseinandergesetzt werden, denn Neßla war, wenn auch aus einiger Ferne, Augenzeugin des Kampfes gewesen.

„Denke Dir, Mutter", so sprach das schöne Mädchen, deren Wangen heute die Röthe freudiger Erregtheit trugen, „ich habe es selbst mit angesehen, wie Said den Fokani durchprügelte. Es ist ihm wider mein Erwarten, ich möchte sagen fast zu meinem Erstaunen gelungen. Doch erst muß ich Dir den Hergang erzählen. Mahmud ben Hamidu war heute um die Mittagsstunde auf's Feld herausgekommen, um, wie gewöhnlich, den Frauen seiner Sippschaft die Oliven und den Gerstenteig des Mittagsbrodes zu bringen. Kaum hatte er sich dieses Auftrags entledigt und stand eben im Begriff, hinwegzugehen, als ihn plötzlich eine Stimme unfreundlich und höhnisch anrief:

„Ist das nicht der schöne Mahmud? Warum bleibst Du nicht auf dem Felde, um mit den Weibern zu arbeiten, da Du doch nicht besser als ein Weib bist?"

„Eine solche Anrede an einen Menschen, wie Mahmud, besaß etwas so Belustigendes und durch den Contrast mit der Wirklichkeit Komisches, daß selbst die Frauen seiner eignen Partei, welche es hörten, statt in Zorn zu gerathen, in schallendes Gelächter ausbrachen, denn Niemand konnte weni-

ger einem Weibe verglichen werden, als der riesenstarke, muskelkräftige, bärtige Sohn des Hamidu. Aber du weißt, es ist bei unsern Männern üblich, den Feigling mit einem Weibe zu vergleichen; jedoch bis jetzt hatte noch Niemand gewagt, Mahmud der Feigheit zu zeihen. Deßhalb schien er auch die Anrede keineswegs erheiternd zu finden, sondern sah sich, von Zorn schnaubend, gleich nach seinem Feinde um, welchen er in der Person Saids entdeckte. Schnell zog Mahmud sein Messer, aber ebensoschnell war Said auf ihn zugesprungen und hatte es ihm durch eine geschickte Handbewegung auch schon entrungen. Nun hätte er freilich die blanke Waffe ziehen können, welcher sein Feind hülflos preisgegeben erschien. Aber er wollte es nicht, sondern rief:

„O Mahmud, wir wollen weiter nicht Ernst machen, sondern nur ein wenig miteinander spielen. Du hast Deinen Stock, ich den meinigen. Antworte mir nur auf dieselbe Weise, wenn Du es kannst.“

„Dabei erfolgte ein tüchtiger Hieb auf Mahmuds Schulter, dieser ließ nicht mit der Antwort warten und nun regnete es Hiebe auf Hiebe, bis sie beide, glaube ich, blau am ganzen Leibe waren. Ich muß gestehen, ich war lange für Said besorgt, denn sein Gegner schien offenbar viel stärker, aber er erwies sich auch zugleich plumper, Said wußte gewandt vielen seiner Schläge auszuweichen und ihm dann plötzlich von einer Seite beizukommen, von welcher er ihn kaum erwartete. Lange trieb er so den Gegner immer im Kreise herum, stets von verschiedener Seite einen Hieb ausführend und dem Gegenhieb sich entziehend, bis zuletzt dieser, ganz schwindelnd von dem steten Drehen im engen Kreise, und ermattet von den vielen Schlägen, bei einem letzten verfehlten Hieb, in welchen er seine ganze Kraft gelegt zu haben schien, das Gleichgewicht verlor und niederstürzte, worauf

dann Said das Recht des Siegers, wie dieß ja bei unsern Männern Brauch zu sein pflegt, ausübend, auf den Gefallenen stieg und ihn bis zur Bewußtlosigkeit mit seinem Stocke bearbeitete. Mahmud wird wohl einige Wochen kein Glied rühren können, aber verletzt scheint er nicht auf ernstliche Weise zu sein."

„Das ist mir lieb", rief Chredidscha, „denn ich will keine neue Blutschuld. Jetzt kann ich Dir auch sagen, warum das geschah, was Du heute mitangesehen hast. Ich selbst habe dem Said diese Probe auferlegt; er hat sie glücklich bestanden und nun freue Dich, denn jetzt steht Eurer Vermählung von meiner Seite kein Hinderniß mehr im Wege. Die Einwilligung Deines Vaters, die er mir zwar, als ich ihn heute Nacht drum anging, verweigerte, hoffe ich doch mit der Zeit durch List, Geschicklichkeit und Ausdauer zu erringen. Nur mußt Du dem Said sagen lassen, daß er sich persönlich eines jeden Schrittes enthalte. Ich kenne Ammer. Ein Einschreiten des jungen Mannes würde eine sichere und endgültige Weigerung hervorrufen und in diesem Falle wäre Alles verloren."

Chredidscha ahnte nicht, wie schnell die Wirklichkeit diesen Worten Bestätigung verleihen sollte. Aber nicht lange war ihr bestimmt, darüber in Unwissenheit zu bleiben. Eben war Ammer in das Dorf zurückgekehrt und schritt graden Weges auf seine Frau und Tochter zu. Ammer war ein Mann in den Fünfzigen, von regelmäßigen, scharfmarkirten Zügen, welche ein dichter Wald schwarzgrauer Barthaare beinahe unkenntlich machte. Der Schädel, nach kabylischer Sitte glattgeschoren, offenbarte dagegen seine spitze Schakalsform unverhüllt. Sein weites kabylisches Hemd ließ die dichtbehaarte Brust und seine ebenfalls behaarten Arme hervorblicken. So glich er einem Waldmenschen, und schien ein Satyr ohne den

Bocksfuß, doch kein Silen, denn dazu fehlte ihm einestheils die Wohlbeleibtheit, statt welcher eine sehnige, muskelkräftige Magerkeit seinen Körper, wie den aller Kabylen kennzeichnete, anderntheils der gutmüthige, friedliche Ausdruck des Nährvaters des Bachus. Seine Glieder schienen wie aus Erz gegossen; sein Alter merkte man ihm nur an den unzähligen, tiefeinschneidenden Runzeln, welche sein wie aller ältern Kabylen Gesicht durchfurchten, nicht aber an irgend einer Abnahme der Kraft an. Der Ausdruck seines Gesichts, welcher stets etwas Finsteres, ja Unheimliches zeigte, schien heute noch besonders von den Wolken des Zornes verdunkelt. Zwei Leidenschaften verriethen sich vorzugsweise in dem Spiel seiner Züge, zwei wilde verheerende Leidenschaften, eine maaßlose Sinnlichkeit und ein vielleicht eben so heftiges Rachegefühl. Aber im Augenblicke schien die erstere ganz verdrängt, und die letztere ausschließlich Besitz von dieser ingrimmigen Seele genommen zu haben. Er hielt einen Stock in der Rechten, welchen er stets krampfhaft hin- und herwand und oft wie aus überwallendem Zorngefühl gen Boden stieß. Das waren keine günstigen Zeichen. Ammer schien offenbar sehr übler Laune.

Er schien sich einen Augenblick zu besinnen, als schwanke er, ob er hier vor dem Hause mit seiner Frau reden oder ob er sie in dasselbe bescheiden wolle. Endlich entschied er sich für das Erstere:

„Schicke Deine Tochter in's Haus", herrschte er seine Gattin an, „ich habe zwei Worte mit Dir allein zu reden."

Neßla ging. Es waren auch wirklich wenig mehr, als zwei Worte, welche Ammer zu sagen hatte, aber dieselben erwiesen sich für Chredidscha und ihre Tochter inhaltsschwer und verhängnißvoll.

„Wisse", so sprach Ammer, „daß ein verfluchter Tahtani,

Said ben Said, derselbe, der heute mit Mahmud ben Hamidu die Prügelei hatte, von der noch das ganze Dorf spricht, die Kühnheit gehabt hat, bei mir um die Hand meiner Tochter anzuhalten. Eine solche Verletzung der Sitte kann ich nicht vergeben. Es versteht sich von selbst, daß er schon deßhalb, weil er ein Tahtani ist, meine Tochter niemals bekommen kann. Das mußte der Hund wohl wissen und deßhalb kann sein Heirathsantrag auch keine andere Bedeutung, als die einer schimpflichen Beleidigung für mich, mein Haus und alle Fokani haben. Dem Burschen scheint durch seinen lächerlichen Kampf mit Mahmud der Kamm gewachsen, und nun will er sich mit mir messen. Jedoch Mahmud war ein schläfriger Schakal, daß er sich so behandeln ließ, in mir aber soll Said einen blutgierigen Panther finden. Denn ich habe für die mir angethane Schmach blutige Rache geschworen und ich werde sie durch Gewalt oder List erlangen. Damit übrigens etwas Aehnliches nie mehr vorkomme, so will ich, daß Deine Tochter, sobald als Mahmud wieder stehen kann, mit ihm vermählt werde, denn er hat schon einmal um sie angehalten, und seine Verwandten sagen mir, daß er sie noch immer zur Frau wünscht. Keine Widerrede gegen diesen meinen Willen! Das Weib muß dem Mann, die Tochter dem Vater gehorchen! Wenn Ihr Euch aber meinem Willen nicht fügt, dann fürchtet meinen Zorn. Ammer ist keine feige Hyäne, die nur von Leichnamen lebt, sondern ein reißender Löwe, der die Lebenden anfällt."

Mit diesen Worten verließ der finstre Mann seine Gattin, die jetzt vor Zorn, aber nicht vor Furcht bebende Ehredidscha. Vor Zorn! denn eben war ihr in so gebieterischer Sprache, wie sie dieselbe nie während einer dreißigjährigen Ehe gehört hatte, das angekündigt worden, was ihr vor Allem unerwünscht, ja in den Tod verhaßt sein mußte. Aber

wie heftig ihr Zorn auch auflodern mochte, thatkräftig war er nicht. Vielleicht, daß am Anfang ihrer Ehe die Leidenschaft sie zu einem blutigen Entschluß hätte hinreißen können. Aber jetzt, vom Alter gemäßigt, wenn auch nicht gebeugt, verabscheute sie vor Allem jenen Fluch ihres Volkes, die stets sich erneuernde Blutschuld, von der sie selbst so schreckliche Proben gesehen und welche sich wie ein höllischer Schemen zwischen sie und ihr Familienglück gestellt hatte. Dasselbe, was sie Said anempfohlen hatte, das sollte auch ihr selbst als eine heilige Vorschrift gelten. Sie wollte keine neue Blutschuld in ihrer Familie und deßhalb blieb auch dießmal, ebensogut wie die früheren Male, als sie in ähnliche Versuchung gekommen war, der Dolch, welchen ihr Bruder ihr vor dreißig Jahren zur Ermordung ihres Gatten eingehändigt hatte, ungezückt. Ammers Leben sollte geschont werden. Aber Neßla's Glück? Konnte sie das hinopfern? Sie war fest entschlossen, Alles, was immer in ihrer Macht liegen konnte, anzuwenden, um die gefürchtete Verbindung mit Mahmud zu verhindern. Direct konnte dem Unglück nicht begegnet, durch offnen Widerstand konnte es nicht abgewendet werden. Zeit gewinnen, das schien ihr im Augenblick vor Allem das Wichtigste. Einstweilen mußte ja erst Mahmuds Genesung abgewartet werden. Dann konnte sich Neßla krank stellen. Dann brächten vielleicht Ammers eigne Heirathspläne auch eine Verzögerung. Dieses sie persönlich so schrecklich bedrohende Ereigniß begrüßte sie jetzt um ihrer Tochter willen fast als etwas Erwünschtes. Kurz, sie gab die Hoffnung nicht auf, den ganzen unwillkommenen Plan ihres Mannes vorerst auf die lange Bank zu schieben, und dann schließlich möglicherweise zu vereiteln. Aber Said? Said war offenbar ein Hinderniß. Muthig hatte er sich gezeigt, aber ungeschickt auch und zwar im höchsten Grade, denn einmal gilt es an und für

sich schon als eine Beleidigung, wenn ein Mann beim Vater um dessen Tochter direct anhält und in diesem Falle machte die Parteistellung beider den Schimpf noch größer, und dann mußte ihm die einfachste Klugheit, hätte er davon auch nur ein Quentchen besessen, sagen, daß er keinen Schritt ohne vorheriges Einverständniß mit Chredidscha thun dürfe. Ammer schien so gereizt, daß Saids fernere Anwesenheit vielfache unangenehme Zwischenfälle herbeiführen, ja sein bloßer Anblick bei dem eigensinnigen Manne als Sporn wirken konnte, Neßla desto schneller dem Fokani in die Arme zu liefern. Said mußte entfernt werden.

Sie war deßhalb fest entschlossen, ihm den Rath zur zeitweiligen Selbstverbannung zu ertheilen. Dieß sollte auch zugleich eine Strafe für seine Ungeschicklichkeit bilden und nebenbei noch den menschenfreundlicheren Zweck erfüllen, ihn vor Ammers blutiger Nachstellung zu sichern, vor welcher Muth allein den Jüngling nicht zu bewahren vermochte, denn der Fokani war ebensogut eines offenen Angriffes, sowie auch, wenn dieser nicht dem Zwecke entsprach, eines Meuchelmords fähig. Wie aber ihm diesen Rath mittheilen? Zu schreiben verstand im ganzen Dorf nur ein einziger Marabut und lesen konnte Said nicht. Er hätte sich den Brief eben von demselben Marabut, der ihn geschrieben, auch vorlesen lassen müssen. Dieser große Gelehrte und einzige Lesekundige des Dorfes, obgleich er sich des Titels eines Heiligen erfreute, hatte sich aber leider bei allen ähnlichen Gelegenheiten als so geschwätzig bewährt, daß sie ihr Geheimniß ebensogut gleich der ganzen Gemeinde hätte anvertrauen können. An die gewöhnliche Botin in allen ähnlichen Fällen, die alte Habba, durfte sie auch nicht denken, denn dieselbe pflegte bei solchen Aufträgen immer des Ihrigen so viel hinzuzufügen, daß der Empfänger der Botschaft dieselbe leicht falsch auffassen konnte.

Da blieb ihr noch ein einfaches Mittel, eine Art von Zeichensprache. Die Kabylen pflegen nämlich einem Mitgliede ihrer Sippschaft, welches im Begriffe steht, auf kurze oder längere Zeit auszuwandern, eine Ledertasche zur Reiseausrüstung zu schenken und umzuhängen. Diese vertritt bei ihm die Stelle sämmtlicher Koffer, Nachtsäcke, Reisetaschen, Hutschachteln und jedweden Gepäckstückes, mit welchem sich der reisende Europäer zu belästigen pflegt, und dient nicht etwa zur Aufbewahrung von Wäsche oder von Kleidungsstücken, da solche doch niemals in doppelten Exemplaren vorhanden zu sein pflegen, und kein Kabyle einen andern Anzug, als den er auf dem Leibe trägt, besitzt, sondern nur dazu, um den nöthigen Imbiß, bestehend aus Oliven, etwas rohem Mehl und einem säuerlichen Gerstenteig, euphemistisch Brod genannt, einzuschließen. Manchmal steckt auch die kleine Oelflasche in diesem nützlichen Gepäckstück, damit der Reisende sich den Luxus verschaffen könne, das rohe Mehl seines Imbisses mit dem, was der Kabyle für den köstlichsten Trank der Welt und für die süßeste Würze der Speisen hält, d. h. mit ungeläutertem, schwärzlichem, meist ranzigem Oel zu vermengen. Die Sendung einer solchen Ledertasche an Said mußte ihm deutlich Chredidscha's Rath, auszuwandern, verkündigen.

Zum Glück fand sich in Ammers Hause eine solche Ledertasche, ein Erbstück von dessen Urahn, vom Alter ehrwürdig und mit unzähligen Oelflecken gesalbt. Diesen kostbaren Gegenstand, gefüllt mit dem wünschenswerthesten Reiseimbiß, übergab sie ihrer Tochter, aus deren Händen er durch Saida's Vermittlung in diejenigen des jungen Mannes gelangen sollte.

Said hatte schon durch die alte Habba, welche als Allerweltsspionin auch von Ammers Zorn bereits unterrichtet war, vernommen, daß ihm so plötzlich, grade als er sich der Erfüllung des liebsten seiner Wünsche so nahe gewähnt hatte.

jegliche Aussicht, Neßla die seinige zu nennen, geraubt sei. Tief entmuthigt und niedergedrückt durch diese Zerstörung seiner Hoffnung, schwankte er unschlüssig, welchen Weg er nun einschlagen solle, um sich von seinem Liebeskummer zu erholen, wenn anders ihm Erholung möglich war, als er Chredidscha's Sendung erhielt. Dieselbe zeigte ihm einen Ausweg, den er kaum wohl aus eignem Antrieb gewählt haben würde, welchen er aber nun, als von der Mutter seiner Geliebten und möglicherweise von dieser selbst kommend, getreulich zu befolgen gelobte. Dabei gab er sich, abergläubisch wie alle Kabylen, dem Hoffnungswahn hin, daß ein solcher Gehorsam, sowie die ihm übersandten Gegenstände, welche seiner Verehrung für Talismane galten, ihm auf irgend eine geheimnißvolle Weise Glück bringen würden. Ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, verließ er das Dorf.

Wenn ein junger Kabyle seine Heimath für längere Zeit verläßt, so hängt gewöhnlich das Ziel seiner Wanderung lediglich davon ab, welcher Art die hervorragenden Eigenschaften, Neigungen, ich möchte fast sagen Instinkte seines Stammes sind. Gehört er zu einem gewerbsfleißigen Stamm, deren es nicht wenige unter dem geldliebenden Kabylenvolke giebt, so wird er unfehlbar seine Schritte der Hauptstadt des Landes zuwenden, um dort in irgend einem industriellen oder mercantilen Etablissement Unterhalt zu finden und mit vorschreitenden Jahren möglicherweise reichlichen Gewinn zu erzielen. Gehört er aber, wie dieses bei Said der Fall war, zu einem vorzugsweise kriegerischen Stamm, so wandert er, wie wir Aehnliches von den tollkühnen Taugenichtsen des Mittelalters lesen, welche zu den Fahnen der Landsknechte schaarenweise zu eilen pflegten, nach dem ersten besten militärischen Depôt, um sich dort als Turco, in der officiellen Sprache „Tirailleur Algérien" genannt, anwerben zu lassen.

Diese Waffengattung, sowie diejenige der Spahis sind nämlich die einzigen, welche den Einheimischen offen stehen. Da aber zum Eintritt in die Spahis, d. h. unregelmäßige Reiterei, Geld gehört, um sich das selbst zu stellende Pferd zu kaufen, und die meisten Auswanderer hiermit nicht versehen sind, so bleibt ihnen nur der Eintritt in die algierische Infanterie. Der Umstand, daß er dann für die Feinde seines Glaubens und die Unterdrücker seines Volkes kämpft, pflegt dem Kabylen ebenso wenig Scrupel zu verursachen, wie zum Beispiel den Schweizersöldlingen früherer Zeiten der Gedanke, daß sie, geborene Republikaner, ihr Leben zur Aufrechthaltung des Absolutismus zur Verfügung stellten. So hegte auch Said, vom Augenblick an, da er dem väterlichen Schellata den Rücken wandte, keinen andern Plan, als den, sich in Bougie, der nur zwei Tagereisen von Schellata entfernten Hauptstadt Kabyliens, als Turco, das heißt als Soldat im Dienste Frankreichs, einschreiben zu lassen.

Die Turco's oder algierischen Jäger bestehen vorzugsweise aus Kabylen, und dieselben eignen sich auch vielleicht am Besten zu solchem Militärdienst. Zwar geben ihnen die übrigen Eingeborenen an Tapferkeit nichts nach und stehen ihnen also im eigentlichen Felddienst gleich, aber die nomadischen Araber (Beduinen), welche die Mehrzahl der übrigen einheimischen Bevölkerung ausmachen, finden sich nur sehr schwer in das Soldatenleben im Frieden, und dieses bildet am Ende doch wenigstens drei Viertheile alles Soldatenlebens, in Algerien so gut, wie anderswo. Namentlich das Kasernenleben besitzt für den Beduinen, den Zeltbewohner, so viel Widerliches, daß er seine Abneigung gegen dasselbe durch häufige Desertionen kund zu geben pflegt. Der Kabyle ist aber schon von Haus aus an den festen Wohnsitz gewöhnt, (in der ganzen Kabylie giebt es weder Nomaden noch Zeltbewohner), so

daß ihm der geregelte Aufenthalt in einer Garnisonsstadt nicht lästig wird. Deßhalb werden auch Kabylen als Rekruten immer gern gesehen. Da sich nun Said überdieß noch durch einen muskelkräftigen, fehlerlosen, kerngesunden Körperbau empfahl, so konnte er seiner Aufnahme in dieses Freiwilligencorps so ziemlich gewiß sein.

Der Weg von Schellata nach Bougie, dem arabischen und kabylischen Bidschaja, dem Saldae des Alterthums, der einstigen Hauptstadt Geiserichs, (ehe dieser Vandalenkönig Karthago erobert hatte) und auch jetzt noch der Hauptstadt Kabyliens, zieht sich längs der malerischen Ufer des reißenden Gebirgsflusses, Uëd Sahel, hin. Es war ein trüber, trostloser Wintertag, an welchem Said diesen Weg einschlug. Die Nebel hingen in dichten Schleiern bis zum Fuße des mächtigen Dscherdschera, doch zeigte sich gerade in diesem Wolkengewande die Gegend aufs Unbeschreiblichste fesselnd und abwechslungsvoll. Denn diese Nebel ruhten nicht immer, sie wandelten vielmehr bald langsam bald schnell am Bergesfuße hin und her, zertheilten sich auch zuweilen plötzlich, wie der Vorhang, der das Allerheiligste in orientalischen Kirchen deckt, und ließen zwischen ihren Rissen bald ein größeres, bald ein kleineres Stück herrlicher Gebirgslandschaft erblicken; oft auch zogen sie sich vollends in die Höhe und ein ganzer Gebirgsstock mit seinen schwarzen Wäldern, seinen üppig grünen Hochwiesen und seinen kahlen, von der Feuchtigkeit marmorglatt schimmernden Felswänden wurde sichtbar. Die Sonne, je nachdem sie auf Augenblicke bald halb, bald ganz die Nebelhülle durchdrang, brachte in diese Landschaftsbilder den Reiz des mannichfaltigsten Farbenwechsels. Auch sie selbst schien proteusartig die Farbe zu ändern. Bald leuchtete sie rothgelb aus einer Nebelmasse hervor, bald fahlgelb, wenn ein dichter Schleier ihren Schein, wie mattes Glas, dämpfte,

bald strahlte sie wieder golden, wenn die Wolke zerriß. Unter diesem so ewig wechselnden Schein nahm die Nebelmasse, je nach ihrer Dichtigkeit, je nach ihrem Hintergrunde, je nach der Intensität des sie treffenden Lichts, bald einen weißgrauen, bald einen milchigweißen, bald einen violetten, bald einen röthlichen, bald einen gelblichen Farbenschimmer an. Da wo sie nicht mehr hindrang, in dem unter ihrer Wassersäule sich ausbreitenden Thale, glänzte die Winterlandschaft offen im Schmuck ihrer vollen Frische. Denn wenn auch in dem hochgelegenen Kabylenlande oft ein Frost das Gras erstarren macht, so ruft doch das nächste Thauwetter das Grün der Wiesen in seiner ganzen Ueppigkeit wieder hervor. Diese schmelzigen Wiesenteppiche zeigten sich beschattet von den phantastisch gewundenen wilden und zahmen Olivenbäumen, jenem Stolz und Reichthum Kabyliens, und eingerahmt von duftenden Pistacienbüschen, vom phönicischen Wachholder und von wilden Oleanderhecken, und mitten in dieser grünenden Winterlandschaft leuchtete aus einem Chaos von Kiesel und Steingeröll der Silberstrahl des Uëd Sahel hervor.

Doch wie sehr auch die Landschaft, durch welche Saids Weg ihn führte, würdig erscheinen mochte, das Auge des Wanderers zu fesseln, ihn ließ sie ohne allen Eindruck. Ein Kabyle ist selten Naturfreund, und Said hatte ganz andere Dinge im Kopf, die Erinnerung dessen, was er im heimathlichen Dorfe zurückließ, und der Gedanke an das, was ihm die Zukunft vorbehalten würde. Nach zweitägiger Fußwanderung langte er in Bougie an, der ersten Stadt, welche er jemals betreten hatte. Diese ließ ihn freilich nicht ohne Eindruck, denn der Kabyle hat sich das „nil admirari“ in weit geringerem Maaße zu eigen gemacht, als der stoische Araber, welcher selbst die Pariser Weltausstellung nicht merkwürdig findet. Mit unverhohlener Ueberraschung staunte Said die

französischen Häuser an, die nach seinen Begriffen äußerst luxuriösen Kaufläden, die Schiffe im Hafen, die Wagen der Europäer, die französischen Soldaten und Civilisten, die ihm alle wie kleine Pascha's so vornehm vorkamen und durch Reichthum imponirten, denn nach seinen Begriffen waren sie lauter Crösusse; hatten sie doch unzerlumpte Kleidungsstücke an, ein Luxus, der bei den Kabylen, wenn überhaupt, doch nur bei den Allerreichsten und Allervornehmsten gefunden wird.

Aber was halfen ihm alle die Herrlichkeiten der europäischen Civilisation? Dieselben waren nur für Geld zu genießen, und Geld besaß Said nicht. Selbst Nahrungssorgen fingen an, bei ihm zu erwachen, denn sein Olivenvorrath war auch schon zu Ende, die kleine Oelflasche leer und den letzten Gerstenteig hatte der Reisehunger längst verschlungen. So blieb ihm nichts übrig, als so schnell als möglich in das Brod seines neuen Herrn, d. h. der französischen Regierung, zu treten und sich im Werbebureau anzumelden. Ein pausbäckiger französischer Capitän mit schöner strahlender Glatze, einem röthlichen Ziegenbarte und ein Paar umschwollener kleiner Schweinsaugen, der sehr negligirt, nur mit einer alten rothen Hose und einem zerrissenen ehemals weißen Caban bekleidet erschien, empfing ihn dort in einer zwar äußerst burschikosen, aber doch freundlich gemeinten Weise; er redete ihn allerdings mit „Du schmutziger Kabylenflegel" an, aber seinen kleinen, im Fett halb erstickten Aeugelchen merkte man es doch an, daß eine solche Anrede bei ihm eine Art von Zärtlichkeitsausdruck vorstellen solle. Said wurde einer oberflächlichen Musterung unterworfen, und da der Capitän erklärte: „c'est une magnifique bête" (das ist ein prächtiges Thier), so wurde ihm unverzüglich ein anderer Turco mitgegeben, welcher den Auftrag erhielt, den Neuanzuwerbenden zum sogenannten Major zu führen.

Der „Major“ war jedoch nicht etwa ein Stabsoffizier, da die Franzosen diesen Offizierstitel abgeschafft haben, sondern vielmehr der Bataillonsarzt, welcher übrigens nur im gewöhnlichen Leben und beinahe spottweise, jedoch keineswegs officiell, von französischen Troupiers schlechtweg so benannt zu werden pflegt. Dieser sollte den Anzuwerbenden nach allen Vorschriften des Reglements untersuchen und dessen Diensttauglichkeit actenmäßig bescheinigen. Der „Major“ war jedoch nicht vorhanden. Ein altes Marketenderweib, welches seine Haushaltung besorgte, machte sich dahin verständlich, derselbe habe einen vierzehntägigen Urlaub vor einer Stunde angetreten und sich zum Vergnügen auf dem so eben abgesegelten Dampfschiff nach Algier begeben. Said wurde also zum Capitän zurückgebracht, der inzwischen auch vom Urlaub des „Majors“ gehört hatte, und nun dem Rekruten bedeutete, er müsse in Folge dieses Ereignisses jetzt noch vierzehn Tage warten, ehe er das Glück genießen könne, den Waffenrock der großen Nation anzulegen. Da Said die bescheidene Frage wagte, von was er denn so lange leben solle, so wies ihm der Capitän großmüthig täglich eine halbe Ration Commisbrod an, indem er murmelte: „der Kerl ist zwar noch nicht zum Dienst verpflichtet, eigentlich sollte ich ihm nichts geben; aber so ein kräftiges Thier braucht Nahrung.“

Said konnte nun vierzehn Tage lang das schönste Leben von der Welt genießen, natürlich nach kabylischen Begriffen. Er hatte Commisbrod zu essen, was ihm gegen sein gewohntes säuerliches Gerstenproduct wie Kuchen so lecker vorkam, und dafür wurde von ihm einstweilen gar nichts verlangt. Freilich war er in Verlegenheit, wo er die Nacht zubringen solle, denn das Schlafen auf Straßen und öffentlichen Plätzen, was der Kabyle selbst im Winter thunlich findet, pflegt leider die französische Polizei nicht zu erlauben. Zum Glück jedoch

entdeckte er nach einigem Umherstreifen in der keineswegs großen Stadt ein kabylisches Kaffeehaus, dessen Wirth sogar aus seinem eignen Dorfe stammte und, obgleich er von Hause aus ein Fokani, also ein Parteifeind war, doch seinen Fanatismus durch einen langen Aufenthalt in einer halbeuropäischen Stadt abgestreift zu haben schien. Dieser freute sich unverhohlen, in Said einen Landsmann kennen zu lernen, der die neuesten Geschichten aus seiner Heimath zu erzählen wußte, und bot ihm an, in der Kaffeebude sein Nachtlager aufzuschlagen, deren Bänke allnächtlich ein Publicum obdachloser Kabylen zu beherbergen pflegten. Auf diese Weise ward der junge Mann zum regelmäßigen Insassen des Kaffeehauses, auf dessen harten Sitzbrettern er Nachts schlief, und wo er bei Tage mit vielen Landsleuten zusammentraf, für welche er ungefähr einen ähnlich schätzbaren Werth besaß, wie für einen reisenden Europäer die letzte Zeitungsnummer aus der Vaterstadt, denen er erzählen mußte, was sich in den heimathlichen Dörfern und Stämmen Neuestes ereignet hatte und welche ihn dafür mit Kaffee tractirten, eine Großmuth, welche allerdings nicht mehr als einen halben Kreuzer kostete, die aber doch dem Bewirtheten sehr willkommen erschien, denn Kaffeegenuß bildete für ihn, wie für die meisten Kabylen, einen so unerhörten Luxus, daß er ihn für das unterscheidende Merkmal des höchsten Wohllebens hielt. So führte Said vierzehn Tage lang nach kabylischen Begriffen ein königliches Leben, dessen Wonne nur durch das Andenken an das hübsche, braune Kabylenmädchen, welchem er Treue geschworen, gestört wurde. Am Schlusse dieser vierzehn Tage sollte sich jedoch etwas ereignen, das seinen Plänen für die Zukunft eine völlig andere Richtung zu geben bestimmt war.

Schon brach der letzte Abend an, an welchem der neu einzuschreibende Turco noch seine Freiheit genießen konnte

Diese letzten Stunden der Unabhängigkeit, ehe er den Soldatenrock der „großen Nation" anziehen sollte, wo konnte sie Said anders zuzubringen gedenken, als in demselben kabylischen Kaffeehause seines Landsmannes inmitten seiner neuen Freunde und Stammesgenossen? Fast mit trüben Gedanken an den für ihn morgen beginnenden neuen Lebensabschnitt und nicht ohne eine gewisse Reue über den gefaßten Entschluß, eine Reue, welche jedoch nicht Thatkraft genug hervorrief, um ihn zur Aufgabe dieses Entschlusses zu bestimmen, wozu am Ende noch immer Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, fand sich an jenem letzten Abend, nach dem gewohnten stundenlangen Herumschlendern in der Stadt und am Hafen, der junge Schellataner in der wohlbekannten Kaffeebude ein. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er gleich beim Eintritt in dieselbe ein nur allzubekanntes Gesicht gewahrte, ein Gesicht, welches er zwar seit vierzehn Tagen nicht mehr gesehen, dem er aber vor dieser Frist unter ganz andern Umständen gegenüber und zwar dicht und in allernächster Nähe gegenüber gestanden hatte. Dieß Gesicht erinnerte ihn sogar noch durch sehr sichtbare Denkzeichen, welche es trug, an jenes letzte Zusammentreffen. Diese Denkzeichen bestanden in allerlei Streifen, Kreisen und Punkten, zwischen grüngelb und schwärzlichbraun in der Farbe wechselnd, und Said mußte sich sagen, daß dieselben ihm und den Berührungen seines Stockes ihren Ursprung verdankten; denn das fragliche Gesicht gehörte, wie meine Leser errathen werden, Niemand anders an, als dem jungen Fokani Mahmud ben Hamidu, dem Feinde und Nebenbuhler Saids, welcher noch vor kurzem mit ihm den erwähnten Stockkampf geführt und so schlecht bestanden hatte. Wie aber war Mahmud nach Bougie gekommen? Das soll er uns selbst verkünden.

Gleich so ohne Weiteres seine interessante Geschichte zu

erzählen, dazu schien nun freilich der Fokani nicht in der Laune. Seine Laune war vielmehr eine sehr schlechte und wurde keineswegs gebessert, als die verhaßte Gestalt seines Gegners vor seinen Blicken auftauchte. Bei diesem Anblick brach vielmehr die ganze Gewalt des Zorns und Rachegefühls, welche er zwei Wochen in stiller Zurückgezogenheit genährt und bis zur höchsten Stufe gereift hatte, mit voller Macht aus seinem tobenden Innern hervor. Ein vom Zorn Uebermannter denkt natürlich nicht darüber nach, ob die Bethätigung seiner Leidenschaft an der Zeit und am Ort sei. Deßhalb sah er auch kaum seinen Feind und Nebenbuhler, als er aufsprang und diesen bei der Gurgel packte. Ein neuer Zweikampf mit Fäusten, Stöcken oder Messern wäre nun unvermeidlich gewesen, hätte nicht der Kaffeewirth sich in's Mittel gelegt. Dieser, selbst ein sehr rüstiger Gesell, trennte die beiden, indem er sie mit seinen riesigen Armen auseinanderriß und jeden nach einer verschiedenen Ecke des Kaffeehauses hinzog. Dann stellte er sich als Schildwacht in ihrer Mitte auf und hielt ihnen folgende Strafpredigt:

„Wißt Ihr denn nicht, Ihr Friedensstörer, welch ein schreiendes Unrecht Ihr gegen mich, gegen Eure hier anwesenden Landsleute und gegen die ganze kabylische Nation begehet? Gegen mich, denn Ihr entweiht durch Euren Zweikampf mein gastliches Local und bringt mich in Verruf, ja Ihr zieht mir die Polizei auf den Hals. Gegen die hier Anwesenden, denn Ihr stört sie in ihrer Ruhe. Ihr gewährt ihnen das häßliche Schauspiel eines Kampfes zwischen Stammverwandten und Ihr bringt sie ebenfalls in Verwicklung mit der Behörde, welche sie als Zeugen, vielleicht gar als Mitbetheiligte citiren kann, was natürlich jedem wahren Kabylen, ein Gräuel sein muß. Endlich gegen unsre ganze Nation denn Ihr bestätigt durch Euren Parteihader das, was die

Franzosen von uns (und nicht mit Unrecht) zu sagen pflegen, daß wir ein uneiniges Volk sind, daß folglich unsre völlige Unterwerfung leicht ist. Ihr wisset, daß Kabylien allein von allen Provinzen der ehemaligen Regentschaft Algier zur Zeit noch unabhängig dasteht; Ihr bedenkt aber nicht, daß, wenn es frei bleiben soll, wir vor Allem einig sein müssen. Namentlich den Nationalfeinden und den Religionsschändern, den Franzosen, dürfen wir nicht das Schauspiel unsrer Uneinigkeit bieten. Was sind denn am Ende die Feindschaftsgründe zwischen Tahtani und Fokani gegen jenen größeren Feindschaftsgrund des National- und Religionshasses? Wollt Ihr Euch als wirkliche Freunde unsrer guten Sache und als wahre Kabylen zeigen, so vergeßt, wenigstens so lange Ihr in einer französischen Stadt weilt, Euren dummen Parteihader. Seht einmal mich an! Ja, namentlich Du Mahmud, sieh mich an! Ich bin auch ein Fokani, so wie Du; aber hier in Bougie bin ich nur ein Kabyle; jeder Kabyle ist hier mein Bruder; jedem, sei er Tahtani oder Fokani, kredenze ich, oft unentgeldlich, die Kaffeeschale, und so sollte es mit allen Kabylen sein. Drum schließt Freundschaft, ich will nicht sagen, werdet zärtliche Freunde, nein, aber geht verträglich miteinander um, so lang ihr in dieser Stadt der Ungläubigen weilt. Thut Ihr's aber nicht, so besitze ich ein gutes Mittel, Euch zu strafen. Ich kann Euch auf der Stelle der französischen Polizei als Ruhestörer übergeben, und alle Anwesenden müssen mir als Zeugen beistehen."

Ich weiß nicht, war es diese letzte Drohung mit der französischen Polizei, bei deren bloßer Erwähnung jeden Kabylen ein geheimnißvolles Grauen zu überrieseln pflegt, oder war es die patriotische Sprache des Kaffeewirthes, was die beiden bisherigen Feinde zur Verträglichkeit umstimmte, jedenfalls fingen sie von jenem Augenblick an, sich mit weniger

wüthenden Blicken anzusehen. Anfangs zwar blieben sie einander noch fern und jeder kauerte in seiner eigenen Ecke des Kaffeehauses. Später aber brachte die Vermittlung anderer Landsleute eine Annäherung zu Stande, und am Ende des Abends saßen sie schon ganz friedlich nebeneinander. Wie auffallend ihre Versöhnung oder anscheinende Versöhnung auch scheinen mochte, so war sie doch nicht unerklärlich. Beide besaßen viele Berührungspunkte, sie stammten aus demselben Dorf, sie standen im gleichen Alter, sie waren beide in ihrer Liebe zu demselben Mädchen, wenn auch aus verschiedenen Gründen, unglücklich gewesen, und zwei Nebenbuhler, wenn sie beide den Korb bekommen haben, hören auf, es zu sein, ja ihr Unglück scheint eher geeignet, eine Annäherung zwischen ihnen herbeizuführen; endlich wollten sich beide derselben Laufbahn widmen und schon der morgige Tag sollte sie als Kameraden in demselben Truppenkörper begrüßen, denn Mahmud stand ebenfalls im Begriff, sich bei den Turco's anwerben zu lassen; beide schienen also bestimmt, ihr künftiges Leben in naher Verbindung miteinander zuzubringen. Doch, welcher Art auch immer die Gründe ihrer Aussöhnung gewesen sein mögen, die Thatsache ist, daß sie, ehe es Mitternacht schlug, sich bereits ganz gut miteinander zu vertragen gelernt hatten, daß sie sogar im Zwiegespräch begriffen waren und der eine dem andern seine Geschichte erzählte.

Saids Geschichte war kurz und für Mahmud ohne hervorragendes Interesse, denn bis zu des Tahtani Abreise von Schellata kannte der Andre sie schon. Mahmuds Erzählung dagegen erwies sich für Said im höchsten Grade wichtig, ja lebensbestimmend; deßhalb wollen wir sie, um ja nichts von derselben zu verlieren, mit den eignen Worten des Erzählers wiedergeben.

„Als Du", so erzählte Mahmud, „vor vierzehn Tagen

unser Dorf verließest, da lag ich zwar noch unwohl zu Hause, aber mir entging deßhalb durchaus nichts von den Neuigkeiten im Dorfe, besonders, da die alte Habba, welche, wie Du weißt, außer ihrem Kuppelgeschäft, sich auch der Heilkunde widmet, mich oft zu besuchen pflegte. Von ihr erfuhr ich so trotz meiner Krankheit oder vielmehr grade in Folge dieser, da sie mich mit der lebendigen Dorfchronik zusammenbrachte, mehr, als wenn ich gesund und wohlauf gewesen wäre und mich selbst nach Neuigkeiten hätte umsehen können.

„Habba erzählte mir, daß Ammer, der Fokani, schon seit einiger Zeit der gealterten Reize seiner Ehredidscha müde, sich nach einer neuen Gattin umsehe, und zwar sei es abermals eine Tahtania, welche sein Wohlgefallen gefesselt habe, nicht aber er das ihrige, denn sie scheine ihn vielmehr wie ein aufgescheuchtes Reh den gefürchteten Jäger zu fliehen; doch, Du weißt, daß nach der Einwilligung des Mädchens bei uns nicht viel gefragt zu werden pflegt. Bekanntlich wird die kabylische Jungfrau, wenn sie zur Ehe reif befunden wurde, dem Bräutigam, ohne daß man sie fragt, ob es ihr Recht sei oder nicht, von ihrem Vater überliefert, oder sie muß, was freilich selten vorkommt, wie es aber in Ammers Falle nicht anders sein konnte, vom Liebhaber gewaltsam entführt werden, und in beiden Fällen gilt sie für das willenlose Eigenthum ihres Mannes. Die Schöne, welche Ammer liebte, war eine gewisse Omaja, ein sechszehn- oder siebenzehnjähriges Mädchen aus Eurem Stadttheile. Tagtäglich, so berichtete mir die Kuata, pflege sich Ammer, in seiner tollkühnen Weise oft ganz allein, in's feindliche Quartier zu begeben, um seine Geliebte zu sehen. Die Alte sagte mir, als sie dieser so standhaften Liebe eines älteren Mannes erwähnte: Du sollst es sehen, mein Söhnchen, daß bald etwas Auffalendes sich zutragen wird. Sie hatte nicht Unrecht, denn

schon zwei Tage nach ihrer ersten Erwähnung Omaja's, kam sie in höchst aufgeregtem Zustande an mein Krankenlager und meldete mir das geschehene Ereigniß. „Denke Dir, mein Söhnchen", so erzählte Habba, „Ammer hat zum zweiten Male eine Tahtania entführt, aber diesesmal ist es ihm dabei nicht so gut gegangen wie das erstemal; der Vater der Braut hat sich nicht todtschießen lassen, wie der Chredidscha's, sondern hat vielmehr . . . . doch hast Du noch nichts von Ammers Tode gehör?"

„Merkwürdigerweise hatte ich diese, für unsere gesammte Partei so wichtige Nachricht noch nicht vernommen. Der Grund davon war wohl der, daß alle meine Verwandten zu sehr mit den Vorbereitungen zu einem neuen Kampf, welcher bald darauf losbrechen sollte, beschäftigt waren und man an mich, den mein hinfälliger Zustand von jeder Theilnahme daran ausschloß, nicht dachte. Jetzt erst sollte ich's von Habba mit allen Einzelheiten erfahren.

„Ja, mein Söhnchen", so sprach sie, „Ammer war ein tollkühner Mann, und er hat auch diesesmal seine Tollkühnheit bewiesen, indem er die junge Omaja am hellen Tage, mitten aus einer ganzen Schaar von Kabylinnen, vom Brunnen weg entführte und zwar ganz wider ihren Willen, denn die Aermste schrie und heulte, um einen Stein zu erweichen, ja sie schlug um sich und wehrte sich. Aber das half ihr nichts. Keine Kabylin wagte es, ihr gegen den gefürchteten Ammer zu Hülfe zu kommen und diesen schien ihr Widerstand weit entfernt, ihn zu entmuthigen, im Gegentheil nur noch glühender verliebt zu machen und noch mehr zu reizen, ähnlich wie alle unsre Männer in der Brautnacht desto mehr entflammt zu werden pflegen, je mehr die Schöne sich zur Wehre setzt, was bekanntlich für ein Zeichen ihrer Tugend, Sittsamkeit und Jungfräulichkeit gilt, und keinem Ehe-

mann den Gedanken einflößt, als sei die Neuvermählte ihm etwa abgeneigt. Aber obgleich in diesem Falle die Braut im höchsten Grade ihrem Entführer nicht nur abgeneigt schien, sondern es aus begreiflichen Gründen auch sein mußte, so sah sie sich doch gezwungen, sich der Gewalt zu fügen, da kein Mann ihrer Partei im Augenblick in der Nähe weilte und jede Hoffnung auf Befreiung verloren war; ja sie konnte selbst das nicht verhindern, daß die nächste Morgensonne sie als Ammers Frau und Chredidscha's Nebenbuhlerin begrüßte. Wie das Verhältniß dieser letzteren zu der jungen Mitgattin sich gestalten würde, dieses zur Entscheidung zu bringen, erlaubte die Zeit nicht, denn beide sollten ebensoschnell Wittwen desselben Mannes werden, als sie dieser zu Nebenbuhlerinnen gemacht hatte. Wie er es nach der Entführung Chredidscha's gethan hatte, so begab sich auch diesesmal Ammer nach vollzogener Ehe in den Stadttheil der Tahtani und forderte, die Flinte in der Hand, den Vater der Entführten auf, die Heirathsgabe für seine Tochter zu bestimmen und entgegenzunehmen. Aber, wie im Falle Chredidscha's, so kam es auch diesesmal, statt zu einem Einverständniß, zu Flintenschüssen, nur daß jetzt es nicht der Vater der Braut war, welcher fiel, sondern Ammer."

„Es war in der That so, wie die Alte erzählt hatte. Die nächste Folge von Ammers gewaltsamen Tode bildete eine Erneuerung der blutigen Feindseligkeiten zwischen Tahtani und Fokani. Wenige Tage vergingen, so trafen sich beide Parteien auf dem Gemeindefeld. Alle wehrbaren Männer des Dorfes fanden sich bei dem Kampfe ein, nur ich mußte leider aus bekanntem Grunde wegbleiben. Es ging blutig her. Lange neigte sich der Sieg auf unsre Seite, aber der Verlust eines so tollkühnen und muthigen Kämpfers, wie Ammer, machte sich doch merklich fühlbar. Du weißt, daß

der streitbaren Männer im Dorf nicht viele sind. Der Unsern mochten etwa vierzig sein, Eure Partei besaß die Ueberzahl und gewiß an zehn Kämpfer mehr. Diesem Umstand allein kann ich es zuschreiben, daß sich der Sieg zu Euren Gunsten entschied, denn an Tapferkeit standen wir den Tahtani um nichts nach. Aber unsre Niederlage war glorreich, wenn auch schrecklich; glorreich, denn wir flohen nicht, sondern hielten Stand, so lange es nur menschenmöglich schien; schrecklich, denn wir verloren so viele Leute, daß unsre Partei für lange Zeit gegen die Eure geschwächt erscheinen muß. Wie manche blutige Leiche, mit ruhmreichen Wunden, alle auf der Vorderseite des Körpers bedeckt, sah ich an unserm Hause vorbeitragen! Ich knirschte vor Wuth, aber ich war ohnmächtig, etwas zur Befriedigung meines Rachegefühls zu thun. Meine gezwungene Unthätigkeit am Tage des Kampfes erschien mir wie eine Schande. Ich glaubte, es nicht wagen zu können, mich fürder im Dorfe zu zeigen. Ich fürchtete, Alle würden auf mich, als einen Feigling, mit Fingern weisen. Ich fürchtete den Tadel der Fokani, den Hohn der Tahtani. Außerdem schien mir nun alle Hoffnung, Neßla's Gatte zu werden, geraubt. Denn diese hing jetzt, nach Ammers Tode, lediglich von ihrer Mutter ab und Chredidscha ist eine viel zu wüthende Tahtania, als daß sie jemals ihr Kind einem Fokani geben würde. Deßhalb beschloß ich, sobald ich geheilt sein würde, das Dorf zu verlassen; und die alte Habba, wenn sie schon sonst nicht viel taugen mag, hat wenigstens das Gute, daß sie sich vortrefflich auf Heilung von Wunden und Mälern versteht. Sie hat es möglich gemacht, daß ich sobald aufstehen konnte. Meinen Vorsatz, auszuwandern, setzte ich denn auf der Stelle in's Werk und so siehst Du mich nun hier, bereit, Tahtani und Fokani zu vergessen, und ein Turco zu werden."

Said hatte während dieser Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Seine ganze Partei-Leidenschaft erwachte zwar lebhaft bei der Schilderung des Kampfes. Was aber sein Interesse in weit höherem Grade in Anspruch nahm, war die Nachricht vom Tode Ammers. Dieser Mann hatte ja das einzige Hinderniß seiner Verbindung mit Neßla gebildet! Jetzt, da er todt war, wie konnte da Said noch darauf bestehen, Turco zu werden? Er hatte keine wirkliche Verpflichtung eingegangen, noch war er nicht im Werbebureau eingeschrieben worden. Die Anfangs als eine unangenehme Verzögerung verwünschte, nun aber im Licht einer gütigen Vermittlung der Vorsehung erscheinende Abwesenheit des sogenannten Majors hatte ihn vor einer mehrjährigen Gebundenheit gerettet. Aber Said fühlte sich gewissermaßen doch moralisch verpflichtet, da er schon das Brod seines künftigen Dienstherrn gegessen hatte. Von dieser Verpflichtung hoffte er sich dadurch zu lösen, daß er an seiner Statt und gleichsam als Ersatzmann Mahmud dem Werbeoffizier zuführte.

Am folgenden Tage also ging Said, dießmal mit seinem neuen Gefährten, wieder zum pausbäckigen Capitän und stellte demselben den Fokani vor, indem er sagte; „Ich bin, o großer Häuptling, durch ein unvorhergesehenes Familienereigniß selbst verhindert, jetzt Soldat zu werden. Dafür will ich Dir aber meinen Bruder (alle Kabylen nennen sich einem Franzosen gegenüber Brüder) zuführen, der vom Wunsche erglüht, unter Deinem ruhmreichen Commando zu kämpfen.“ Der dicke Capitän machte zwar Anfangs ein recht brummiges Gesicht, strich seinen rothen Knebelbart und murmelte: „Verteufeltes Kabylenvieh, hat mich angeführt und umsonst mein Brod gefressen!“ Als er aber Mahmud genauer betrachtete und entdeckte, daß derselbe noch größer und kräftiger, als Said, und überhaupt eine imposante Erscheinung war, besänf-

tigte sich sein Zorn allmählig. Endlich rief er: „Wir gewinnen ja nur beim Tausche. Der Kerl ist ein noch viel prächtigeres Thier, als sein Bruder. „Und Du", so wandte er sich zu Said, „gehe einmal auf die Straße und sieh' nach, ob ich dort bin! Wenn nicht, so versuche, wie mein Absatz unter Deinen Rücken paßt."

Said ließ sich diese burschikose Entlassungsformel, die bei gemeinen Franzosen sehr üblich ist, nicht wiederholen, sondern eilte hinaus, ging in's Kaffeehaus, nahm von all' seinen Freunden Abschied, und zwei Tage darauf war er schon wieder in Schellata.

Das Erste, was Said, als er sein älterliches Haus wiederbetrat, erblickte, war eine Gruppe von vier Frauen, welche in Eintracht bei einander saßen und unter dem Vorwand, Oliven auszulesen, plauderten. In zwei derselben erkannte er seine Mutter und Schwester, wer aber waren die beiden andern? konnte Said seinen Augen trauen? waren es wirklich Chredidscha und Neßla? Als er eintrat, stießen alle vier ein lautschallendes, dem Schakalsgebell ähnliches Freudengeschrei aus, wie solches bei den Kabylinnen üblich ist, wenn ein Verwandter von Reisen zurückkehrt, und nun erkannte der junge Mann, daß er sich nicht geirrt hatte. Es waren in der That seine Geliebte und deren Mutter. Wie aber waren sie hierhergekommen? Nichts konnte natürlicher zugegangen sein. Der Tod Ammers befreite Chredidscha aus ihrer Gefangenschaft, das heißt aus den Banden der feindlichen Partei und versöhnte sie zugleich auch mit ihrem Bruder, der nun nicht mehr die Ausübung der Blutrache von ihr fordern konnte. Dieser Bruder war aber Said's Vater, bei welchem sie nun ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Da bei allen Moslems die eheliche Verbindung zwischen Geschwisterkindern als besonders wünschenswerth angesehen

zu werden pflegt, so brauchen sich meine Leser nicht zu wundern, wenn Said und Neßla bald ein Paar wurden. Auf ihrer Hochzeit erschienen dieselben Musikanten, dieselben Sänger und Tänzerinnen, wie auf jener, bei welcher einst Said, als Frau verkleidet, zugesehen hatte. Auch die alte Habba fehlte nicht und hielt den Neuvermählten eine kurze Hochzeitsrede: „Ja, meine Kinderchen", so sagte sie, „glaubt mir, mit Eurer Liebe ist es am besten zugegangen. Eine Liebe ohne Hindernisse gleicht einem Messer ohne Schneide. Die so leicht zusammen kommen, die hängen selten aneinander. Wer aber kämpfen muß, ehe er seine Liebe erfüllt sieht, der allein weiß sie zu schätzen. Drum zweifle ich auch nicht im Geringsten an Eurem Glück und würde Euch meinen Segen geben, wenn derselbe nicht für ein böses Omen gälte."

Berichtigung.

S. 32 Z. 15 v. u. zu lesen: Charybdis anstatt Charibdis.

H. Neubürger's Buchdruckerei in Dessau.